Richard Lepsius.

Ein Lebensbild

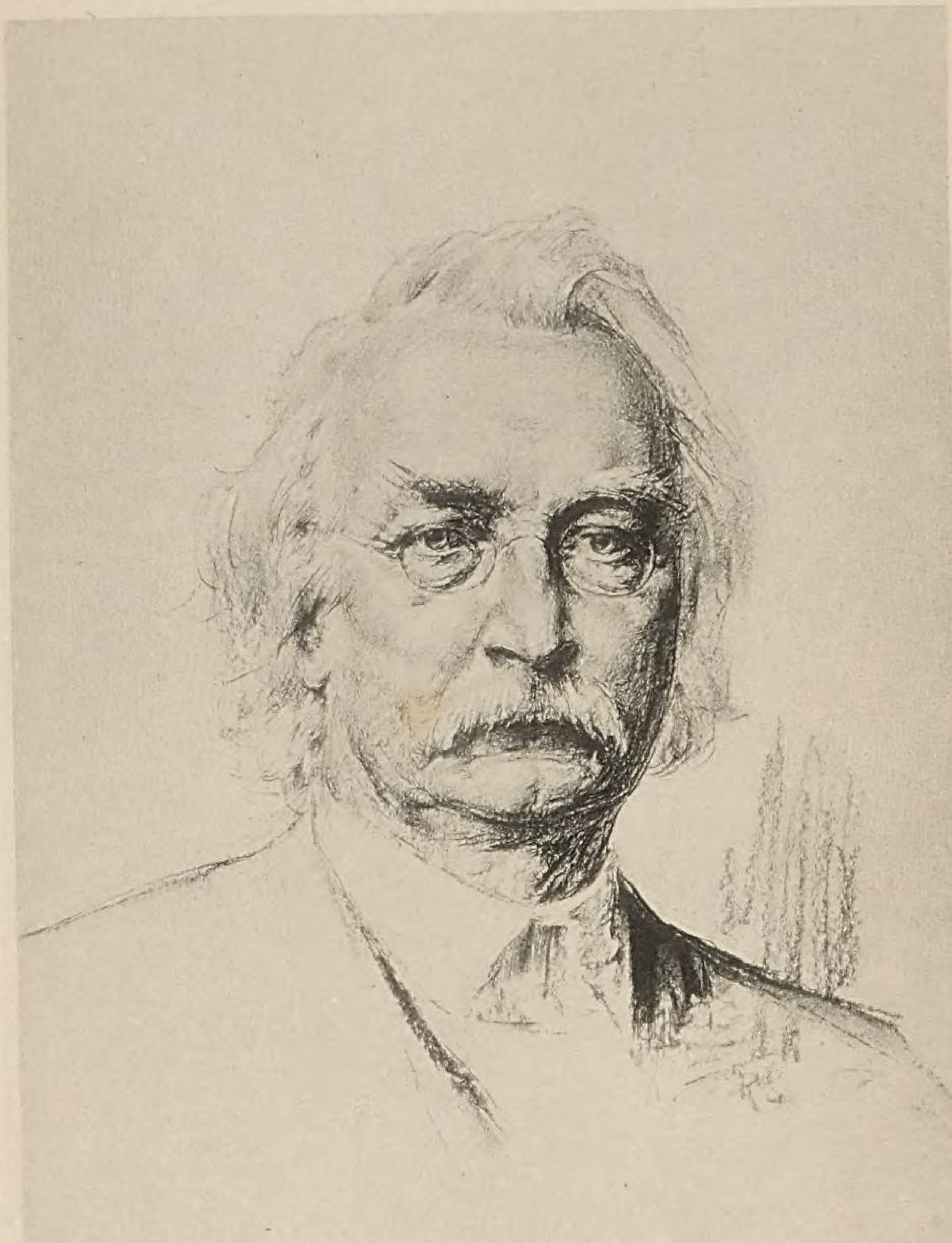
von

Georg Ebers.

Mit einem Lichtdruck und einem Holzschnitt.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1885.

Richard Lepsius.



Verlagsanstalt Bruckmann repr.

Richard Lepsius

Verlag von W. Engelmann, Leipzig.

Richard Lepsius.

Ein Lebensbild

von

Georg Ebers.

Mit einem Lichtdruck und einem Holzschnitt.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1885.

Richard Lepsius.

Ein Lebensbild

von

Georg Ebers.

Mit einem Lichtdruck und einem Holzschnitt.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1885.

Herrn Dr. Johannes Dümichen,

O. Professor der ägyptischen Sprache und Alterthumskunde an der Universität zu Straßburg.

Mein lieber Johannes!

Dies Lebensbild soll Dir gewidmet sein. Als ältester Schüler unseres Meisters hast Du gewissermaßen ein Anrecht darauf. Aus manchem Gespräche mit Dir und aus Deinen Briefen nach seinem Tode hab' ich ersehen, wie freudig Du stets bereit warst, die großen Eigenschaften unseres Lepsius anzuerkennen, und wie oft hat der Entschlafene mir gegenüber hinter Deinem Rücken Deiner begeisterten und opferwilligen Hingabe an unsere Wissenschaft mit Wärme gedacht.

Nimm diese Gabe auch hin als kleines Antidoron für die mancherlei Geschenke, welche mir und jedem Aegyptologen von Dir dargebracht worden sind. Dem Vorgang des Meisters folgend, bist Du nach Aegypten gezogen und hast

Dir dort, gleich ihm, die Aufgabe gestellt, den Fachgenossen zu Hause die ungehobenen inschriftlichen Schätze zu eröffnen, an denen die Tempel und Grüfte im Nilthal immer noch so reich sind.

Von Hunderten von Wänden hast Du den Bilder- und Hieroglyphenschmuck gleichsam abgezogen und ihn in handlichen Bänden der Forschung zugänglich gemacht. Eine stattliche Reihe von Folianten — da stehen sie, und ein jeder enthält herzliche Worte, die mich Deines treuen Gedenkens versichern — legt Zeugnis ab für Deinen Fleiß, die Schärfe Deines Auges und Geistes, die Genauigkeit Deiner Hand. Aber nur Wenige wissen, wie große Opfer an Behagen, Schlaf, Gesundheit und eigenem Besitz in diesen Bänden verborgen liegen, denn ohne nennenswerthe Unterstützung des Staates und seiner Leiter hast Du, auf Dich selbst gestellt, Großes erworben. Keine schützenden und fördernden Fermane, kein mächtiger Schutzherr, der die Kosten der Publicationen zu tragen bereit gewesen wäre, keine helfenden Reisegenossen haben Dir zur Seite gestanden, als Du Jahre lang bis tief in den Sudān hinein den Nil hinaufzogst. Monat auf Monat hast Du Dich bei dem Gotte, dem das Heiligthum

Deiner Wahl geweiht war, zu Gaste geladen, auf hartem Lager in einem Gemach des Tempels, den es zu durchforschen galt, die Nächte verbracht und mit den Arabern die karge Mahlzeit getheilt. Woher Du die Ausdauer genommen, in der Gruft des Petuámenapt, dem sogenannten Fledermausgrabe, in wochenlanger Arbeit die Wandinschriften zu copiren, während die tagesscheuen Unholde Dir die Lichter verlöschten, Dich in Schwärmen umsausten und sich in jenem prächtigen Bart verfingen, der Dir unter den Arabern den Namen Abu Dakn (Vater des Bartes) verschaffte, wird mir stets unbegreiflich erscheinen.

Aber Deine Ausdauer hat schöne Früchte getragen. Durch Dich und Deine Arbeiten sind die vorher vernachlässigten Inschriften aus der Ptolemäerzeit erst recht zu Ehren gekommen. Zu wie vielen Geheimnissen birgt sich gerade in ihnen der Schlüssel, und wie scharfsinnig hast Du es verstanden, den Werth der räthselhaften Zeichen festzustellen, mit denen die Priester in der Lagidenzeit die Mysterien, denen sie offener Worte liehen, als ihre Vorgänger in früheren Epochen, dem Verständnis der Menge zu entziehen wußten. Die schöngesichtige goldene Hathor, unter deren Schutz Du so lange und entbehrungsvolle

Monde verbrachtest, hat Dir ihr liebstes Heiligthum, das von Dendera, ganz zu eigen gegeben, und Tehuti Dir beigestanden, die Bruchrechnung der Aegypter richtig aufzufassen, viele ihrer Maße zu bestimmen und die Eintheilung des ägyptischen Landes in alter Zeit klar zu legen.

Solchem Geber eine Gabe zu reichen bereitet Freude, und wenn die meine, lieber Johannes, Dir zusagt, wird es mir wohlthun.

An Fleiß und Sorgfalt habe ich es bei ihrer Herstellung nicht fehlen lassen, aber ich würde dennoch das Ziel, welches mir von vorn herein vorgeschwebt hatte, nicht erreicht haben, wenn mir nicht die Familie des Verstorbenen mit so großer Freundlichkeit und so schönem Zutrauen alles Material, worüber sie verfügte, zur Benutzung überlassen hätte. Die Tagebücher der Frau Lepsius, die Briefe ihres Gatten an sie, an seine Eltern, an Bunsen u. A. m., des Altmeisters eigene Aufzeichnungen in Agenden- und Tagebuchform, auf Zetteln und in kleinen Gedichtbüchern, an die sich auch die Poesieen des Hausfreundes Abeken schlossen, haben mir die wichtigsten Dienste geleistet, die Leiter der Schulpforte, besonders ihr Rector H. Professor Volkmann, sowie H. Pro-

fessor Buchbinder ertheilten mir bereitwillig erwünschte Auskunft, schon veröffentlichte Memoiren und Briefsammlungen halfen mir manche Lücke ausfüllen, und wo ich in die Akten öffentlicher Behörden Einblick verlangte, ist mir überall mit dankenswerther Zuvorkommenheit entgegengekommen worden. Besondere Erkenntlichkeit schulde ich den mancherlei brieflichen und mündlichen Mittheilungen, welche mir der älteste Sohn des Entschlafenen, Professor Dr. R. Lepsius in Darmstadt, ertheilt hat.

Die wichtigsten Unterlagen haben natürlich die Werke des Meisters und die eigenen lebendigen Erinnerungen an seine Person ergeben.

Der Index der Schriften wird, denk' ich, Dir und manchem Collegen willkommen sein. Ihn derjenigen Vollständigkeit, die er erlangt hat, entgegenzuführen, war eine mit mancherlei Schwierigkeiten verbundene Aufgabe.

Du wirst selbst zu beurtheilen haben, ob das alte „Schülerlob hinkt" auch auf dies Lebensbild Anwendung findet. Ich bin mir bewußt, zwar mit Liebe, aber doch mit aller Objektivität den Pinsel geführt zu haben. Bei der großen Fülle des Materials galt es weit weniger

nach Neuem zu suchen als zu sichten und auszusondern, und dies mußte gegenüber den 27 Bänden des interessanten Tagebuches der Frau Lepsius mit besonderer Energie und Vorsicht geschehen.

Hoffentlich wirst Du, der älteste Schüler des Meisters, keinen wesentlichen Zug an diesem von Freundeshand gemalten Bildnis eines uns beiden theueren Verstorbenen vermissen und finden, daß sein Schöpfer nicht mehr aus dem Eigenen hinzugethan hat, als es dem Historiker erlaubt ist. Er bringt Dir dies Buch liebevoll dar und weiß, daß Du es ebenso annehmen wirst von

Deinem

sehr getreuen

Leipzig,
Ostern 1885.

Georg Ebers.

Inhalts-Verzeichniß.

Richard Lepsius,

der Altmeister der Aegyptologie, hat im vergangenen Sommer die Augen geschlossen, und sein Hingang ist nicht nur in unserer Heimat, sondern auch unter den Gelehrten aller Lande tief beklagt worden. An mich ist die Aufgabe herangetreten, sein Lebensbild zu zeichnen, und ich habe mich dieser Aufgabe gern unterzogen; denn unter seinen Schülern bin ich — wenn ich meinen lieben und trefflichen Freund und Collegen Dümichen in Straßburg ausnehme — der älteste; eine nahe, nie getrübte Freundschaft hat mich mit dem geliebten Meister, dem wohlwollenden Förderer meiner Studien, dem Collegen, dem Manne, welcher mit feinem Verständnisse wie meinen wissenschaftlichen so auch meinen poetischen Schöpfungen gefolgt ist, bis an sein Ende verbunden, und seine Familie ist mir in der gütigsten Weise entgegen gekommen, indem sie mir Alles zur Verfügung stellte, was aus dem Nachlasse des Verstorbenen meinem Zwecke nur immer dienen konnte. Tagebücher,

Agenden, Briefe von hohem Interesse wurden mir zur Einsicht überlassen, und dies reiche Quellenmaterial bestätigte meine Überzeugung, daß wohl selten die Persönlichkeit eines deutschen Gelehrten ein so rund und glücklich in sich abgeschlossenes Ganze gebildet hat, wie diejenige des Mannes, dessen Lebensbeschreibung es mir zu geben oblag. In seiner Gestalt findet sich Alles vereint, was von einem Gelehrten im höchsten Sinne des Wortes verlangt werden darf, und so wird der Biograph, indem er die Entwickelung, die Persönlichkeit und die großartige Thätigkeit dieses Mannes darstellt, seiner Nation zu gleicher Zeit das Musterbild, den schönen und nachahmungswürdigen Typus eines deutschen Meisters der Wissenschaft vorzuführen vermögen.

In jener großen, in allen Kulturländern heimischen Genossenschaft, welche man „die gebildete Welt" nennt, gehört der Name R. Lepsius zu den wohlbekannten. In diesem Kreise weiß auch jedermann, daß er ein großer Aegyptolog gewesen sei, und wie man den Diamanten im Diadem des Königs für echt hält, auch wenn man ihn nur von fern sieht, so glaubt man an den Werth und die Bedeutung der Arbeiten des berühmten Gelehrten, obgleich man nicht einmal ihre Titel kennt, und es unter zehntausend kaum Einem vergönnt ist, sie einzusehen, sie zu prüfen oder gar sich in sie zu versenken.

Die kurzen Nachrufe und biographischen Skizzen,

welche die Zeitungen und Zeitschriften kurz nach dem Tode des Altmeisters gebracht haben, konnten nur ganz allgemein über seine Thätigkeit unterrichten, und doch hat sich dieselbe auf viele und wichtige Gebiete der Wissenschaft erstreckt, und doch hat seine sichere und starke Hand Fundamente gelegt, auf die sich eine lange und mannigfaltige Reihe von künftigen Forschungen stützen kann und muß.

An uns wird es sein, in einer jedem Gebildeten zugänglichen und verständlichen Weise zu zeigen, welcher Natur die wissenschaftlichen Thaten gewesen sind, denen Lepsius seine hohe und wohlverdiente Anerkennung und Berühmtheit verdankt, und welchen Mann die Nation in ihm verloren hat.

Georg Ebers.

Knabenjahre und Lehrzeit.

Richard Karl Lepsius ward geboren am 23. December 1810 zu Naumburg a. d. Saale, einer hübschen Stadt, die sich an den mit Reben bepflanzten Vorbergen des Thüringer Waldes freundlich erhebt. Hier verlebte er seine Kindheit unter Umständen, wie sie günstiger für den künftigen Gelehrten und Alterthumsforscher nicht gedacht werden konnten.

Sein Vater — später Landrath und Geheimer Regierungsrath — war damals daselbst sächsischer Finanzprokurator für den gesammten Thüringer Kreis und als solcher eine der ersten Persönlichkeiten des Ortes und der Gegend. Naumburg ist reich an würdigen Bauten aus dem Mittelalter, und Carl Peter Lepsius, der Vater des jungen Richard, verwandte die Muße, welche seine anspruchsvolle Thätigkeit ihm gewährte, auf die Erforschung der Geschichte dieser ehrwürdigen Denkmäler. Er war es, welcher den thüringisch-sächsischen Verein für Alterthums-

kunde, dessen Sitz später nach Halle verlegt wurde, stiftete, und die drei Bände seiner kleinen Schriften legen Zeugnis ab für seinen ernsten und tüchtigen Forschungsgeist. Er wird als ein strenger und ordnungsliebender Beamter von vornehmer Haltung, sowie als unermüdlicher Arbeiter dargestellt, und eben diese Eigenschaften sind dem Sohne als väterliches Erbtheil zugefallen und haben später seine Größe bedingt.

Bei denjenigen hervorragenden Männern, welche in Folge bedeutender Eigenschaften des Gemüthes oder der Einbildungskraft hohe Ziele erreichten, ist gewöhnlich der mütterliche Einfluß maßgebend gewesen, während da, wo Kraft und Schärfe des Geistes einen Mann groß machten, die väterliche Natur den Ausschlag zu geben pflegte. Ein Dichter wie Goethe, ein Glaubensmann wie Augustin, ein Napoleon Bonaparte, dessen Einbildungskraft alle Schranken überflog, dankten ihr Bestes der Mutter; der strenge, nie in's Ungewisse strebende, sondern überall der Vertiefung zugewandte Geist eines Lepsius mußte ein väterliches Erbgut sein.

Was sich in Thüringen und Sachsen für Alterthümer interessirte, stand mit dem Naumburger Archäologen und Vereinsgründer in Beziehung, die Luft des Hauses, in dem der Knabe heranwuchs, war mit historischen und antiquarischen Interessen gesättigt, der Gebieter desselben ließ den

Sohn früh an denjenigen Beschäftigungen Theil nehmen, welche er selbst nur als „Liebhaberei“ betreiben durfte, und denen seine Neigung doch ganz gehörte, und so begreift es sich leicht, daß der Finanzprokurator, sobald er den wissenschaftlichen Sinn des Sohnes erkannt hatte, alles that, um diesen zu fördern und aus seinem Kinde das zu machen, was er selbst unter günstigeren Verhältnissen hätte werden können: Einen großen Forscher, dem die Wissenschaft Ein und Alles, Zweck und Ziel des Daseins, kurz Lebensberuf sein durfte.

Schulpforte.

Die Umstände erleichterten die Erreichung dieses Zieles, denn in Naumburg's unmittelbarer Nähe war die Schulpforte gelegen, eine gelehrte Bildungsanstalt, welche, als der junge Lepsius Aufnahme unter ihren Zöglingen fand, längst zu jener Blüte gelangt war, deren sie sich heute noch erfreut.

Privatlehrer hatten ihm unter Leitung des Vaters den ersten Unterricht ertheilt, und schon zu Ostern 1823 war er als zwölfjähriger Knabe für die Aufnahme in die Schulpforte, welche mit der Tertia der Preußischen Gymnasien beginnt, reif befunden worden. Ilgen war damals Rektor dieser Anstalt, aber tiefer als er

scheint Professor Lange, sein „Tutor“, welcher nach Lepsius’ Abgang 1831 Rektor wurde, doch leider wenige Monate nach Antritt dieses Amtes starb, auf den Schüler gewirkt zu haben. Er ist von all seinen Lehrern der einzige, dessen er in dem seiner Dissertation angehängten „Lebenslaufe“ besonders gedenkt, und in der That hat dieser Mann durch sittlichen Ernst, tiefe Kenntnisse und geistvolle Interpretation der alten Klassiker bedeutenden Einfluß auf den begabten Schüler geübt.

Professor Koberstein war drei Jahre vor Lepsius in die Pforta gekommen und hatte frisches Leben in den deutschen Unterricht gebracht, indem er die Schüler auch für Alt- und Mittelhochdeutsch zu interessiren verstand und in einem ausgewählten Kreise Abends in seiner Wohnung nach Tieck’scher Manier deutsche und Shakespeare’sche Dramen vorlas. Wie bedeutend der Unterricht dieses tüchtigen Pädagogen und Gelehrten auf Lepsius gewirkt hat, geht aus der sogenannten Valedictionsarbeit hervor, welche er gemäß einem damals in der Pforte üblichen Gebrauche vor seinem Abgange zu verfassen und einzureichen hatte. Diese fleißige und für einen achtzehnjährigen Knaben ungewöhnlich reife Arbeit behandelt das folgende selbstgewählte Thema: „Über den Einfluß, welchen die Behandlung der deutschen Grammatik in den neuesten Zeiten und die aus ihr und der größeren Bekanntschaft mit

dem Sanskrit hervorgegangenen allgemeinen Sprachvergleichungen auf die Richtung der Philologie überhaupt und namentlich der klassischen haben müssen." Aus dem kleinen, dieser Arbeit angehängten Lebenslaufe geht hervor, daß Koberstein Lepsius auch im Altdeutschen und Italienischen besonderen Unterricht ertheilt hatte. „Ewig", schreibt der Schüler beim Abgang von der trefflichen Anstalt, deren er noch spät mit Liebe und Dankbarkeit gedachte, „werden mir die Zeiten, welche ich bei Ihnen zubrachte, als die Lichtpunkte meines hiesigen Lebens erscheinen".

Und er hatte Grund, Koberstein dankbar zu sein, denn in der erwähnten, unter seinen Auspicien verfaßten Valedictionsarbeit sehen wir gleichsam den Weg vorgesteckt, welchen Lepsius' Studien nach manchem Tasten und Versuchen endlich einschlagen sollten. Bei ihm, wie bei so vielen, hat eine bedeutende Persönlichkeit schon in der Schulzeit bestimmend auf die spätere Geistesrichtung gewirkt. Vater Lepsius, der Archäolog, und Koberstein, der tüchtige Sprachkenner, haben dem Sohn und Schüler die Ziele, denen er später gefolgt ist, von ferne gezeigt; anderen war es vorbehalten, ihn auf denselben als Führer festzuhalten und zu leiten.

Um Ostern 1829 bestand Lepsius, siebzehn Jahre alt, das Abiturientenexamen mit dem Gesammtzeugnisse I und verließ die Pforta mit einem durch fröhliche Knabenspiele

auf dem Turnplatze, der Schlittschuhbahn und in der Schwimmschule gekräftigten Körper, mit einem für jedes Studium wohl vorbereiteten Geiste und der sicheren Herrschaft über die alten klassischen Sprachen. —

Wie lieb ihm die Schule gewesen, zeigen die folgenden Verse aus dem Abschiedsgedichte, das er ihr weihte:

„Dort oben auf jenem Berge
Da stand ich tausend Mal
Und schaute mit Entzücken
Herab in's liebe Thal.

Und droben der leuchtende Himmel!
Und drüben der silberne Fluß!
Was für ein traulich Wohnen
Hier unten an Berges Fuß!

Es strecken die grauen Mauern
Die Arme zu mir herauf.
Dort unten in dem Garten,
Wer sammelt sich zu Hauf?

Viel jugendliche Gestalten,
Die weben sich zum Spiel.
Woher, woher im Herzen
Das traurige Wonnegefühl?"

Der strenge Vater, welcher als Landrath und Commissarius für die Abiturienten-Prüfungen den Leitern der Schulpforte als einflußreiche Persönlichkeit gegenüberstand, hatte gewünscht, daß in der Abgangscensur die Leistungen seines Sohnes nicht milder als die jedes anderen Alumnen

beurtheilt werden möchten, und nachdem derselbe mit der I geehrt worden war, schrieb ihm der Direktor Ilgen die folgenden beruhigenden Worte, denen eine Mittheilung des Hergangs der Prüfung vorausgeht: „Sie dürfen sich also durchaus nicht den Gedanken machen, als ob Sie gegen jemanden Verbindlichkeiten hätten. Ich versichere von meiner Seite, daß ich das, was ich gethan, gethan haben würde, wenn Sie selbst mein größter Feind gewesen wären, und daß ich bloß nach meinem Gewissen gehandelt, und eben dieses können Sie von Neue und Jacobi annehmen".

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der junge Lepsius zu den hervorragendsten Schülern der Anstalt gehört hat. Zu Königs Geburtstag am 3. Aug. 1826 hatte man ihm die Aufgabe gestellt, ein Festgedicht zu verfassen und vorzutragen. Er wählte den Stoff „Albrecht von Babenberge" und behandelte ihn geschickt genug in der Nibelungenstrophe.

Das Dichten hat ihm auch noch später Freude gemacht, und so ernsten Sinnes er sich auch von Anfang an der Wissenschaft hingab, legt doch unter den uns vorliegenden Gedichten manch scherzhaftes Lied für die Heiterkeit seiner jungen Seele Zeugniß ab.

Leipzig.

Vater Lepsius bewahrte die meisten Briefe auf, welche ihm der Sohn aus Leipzig, wo er seine Studien begann, geschrieben hatte. Es geht aus denselben hervor, wie ernst er von vorn herein in's Zeug ging, und mit welcher Aufmerksamkeit der Landrath in Naumburg nicht nur dem äußeren Leben, sondern auch der wissenschaftlichen Thätigkeit seines Sohnes gefolgt ist. Der ordnungsliebende Beamte verlangte Auskunft über die Verwendung jedes Groschens, mit welchem er den Sohn ausstattete, und die den Briefen des Studenten beiliegenden Rechnungen lehren, wie wohlfeil es sich vor einigen fünfzig Jahren in Leipzig leben ließ. Der gute Mittagstisch, bei dem es eine Suppe, Braten und Salat oder Compot gab, kostete 3 Groschen, der Morgenkaffee schien Richard für einen Groschen zu theuer, das Mittagsbier kam für 14 Tage auf 7 Groschen, ein Zimmer im Gasthofe für eine Nacht 3 Groschen, ein Stück (1/2 Pfd.) Butter 2 Groschen 3 Pfennig. Übrigens scheint der fleißige Studiosus schon im dritten Semester von dieser genauen Rechnungslegung dispensirt worden zu sein, aber sie hat ihm zum Segen gereicht, denn gerade die großartigsten unter seinen späteren Arbeiten würden ganz anders gerathen oder gar nicht für ihn her-

stellbar gewesen sein, ohne den strengen ihm angeerbten und anerzogenen Ordnungssinn. Wenn er z. B. nach der Heimkehr von Aegypten die Tausende von Bogen, mit denen er Inschriften abgeklatscht hatte, ohne das geringste Versehen an die rechte Stelle zu setzen und an einander zu passen vermochte, so setzt dies eine so peinliche Genauigkeit in der Bezeichnung und Zifferirung jedes Blattes voraus, wie sie vor ihm von keinem Reisenden, auch nicht von Champollion und Rosellini, in deren Werken Versehen nichts Seltenes sind, geübt worden war.

Daß er Philologie studiren wolle, war ihm von vorn herein klar; aber er schwankte doch ziemlich lange, welcher Richtung er später zu folgen habe. Er hatte sich zu rechter Zeit eingestellt, doch die Herren Docenten machten es sich in jener Zeit bequem. Godofredus Hermann, von dem er das Beste hoffte, begann erst nach Pfingsten zu lesen, „die meisten anderen, wie Beck, Rost, Nobbe, Weiske erst anfangs Juni.“ Das erste Colleg, dem er folgte, war Wachsmuth's „Allgemeine Weltgeschichte“. „Seine Einleitung“, schreibt er an den Vater, „worin er sich über Erklärung des Begriffes, über die Eintheilung und zweckmäßige Behandlung der Geschichte aussprach, hat mir sehr gefallen; außerdem hat er einen gefälligen fließenden Vortrag und ein sehr angenehmes Organ . . . Fast noch interessanter war mir sein gleich darauf folgendes öffentliches

Collegium über Römische Geschichte. Sein Vortrag ist hier ganz frei, während er bei ersterem seinen Grundriß über allgemeine Weltgeschichte zu Grunde legt ... Die Römische Geschichte ist ein Theil, mit dem er sich ganz besonders beschäftigt hat, und in deren Behandlung er vielfach von den wichtigen, eine neue Epoche herbeiführenden Ansichten Niebuhrs abgewichen ist, und daher ist es sehr interessant, ihn über Niebuhr, von dem er übrigens mit der größten Achtung spricht, urtheilen zu hören."

Den Philosophen Krug hatte er sich ganz anders und jünger gedacht. Er schreibt von demselben an den Vater: „Er hat ein so altphilosophisches Gesicht und dies ist in so ernste Falten gelegt, daß ich es anfänglich mit seinem satirischen, beißenden Witze, den man in seinen Schriften findet, gar nicht zusammenreimen konnte. Seine obgleich sehr lebendigen Augen gehen während des ruhigen, fast monotonen, aber bestimmten Vortrags, in welchem er sich nie verspricht oder bei einer Silbe stockt, immer an der Decke herum, als wüßte er gar nicht, daß Zuhörer da wären; kurz sein ganzes Wesen war mir äußerst merkwürdig, weil es mich so sehr überrascht hatte."

Aus der wir möchten sagen mehr zufälligen Wahl der anderen Collegia, welche er hörte, geht hervor, wie wenig zielbewußt er seine Studien begann, und so macht er denn auch den Vater zum Vertrauten seiner Unentschieden-

heit. Der interessante Brief vom 7. August 1829, welchen wir hier mittheilen, zeigt den jungen, strebsamen Sucher nach dem rechten Wege im besten Lichte und beweist, daß er in dem großen Philologen Gottfried Hermann den Mann richtig erkannt hatte, von dem er in Leipzig das Beste zu gewinnen hoffen durfte.

Vor dem Abschluß seines ersten Semesters schreibt er in dem erwähnten Brief an den Vater:

„Über meine wissenschaftlichen Verhältnisse mich genügend gegen Dich auszusprechen, wird mir natürlich weit schwerer als über meine äußeren, da ich mich gar nicht rühmen will, selbst schon eine feste Ansicht darüber gewonnen zu haben; ja ich halte es gerade für eine Hauptsache in meiner ersten Universitätszeit, die nicht so leicht und schnell zu lösen ist, mit mir selbst darüber in's Reine zu kommen und mir einen gewissen Überblick über mein Thun und Treiben, aber besonders über meine Studien zu verschaffen. Denn diesen bedeutenden Unterschied zwischen Schule und Universität fühle ich doch jetzt immer mehr, daß einem hier jede Anleitung und nähere Vorzeichnung des Weges, den man gehen soll, ... mit einemmale gänzlich entzogen wird, und man nun nach eigener Wahl und eigenem Urtheile die vielen Anfänge, die man auf der Schule machte, ohne einen bestimmten Zweck vor Augen zu haben: entweder fortsetzen oder abbrechen, entweder

eifriger betreiben oder mehr als Nebensache betrachten soll. Deshalb mache ich mir auch keine Vorwürfe, daß ich noch keinen festen, unabänderlichen Plan und eine vollständige Ordnung in meinen Studien habe, da dies wohl keinem so schnell gelang, oder, das erste wenigstens, gar zu einer Einseitigkeit führen könnte, die doch gerade der Philologie am meisten fremd bleiben soll. Überhaupt möchte wohl dieser Punkt in keiner Wissenschaft wichtiger, aber auch schwieriger, als in der unsrigen sein, da wir keine bestimmte Reihenfolge der Collegia, wie die Juristen, Mediciner und Theologen, zu beobachten haben, sondern ein jeder sich seine Wege selbst nach seinen Kräften und seiner Individualität in dem unermeßlichen Felde der Philologie wählen und vorzeichnen muß. Was nun meine rein wissenschaftliche Ausbildung betrifft, so bieten sich hier zuerst zwei Hauptwege dar, zwischen denen die meisten willkürlich oder unwillkürlich eine Wahl treffen, nämlich eigentliche Sprachforschung und Alterthumswissenschaft. Natürlich hängen beide so genau zusammen, daß das eine nie ganz von dem anderen getrennt werden kann, aber dennoch giebt sich jeder dem einen immer mehr als dem anderen hin, weil wirklich jedes von beiden Feldern an sich schon ausgedehnt genug ist, um alle Kräfte des Einzelnen für sich allein in Anspruch zu nehmen. Am vollkommensten hat sich wohl dieser Unterschied und diese Selb-

ständigkeit beider Zweige in unseren beiden größten Philologen Hermann und Böckh ausgebildet, deren jeder wieder seine eigene Schule, streng von der anderen geschieden, gebildet hat. Mich nun jetzt schon für eine von beiden entscheiden zu wollen, würde ich für voreilig und thöricht halten, da ich beide noch zu wenig kenne, um eine solche Entscheidung nach meiner Überzeugung und selbständigem Urtheile zu treffen. Auf jeden Fall ist es aber wohl gut, daß ich mich anfangs so viel als möglich der Hermann'schen Schule anschließe, und mich ganz auf die Sprachen lege, weil eine genaue Sprachkenntniß doch in jedem anderen Zweige die unentbehrliche Grundlage ist, und man gewiß, sollte es auch wirklich noch gelehrtere Leute, als Hermann ist, geben, was ich nicht in Abrede stellen will, doch nirgends einen vollkommeneren Lehrer, als er ist, finden wird. Seine unübertreffliche Klarheit und Schärfe in Ausübung der gesundesten Kritik lerne ich täglich mehr bewundern. Ich höre seine Collegia gern und aufmerksam, und werde vielleicht mit der Zeit in seine griechische Gesellschaft zu kommen suchen, die schon ausgezeichnete Philologen gebildet und zu vielen gelehrten Werken die erste Veranlassung gegeben hat....

„Vor einiger Zeit war Graser*) in Leipzig, eigentlich

*) Fr. W. Graser, geb. zu Luckau 1801, studirte 1819—23 in Leipzig, 1823 Oberlehrer am K. Pädagogium zu Halle, 1827

nur auf der Durchreise, aber er ließ sich doch, besonders um Hermann zu genießen, bestimmen, mehrere Tage hier zu bleiben. Er war regelmäßig in Hermann's Collegien und ganz für ihn begeistert. . . . Um 6 Uhr hospitirte er in der griechischen Gesellschaft, in welcher er früher auch ehrenvolles Mitglied gewesen war; ich hospitirte auch; es wurde über eine Arbeit über verschiedene Stellen aus Plato de legibus disputirt, und es dauerte nicht lange, so fiel Glaser mit einem ungeheueren Schwall von Complimenten, die er vorausschickte, aber mit vieler Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn auch mit ein, und gab über Einiges seine Meinung, was Hermann auch sehr wohl aufnahm. Nun machten sie einander gegenseitig Elogen, und Graser wurde so begeistert von Hermann's Entgegnungen, daß er einmal über das andere mit allen möglichen Gestikulationen der Bewunderung ausrief: Admiror, admiror ingenii tui acumen praestantissimum, vir

---

Subrector in Naumburg, 1831 Prorector und 1846 Director zu Guben, 1854 Director in Torgau, 1863 Prorector am Kloster U. L. F. in Magdeburg bis 1869. Privatisirt jetzt in Potsdam. In dem Renuntiationsprogramm von 37 Doctoren der Phil. a. 4. März 1824 (De epitritis Doriis dissertatio) sagt G. Hermann von ihm: A Beckio in Seminarium Regium, a me in Societatem Graecam receptus, utrique nostrum et propter studiorum diligentiam, et propter praeclarum ingenium insignemque morum humanitatem et suavitatem valde probatus est.

illustris, venerande u. dergl., so daß die Mitglieder ganz in Erstaunen darüber geriethen. Er sprach aber ein gutes, geläufiges Latein, und was er brachte, war sehr gelehrt und scharfsinnig. Zuletzt hielt ihm Hermann noch ein kleines Elogium ... Es machten mir diese zwei Stunden viel mehr Vergnügen, als wenn ich einen Abend im Theater gewesen wäre, denn so eine reine Begeisterung, die sich aber doch mit so viel Bewußtsein und Klarheit in seinem ganzen Wesen für Hermann ausspricht, sieht man nicht alle Tage".

An diesen für einen Achtzehnjährigen gewiß ungewöhnlich reifen und besonnenen Brief schließen sich viele andere, aus denen hervorgeht, wie verständig Lepsius seine Zeit einzutheilen wußte, wie fleißig er nicht nur Collegia besuchte, sondern täglich zwei Mal Stunden lang mit seinem Freunde Schweckendieck griechische und römische Klassiker las, und wie er doch Zeit fand, Musik zu treiben, Schach zu spielen und in guten Leipziger Familien als gern gesehener Gast gesellig zu verkehren. — Kurz vor dem Ausbruch der Julirevolution gährte es bedenklich unter den Deutschen Studenten, und da nach den verhängnisvollen Karlsbader Beschlüssen und in Folge der von Metternich durchgesetzten „Executivordnung" die Universitäten „zur Sicherung der öffentlichen Ordnung" polizeilich überwacht wurden, war es nicht nur gefährlich, sich thätlich an der

freiheitlichen Bewegung zu betheiligen, sondern auch sich in näheren Verkehr mit einem Commilitonen zu setzen, welcher in dem Verdacht stand, sich an „demagogischen Umtrieben" — und was ist von den schnöden Unterdrückern der politischen Freiheit in der Glanzzeit des Metternichschen Einflusses nicht so genannt worden — betheiligt zu haben.

Wie besorgt mag der Naumburger Landrath gewesen sein, als er erfuhr, daß ein älterer Commilitone seines Sohnes, von dem ihm dieser mit großer Wärme schrieb, in seiner Vaterstadt Braunschweig, damals einer Hauptstätte der politischen Unzufriedenheit, welche bald zur Vertreibung des Herzogs Carl führen sollte, in demagogische Verbindungen verwickelt gewesen sei. Dem jungen Richard war dieser um zehn Jahre an Alter überlegene, selten begabte Mensch, welcher Silberschmidt hieß, sehr interessant erschienen, denn er hatte ein bewegtes Leben hinter sich und war auf den verschiedensten Gebieten des Wissens so gut zu Hause, daß Lepsius ihn dem Vater als ein „Universalgenie" bezeichnete. Im neunundzwanzigsten Jahre begann er Jura zu studiren, hatte sich auf allen möglichen Gebieten der Literatur versucht, war Page des Königs von Westphalen in Kassel, Jäger und Fechtmeister gewesen, wollte in Gießen studirt, eine Dissertation „über die Unsterblichkeit der Seele", ein Buch über die Fechtkunst, viele Dramen, Recensionen &c. geschrieben haben und

nannte sich auch den Verfasser eines Werkes über das Schachspiel. Lepsius, der schon als Schüler ein tüchtiger Schachspieler gewesen war, sollte nun auch in seinem merkwürdigen Stubennachbar einen der größten Meister dieses edlen Spieles kennen lernen, und als er Silberschmidt in seinem Zimmer aufsuchte, zeigte ihm dieser ein sehr merkwürdiges Diplom. Dasselbe enthielt eine Bescheinigung von der Gemeinde Ströbeck bei Halberstadt, daß sie von Silberschmidt bei'm Schachspiel besiegt worden sei. Es war vom „Schöppen" unterschrieben und mit dem Gemeindesiegel gestempelt. Die genannte Gemeinde genoß wegen ihres Schachspieles, in dem jeder Bauer ein Meister war, und worin schon die Knaben examinirt wurden, eines großen Rufes, und alte Kurfürstliche Stiftungen hatten die Ströbecker wegen dieser ihrer Kunst mit großen Gerechtigkeiten und Gütern beschenkt. Sie wollten noch nie besiegt worden sein, bis Silberschmidt gekommen war, um sie zu schlagen. Ein Braunschweiger Jude hatte auch dem Wirthe Richards erzählt, daß sein merkwürdiger neuer Freund der berühmteste unter allen lebenden Schachspielern sei, und da sich derselbe auch als „leutselig und nichts weniger als eingebildet" erwies und sich als „einen fleißigen Mann von strengen sittlichen Grundsätzen, dabei aber immer aufgeräumt und in seiner Unterhaltung interessant" zeigte, meinte Richard durch den Umgang mit ihm nur

gewinnen zu können. Was er dem Vater über den Braunschweiger schreibt, legt für die glänzende Begabung desselben Zeugnis ab, lehrt aber auch, daß er den jüngeren Studiengenossen durch mancherlei Aufschneidereien für sich zu gewinnen bestrebt war. Von seinen demagogischen Verbindungen hatte Silberschmidt Lepsius gesprochen, und sobald der Vater seinen Sohn vor dem gefährlichen Manne gewarnt hatte, wußte sich Richard mit Takt und Geschick von demselben zurückzuziehen. Hier wie in jedem ähnlichen Falle zeigt sich der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling so ganz dem väterlichen Besserwissen ergeben und dabei schon so besonnen wie später in jeder Lage seines langen Lebens mitten in der Welt, wo es an Conflicten und Reibungen jeder Art nicht fehlen konnte.

Am Ende des zweiten Leipziger Semesters überlegte er mit dem Vater, ob er Leipzig nicht mit einer anderen Universität vertauschen solle, und auch bei diesen Berathungen sehen wir ihn die Für und Wider mit klarem Kopf und großer Besonnenheit überlegen. An Leipzig fesselte ihn mancher gute Gesell und manche befreundete Familie, von der er Liebes erfahren, in deren Kreisen er musicirt und getanzt hatte und wie ein Sohn des Hauses aufgenommen worden war, von den akademischen Lehrern hielt ihn nur der eine Hermann an der Pleiße zurück, und da dieser im kommenden Sommersemester zu reisen gedachte,

entschloß er sich für den Wechsel der Universität. Da der Vater anfänglich, wir können nicht mehr ergründen was? gegen Göttingen hatte, wohin es Richard am meisten zog, wog er Berlin, wohin ihn Böckh, Lachmann, C. Ritter und Bopp besonders lockten, mit Bonn ab, wo er von Welcker und Niebuhr das Beste erwartete. In dem letzten Leipziger Briefe entscheidet sich der Sohn für die rheinische Universität, aber während der Ferienzeit, welche ihn mit dem Vater wieder zusammenführte, scheint es ihm gelungen zu sein, diesen seinem Wunsche, die Georgia Augusta zu beziehen, geneigt zu machen, und so sehen wir ihn denn im Frühling 1830 über Eisenach und Cassel, wo er Spohr „die weiße Dame" dirigiren sah, nach Göttingen ziehen.

Göttingen.

Am 8. Mai langte Lepsius in Göttingen an und fand Kurze Straße 129 bei dem Schneider Volkmann ein hübsches Quartier und als Stubennachbar den Leipziger Freund Schweckendieck wieder, mit dem er zu arbeiten und griechische und lateinische Klassiker zu lesen fortfuhr. An diejenigen Professoren, von denen er am meisten hoffte: Otfried Müller, Dissen und die Grimms führte er gute Empfehlungen mit sich, und so ward er denn auch von

denselben auf's Freundlichste aufgenommen. Bei Dissen hörte er im ersten Semester Encyclopädie, bei Müller Archäologie und Thukydides, bei J. Grimm Rechtsalterthümer, bei Beneke Gedichte Walthers von der Vogelweide.

Was er dem Vater von den größten unter seinen Lehrern schreibt, ist interessant genug und lehrt, wie ihm in Göttingen, namentlich als Hörer und im Umgang mit Otfried Müller, Dissen und den Grimms die Wissenschaft in einem ganz neuen, helleren Lichte erschien, wie sein Geist sich gewöhnte, bei aller Achtung vor dem Kleinen, das Große und Ganze in's Auge zu fassen, wie er hier auch ästhetische Ideale gewann und den Grund legte, nicht nur für die philologischen, sondern auch für die historischen, kunstgeschichtlichen und mythologischen Arbeiten, welche ihn später groß machen sollten.

Sein erster Besuch galt dem trefflichen Gelehrten und Dulder G. L. Dissen, dem berühmten Herausgeber des Pindar, Tibull und Demosthenes.

„Was ich mir von Dissens Ansichten aufschrieb, als ich von ihm nach Hause gekommen war", meldet er dem Vater, „kann ich dir hier kurz mittheilen: ‚Vor Allem', sagte er, ‚ist es an der Zeit, die Hermeneutik, höhere Auslegungskunst, der alten Dichter sowohl als Prosaiker auf einen höheren Standpunkt zu erheben. Man hat sich bis-

her größtentheils begnügt, die Worte in ihrem grammatischen Zusammenhange und nach ihren lexicalischen oder syntaktischen Bedeutungen zu erklären, und so den Sinn der einzelnen Stellen oder auch den nexus sententiarum aufzufinden gesucht; aber man hat weder den unschätzbaren Vorzug namentlich der griechischen Sprache in dem vollkommenen Entsprechen des Gedankens und der Form, in der Möglichkeit, die geringste Modulation des Gedankens leicht durch eine angemessene Flexion des Ausdruckes wiederzugeben, tief genug erkannt und nachgewiesen; noch auch die tiefe, technische Anlage, die Oekonomie des Wortes, Gedichtes, Chorgesanges, die sich überall streng nachweisen läßt, und mit bewunderungswürdiger poetischer Vollkommenheit, wie durch streng logische Kunst durchgeführt ist, aufzufinden verstanden; und doch besteht gerade darin die Klassicität der Alten, daß sie die beiden Kräfte, hohe poetische Begeisterung bei der Konzeption, und einen klaren durchdringenden Verstand bei der Ausführung, in einer bewunderungswürdigen Harmonie in ihren Werken entwickeln. Dies unterscheidet sie gerade von der heutigen Poesie, in welcher fast immer die eine Seite auf Kosten der anderen ausgebildet wird. Die klassische Poesie und ganze Literatur ist noch lange nicht zu der Geltung gekommen, wie sie wohl sollte, und der Hermeneutik liegt es nun ob, dazu anzuleiten und die ganzen Schätze der

klassischen Literatur in ihrer Tiefe einzeln nachzuweisen. Die Kommentare, die man jetzt zu den Alten schreibt, enthalten meistens einzelne Wort- und Sacherklärungen, die oft nur sehr lose an den Text angeknüpft sind, meistens allgemeine grammatische Bemerkungen enthalten und aus den Kollektaneen zusammengetragen sind. Ein solches geistloses und zeittödtendes Handwerk muß wenigstens denen überlassen bleiben, die keinen höheren Standpunkt der Wissenschaft erreichen können; die höhere Hermeneutik muß aber darauf ausgehen, auf dem Grund grammatischen Verständnisses, was in jedem Falle verlangt wird, den Geist und die Kunst der Alten in ihren Werken zu zeigen. Nur dadurch, daß man überall die innere Disposition, den Grundgedanken fest vor Augen behält, kann ein richtiges Verständnis des Einzelnen erreicht werden, und man kann Hermann vielfach nachweisen, daß er dies in seinen Schriften und Kommentaren vernachlässigt hat, sonst würde er gefunden haben, daß sich oft in einem Chore Noten zu Strophe und Antistrophe widersprechen. So müßte vorzüglich der Pindar behandelt werden'." Dann schildert er das Gesetz, welches Dissen in allen Gedichten des Pindar analog durchgeführt gefunden zu haben meint.

„Auch bei O. Müller", schreibt Richard dem Vater, „wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Es ist ein Mann

ganz so wie ich ihn mir gedacht habe, und das will viel sagen; sogar die ganze äußere Erscheinung entsprach sehr überraschend dem Bilde, wie ich es mir von ihm entworfen hatte. Er hat sich heute früh selbst sehr treffend geschildert, indem er den griechischen Charakter bezeichnen wollte: Er ist zugleich ernst und lebendig, begeistert und ruhig, phantasievoll und klar. Dies gilt natürlich zunächst von ihm, wie er sich in seinem Vortrage ausspricht, aber sein ganzes Wesen erscheint auch hierin, besonders in den ersten Vorträgen über Archäologie der Kunst, so durchsichtig, daß man hiervon sicher auf alle anderen Verhältnisse schließen kann. Dabei hat er eine schöne, fast ideale Gestalt und ein ausdrucksvolles, wahre Humanität aussprechendes Gesicht und ein deutliches, volltönendes Organ. Sein Vortrag ist fast ganz frei, so weit es der Gegenstand erlaubt; begeistert und doch auch ruhig, klar und überzeugend."

Jacob Grimm nennt er einen „sehr gemüthlichen, natürlichen Mann, wie aus Allem hervorleuchtet. Dabei ungeheuer gelehrt in allem möglichen, aber doch, wie es scheint, im Aeußeren sehr leicht befangen; vielleicht eben darum, weil er sich in die Feinheit des Göttinger Lebens noch nicht recht zu finden weiß." Später lernte er die Gebrüder Grimm immer höher schätzen und fand auch in ihrem Hause die freundlichste Aufnahme. „Vor acht Tagen", schreibt er seinem Vater, „war ich bei Grimms zu Mittag,

und ich kann Dir die Familie nicht genug loben; sie ist ganz Familie, die Natürlichkeit und Herzlichkeit selbst, und vorzüglich spaßhaft ist es anzusehen, wenn diese beiden Männer alle ihre immense Gelehrsamkeit vergessen und mit ihrem kleinen Hermann spielen, daß sich endlich die Mutter darüber beschwerte, sie würden ihn noch ganz verziehen. Noch anziehender und leichter in der Unterhaltung (als Jacob) ist Wilhelm, der Ehemann."

Im Seminar Otfried Müllers, welches ihm sowie seinen Freunden Schweckendieck und Gravenhorst Aufnahme gewährte, erntete er reichen geistigen Gewinn, und auch die Göttinger philologische Gesellschaft, welche ihn zu dem Ihren gemacht hatte, gewährte ihm großen Nutzen. Dieselbe bestand aus 7—8 auserlesenen und durch Abstimmung gewählten jungen Philologen, welche allwöchentlich einmal zusammenkamen (Dienstags um 1/2 8 Uhr) und zuerst über eine von einem Mitgliede vorgelegte kritische Arbeit — oft in Gegenwart O. Müllers — disputirten. Ein Jeder erhielt diese zur Einsicht, durfte Bemerkungen an sie knüpfen und seine Ansichten vertheidigen. Sodann wurden die Angelegenheiten der Gesellschaft behandelt und endlich blieb man bei Bier und Taback — beides hatte die Societät zu liefern — so munter als möglich in ernsten und heiteren Gesprächen gesellig beisammen. Lepsius berichtet dem Vater, daß er, der vorher eine persona muta zu

spielen erwartet habe, hier zu seiner Verwunderung ein homo disputax geworden sei, was er zwar in seiner vollen Bedeutung nicht gerade zu werden wünsche, ihm aber eine viel interessantere Rolle zu sein scheine als die der persona muta.

Im Ganzen hat Müller in Göttingen den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn geübt, und wenn er in Leipzig noch schwankte, ob er sich dem grammatischen oder dem archäologischen Theile der Philologie widmen solle, so entschied er sich hier für den letzteren, ohne doch den ersteren aus den Augen zu verlieren. So hoch und mit so weitem Blicke wie Otfried Müller faßte kein anderer Gelehrter jener Zeit die Archäologie, und so sehen wir Lepsius sich täglich stundenlang einschließen lassen, um aus allen damals erschienenen Werken über die Baukunst und Plastik der Alten die Kupfertafeln durchzuzeichnen, um sich ihre Formen ganz zu eigen zu machen und sie, wenn auch in ungenügenden Nachbildungen, selbst zu besitzen. Die Linien der gepausten Architecturbilder zog er zu Hause nach. Was Müller den Studirenden im Hörsaale, im Seminar und im persönlichen Verkehr bot, ward mit Begeisterung von Lepsius aufgenommen, und am Schluß des Semesters schrieb er seinem Vater: „Müller wird morgen mit dem historischen Theile seiner Archäologie fertig werden, und es liegt mir nun also wieder ein neuer Zweig der Wissen-

schaft vor Augen in seiner ganzen Ausdehnung, der wenn irgend ein anderer vorzugsweise das Blütenreis der Wissenschaft genannt zu werden verdient. Freilich da er jetzt, auch wie kein anderer, eine ausgezeichnete Pflege erhält, und sich so großartiger Anstalten wie das Institut für archäologische Korrespondenz zu erfreuen hat, welches unter der Protektion unseres Kronprinzen (später Friedrich Wilhelm IV.) seit zwei Jahren besteht, in Rom seine Centraldirection hat und von da sich über das ganze nördliche Europa verbreitet unter Mitwirkung fast aller ausgezeichneten Gelehrten und Künstler, deren Resultate über alle Zweige der Wissenschaft in mehreren Sprachen niedergelegt und innerhalb weniger Wochen, von Syrakus bis zum Belt, von London bis Petersburg verbreitet werden — dann freilich, meine ich, muß es sich schon sehr glücklich fügen, wenn man dieses ganze unermeßliche Feld, dessen Grenzen nur in Bezug auf den noch zu gewinnenden Stoff sich noch gar nicht absehen lassen, auch nur äußerlich zu umfassen, im Stande sein soll, was doch für die innere Umfassung und Weiterförderung erst die Mittel an die Hand geben würde."

Diese Mittel zu erwerben blieb er an Müllers Hand eifrig bemüht, aber er konnte damals noch nicht ahnen, daß es ihm bestimmt sei, einmal selbst zu dem archäologischen Institute in Rom, von dem er dem Vater berichtet,

erst in nahe Beziehung zu treten und endlich zu seinen Führern erwählt zu werden.

Auch in Göttingen war er ein gern gesehener Gast in einigen auserlesenen Professorenfamilien, und sein vornehmes, zurückhaltendes Wesen ließ ihn einen geselligen Verkehr in guten Häusern und förderndes Beisammensein mit einem oder zwei Freunden, wie er dem Vater schrieb, selbst den Versammlungen der philologischen Gesellschaft vorziehen, in der ihm die derbe Cameraderie und die ihm aufgedrungene Intimität manches jungen Mannes, der ihm innerlich fern stand, wenig genehm war.

Wo es eine hervorragende Kunstleistung gab, wußte er sich den Genuß derselben, wie schon früher bei einem Aufenthalte in Berlin, so auch hier zu verschaffen. Als Paganini nach Göttingen kam, nahm er sich mit Schweckendieck einen Platz zusammen (er kostete $1^1/_2$ Thaler) und wohnte der zweiten Hälfte des Concertes bei, nachdem sein Freund die erste genossen hatte. „Paganini's Spiel nur irgend beschreiben zu wollen" schreibt er, „könnte zu nichts führen, weil man die Art und Weise solches Spieles fast nur so lange begreifen kann, als er wirklich spielt; nachher verliert man wieder fast jeden Maßstab, den man daran halten könnte, um es in der Phantasie festzuhalten."

Die Julirevolution hatte auch sein Interesse für Politik angeregt, und er hielt sich damals, um den politischen

Ereignissen und Umwälzungen folgen zu können, den Hamburger Correspondent. Dem in „demagogische Umtriebe" verwickelten Braunschweiger Silberschmidt geht er, als er ihm in Göttingen wieder begegnet, vorsichtig aus dem Wege und erzählt, daß er unter den Commilitonen, welche sich fast sämmtlich „Republikaner" nannten, wegen seiner offen bekannten monarchischen Gesinnung für einen Conservativen und Aristokraten gelte.

Auf einer Fußreise in den großen Ferien 1830, welche ihn in den Harz, nach Hannover ꝛc. führte, sollte er selbst zum Zeugen eines historischen Ereignisses und in Göttingen bald darauf zum Zuschauer einer Revolution werden.

Leider verbieten es uns die für dieses Lebensbild gezogenen Grenzen, die Briefe vollständig mitzutheilen, welche der rüstige und für alles Schöne und Merkwürdige empfängliche junge Wanderer durch den Harz an den Vater richtete; nur das, was er bei und in Braunschweig erlebte, möge hier Erwähnung finden. Er war dorthin von seinen Göttinger Studiengenossen Gravenhorst, deren Eltern seine Gastfreunde sein sollten, eingeladen worden. In Blankenburg waren seine Reisegefährten von ihm geschieden, und nun sollte er noch 9 Postmeilen allein zurücklegen. „Während ich fortwanderte, fiel mir glücklicherweise der Faust ein, den ich bei mir führte, und nun beschäftigte ich mich den übrigen Weg damit, einige Scenen daraus

auswendig zu lernen, was mir den Weg außerordentlich verkürzte. Unterdessen braute hinter mir der Brocken; bald hüllte sich das ganze Gebirge in dichten Nebel, und es stiegen dichte Regenwolken auf, die ein sehr heftiger Wind auf mich zutrieb. Es war wirklich ein herrlicher Anblick, wie das Wetter heraufzog, nur machte es mir keine erfreuliche Hoffnung, wenn es mich selbst erreicht haben würde, und ich fing nun förmlich an, mich mit dem Regen, der mehr von der Seite herüberkam, herum zu jagen; zwei Mal holte er mich wirklich ein, ein ander Mal konnte ich ihm nur durch starkes Laufen entgehen. So kam es, daß ich, ohne einmal anzuhalten, vier Postmeilen in vier Stunden zurückgelegt hatte, und ich hatte nun schon bald die fünfte vollendet, als mir ein Postillon zurief, ob ich nicht in einer Stunde mit ihm nach Braunschweig zurückfahren wolle". Der junge Reisende nahm dies Anerbieten an und setzte sich im Gasthause, um auf das Fuhrwerk zu warten, nieder. „Während ich", so fährt er fort, „mit einem Glase Bier an dem großen eichenen Tische saß, Ränzel und Stock neben mir, und nun diese Poesie aller Poesien (den Faust) lesend, diese Poesie, die wieder das Höchste und Tiefste des menschlichen Lebens, von einem solchen Geiste aufgefaßt und dargestellt, verbindet, versammelten sich nach und nach an einem anderen und auch an demselben Tische Fuhrleute, ein betrunkener Krämer,

einige Handwerker, die sich nun auf ihre Art unterhielten, politisirten, schimpften, und dadurch einen unübertrefflichen Vordergrund besonders zu einigen Scenen im Faust bildeten; namentlich wurden die Braunschweiger Begebenheiten in den grellsten und originellsten Farben vorgetragen und beurtheilt, kurz es war eine Bühne, auf der mein Faust spielte, wie sie kaum wiedergefunden wird."

Nach diesem Vorspiel sollte er in Braunschweig selbst den Schluß des dortigen tragikomischen Revolutionsdramas mit erleben. Der Vater seiner Freunde Gravenhorst war Polizeidirector, und in dem gastlichen Hause dieses Mannes, welcher als handelnde Person in allen Phasen der Herzogsvertreibung und Wiedereinsetzung thätig gewesen war, fand Lepsius gute Gelegenheit, zuverlässige Kunde über das Vorgefallene zu erwerben.

„Natürlich", schreibt der junge Reisende, „betraf das Hauptgespräch immer die gegenwärtigen Verhältnisse, die mich aber nicht weniger interessirten, da ich schon lange genau mit ihnen bekannt geworden war, und ich ja hier an Ort und Stelle war, und noch dazu im Hause des Polizeidirectors, wo wir jede neue Nachricht, die sich hier stündlich drängen, aus erster und sicherster Hand empfangen. Außer dem Schloßbrande (bei der Vertreibung des Herzogs Carl 1830) waren weiter keine Excesse vorgefallen..,

wohl aber alle Laternen entzweigeworfen und mehrere Fenster ... Einige Pasquills, die Gravenhorst zu 50 und 60 hat, weil sie hier alle eingegeben werden mußten, will ich Euch abschreiben, damit Ihr daraus die allgemeine Stimmung gegen „Carlchen", wie er genannt wird, der vorige Herzog, ersehen könnt. Die Wuth war und ist noch unbeschreiblich auf ihn, aber sie ist auch vollkommen gerechtfertigt gegen diesen Abschaum aller Menschheit. Glücklicherweise (auch ein Zeichen, daß der Schloßbrand nicht von dem Pöbel ausging, was auch hier allgemein bekannt) wurde von Allem allein ein Schrank mit geheimen Papieren und Büchern aus dem Feuer gerettet, unter denen sich besonders das schwarze und blaue Buch auszeichnen. In dem einen sind sämmtliche Beamten aufgezeichnet und daneben eigenhändige Bemerkungen des Herzogs, als: „Hund", „Ochs", „ist zu Tode zu ärgern", „man soll den einladen, drei Stunden im Vorzimmer stehen lassen und ihm dann sagen, daß es ein Irrthum sei", „ist so lange zum Duell zu reizen, bis er fordert, und dann abzusetzen ꝛc.*)." Neben allen Polizeibeamten standen drei Kreuze, neben Gravenhorst und seinem Schwager Langer=

*) So wurde der Beamtenstand, das „Federvieh", wie der Herzog sagte, und der Adel zur Empörung getrieben, und diese beiden, nicht das Volk, haben den Herzog verjagt.

feld vier, auch ist schon Gravenhorst's Nachfolger bestimmt gewesen. In dem anderen Buche war das Register der geheimen Polizei und ein eigenhändiger Aufsatz über die beste Art zu tyrannisiren, worin die scheußlichsten Dinge vorkommen, die man nicht glauben würde, wenn nicht die meisten Maximen schon ausgeführt worden wären an Einzelnen. Ich könnte hundert Anekdoten von ihm erzählen, die alle notorisch sind, aber im Auslande nicht bekannt werden; sie zeigen alle, daß der Herzog ein Mensch nicht nur ohne alles Herz, sondern wirklich ohne allen Menschenverstand war in seinem erbärmlichen Tyrannenleben. Darnach könnt Ihr aber die Wuth ermessen, die alle Braunschweiger erfüllte, als es einmal zu Thätlichkeiten gekommen war, und den Jubel, mit dem des vertriebenen Carl Bruder Wilhelm*), der letzte Sprößling des Hauses, hier aufgenommen wird."

Der Empfang, welcher dem neuen Herzog bereitet wurde, scheint in der That besonders herzlich gewesen zu sein. Lepsius sah das Volk, während die Landstände dem neuen Fürsten die Adresse überreichten, jubeln, das La Fayettelied singen und Götte**), „einen bei aller Derbheit

*) Der jüngst verstorbene Herzog Wilhelm von Braunschweig.

**) Über diesen Bürger Götte verleiht das folgende Volkslied-

höchst possirlichen Mann", die Ehren, mit denen man ihn überhäufte, sich ruhig gefallen lassen. „Man wollte wieder in Massen nach Richmond ziehen, und Götte vertheilte dazu Gedichte, die dort gesungen werden sollten ... Unter großem Jubel wurde die vom Herzog ertheilte Antwort auf die Adresse verlesen. Jeder gab sich den frohesten Hoffnungen für die Zukunft hin. Darauf strömte man nach Richmond. Der Herzog saß noch bei Tische; es wurde um Erlaubnis gefragt, ob man das Lied „Heil Wilhelm Dir" singen dürfe; der Herzog trat heraus mit dem General Herzberg und mehreren Anderen und blieb während des ganzen Liedes, das von der Menge unter Musik ge-

---

fragment, das mein Freund Prof. Dr. H. Guthe, der mir half, Genaueres über Götte zu erfahren, auffand, einigen Aufschluß:

Gedicht auf Bürger Götte in Braunschweig.

Hoch lebe Bürger Götte,
Der Mann vom Augustthor;
Ein halber Lafayette,
Nur Lafa fehlt davor.

Er war's, der sonder Zagen
Sich zu dem Herzog drängt,
Und ohne viel zu fragen,
Ihm reinen Wein einschenkt.

Die Fortsetzung dieses Volksliedes ist unbekannt. Jette wird mit Götte gleichgestellt; daß man in „Lafa" unser „Laffe" erkennen solle, hat der witzige Dichter gewiß beabsichtigt.

sungen wurde, stehen, ließ dann mehrere umstehende angesehene Bürger zu sich kommen, sprach sehr freundlich mit ihnen 2c. Der Jubel ist unbeschreiblich, besonders nehmen auch die Braunschweiger Damen den regsten Antheil an Allem."

Für den Abend war eine Illumination angesagt, und da Lepsius' Freunde als Mitglieder der Bürgergarde zu patrouilliren hatten, nahm er zu seinem Vergnügen auch ein Gewehr über die Schulter und durchwanderte unbemerkt und unbehelligt als Soldat aus dem Stegreif mit ihnen die schön erleuchteten Straßen. Die Hauptwache, wo die Patrouille endlich vor Anker ging, lag an dem alten Markte, dem besonders schön illuminirten Stadthause gerade gegenüber, und hier hörte er erst viel Merkwürdiges erzählen und dann das sogenannte „Volkslied", ein Spottgedicht auf den verjagten Herzog Carl singen. Der Verfasser selbst, ein Goldschmidt, trug den Text vor, und der ganze Chor stimmte dann in den Refrain: „Nur langsam voran", ein, was sich vortrefflich machte. Der Hauptvers dieses in jeder Hinsicht bescheidenen Liedes lautete:

Da ging es ihm aber eine Viertelstunde schlecht,
Man lehrte ihn Mores, man lehrte ihn Recht,
Man jagte ihn schimpflich hinaus aus dem Land
Und steckte ihm zur Leuchte sein Schloß in den Brand.
Nur langsam voran, nur immer langsam voran,
Daß ein jeder von uns es hören kann.

Die Schlußstrophe begrüßt den neuen Herzog also:

Und nicht lange darauf kam ein anderer Mann,
Der das Land weit besser regieren kann,
Drum stimmt mit mir ein: Der Mann lebe hoch,
Dieweil er uns befreit vom Tyrannenjoch.
Nur langsam voran ꝛc.

Dieses neunstrophige Lied nebst allen auf die Herzogsvertreibung bezüglichen Dokumenten, deren er habhaft werden konnte, schrieb Richard für den Vater ab und schickte ihm seine Copieen, wie er überhaupt Alles sammelte und in seinen Briefen hervorhob, wovon er nur immer denken konnte, daß es den Seinen in Naumburg Freude machen werde. Das warme Streben, sich dankbar gegen den Vater zu erweisen und seine Liebe auch mit der That zu vergelten, hat er während seines ganzen Lebens festgehalten. Wie an der ernsten Arbeit, ließ er ihn auch an dem Ergötzlichen, das ihm begegnete, Theil nehmen, und dazu gehörte auch der folgende Vers, welchen er an einem Sandsteinmonument am Mühlensteinbruch bei Mansfeld gefunden hatte:

„Wird man an diesen Steinbruchssachen
Und den Produkten Schaden machen,
Der wird bestraft nach Recht
Und Befinden der Umstände.“

In seinem vierten, dem zweiten Göttinger Semester, hörte Lepsius bei O. Müller Griechische Alterthümer, Per-

sius und Juvenal, bei Dissen des Demosthenes oratio pro corona, bei Heeren Geschichte der Staaten Europas, und bei Ewald die Anfangsgründe des Sanskrit. Diese für den Linguisten so unentbehrliche Sprache, deren Wichtigkeit, auch für den Philologen, er schon in der Schulpforte erkannt hatte, war er auch in Leipzig zu erlernen gewillt gewesen, aber nun erst sollte er Zeit dazu finden. Er wurde zu einem der fleißigsten Schüler H. Ewald's, und zwar zunächst nur mit Rücksicht auf die allgemeine Sprachvergleichung, der er sich nun, neben den archäologischen und historischen Studien, mit besonderem Eifer zu widmen gedachte. „Ewald“, schreibt er, „liest seine Sanskritgrammatik auf der Stube vor 5—6 Zuhörern, ein großer Vortheil für uns, da er eine äußerst leise Sprache hat, dabei aber außerordentlich genau und richtig spricht. Da ich immer besonderes Interesse an allgemeiner Sprachvergleichung gehabt habe, so freut es mich um so mehr, daß Ewald sehr darauf eingeht und nicht immer beim Sanskrit stehen bleibt ... Er hält sich durchaus nicht genau an der Grammatik von Bopp, giebt Vieles übersichtlicher, Manches kürzer, und wie es der mündliche Vortrag mit sich bringt, Alles deutlicher; auch findet man bei Bopp nichts von Vergleichung mit anderen Sprachen.“ Als Lepsius diese Worte schrieb, und auch noch nach seiner ersten Begegnung mit Bopp in Berlin, ahnte er nicht, daß

dieser Gelehrte es war, dem er später die Methode gerade in der vergleichenden Linguistik verdanken sollte.

Das mit großem Eifer begonnene Wintersemester sollte eine unerwartete Unterbrechung erfahren, denn im December 1830 brach die bekannte Göttinger Revolution aus, der Richard zwar nur als unbetheiligter Zuschauer beiwohnte, welche aber die Schließung der Hörsäle und die Ausweisung vieler Studenten nach sich zog. Auch Lepsius konnte sich nur mit Noth, unter mancherlei Belästigungen, und nachdem seine Gönner und Lehrer für ihn eingetreten waren, dieser Maßregel entziehen. Natürlich beschreibt er dem Vater die „Göttinger Revolution" auf's Eingehendste und wir schließen den ersten Brief, welcher von derselben handelt, als Beilage an diese Blätter*).

Während die Regierung den Professoren das Dociren verbot, setzte Lepsius mit unvermindertem Fleiß die begonnenen Studien fort, und er hebt in seinen Briefen hervor, daß der nähere persönliche Verkehr mit den Lehrern ihm die eingestellten Vorlesungen reichlich ersetze.

Im folgenden Sommersemester 1831, seinem fünften, hörte er bei O. Müller mit immer gleicher Begeisterung Archäologie, Griechische Alterthümer, Über die tragische Kunst bei den Griechen und seine Interpretation der ho-

*) Siehe Beilage 1.

merischen Hymnen; ferner folgte er Mitscherlich's Erklärung der Pharsalia des Lucan, trieb weiter Sanskrit mit Ewald und stellte das Studium dieser wichtigen Sprache so weit in den Vordergrund seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, daß er mit zwei Freunden, welche mit ihm zusammen das Kleeblatt der Ewald'schen Zuhörerschaft bildeten, gegen die alte philologische Schule offen in Opposition trat. In Fr. A. Wolf's Sinne und von O. Müller angeregt, wollte er die alterthümliche Menschheit kennen lernen, und zwar nicht nur in ihrem Sein, sondern auch in ihrer Entwickelung. Griechisch und lateinisch zu lernen genügte ihm nicht mehr, und wenn ihm auch Hermann's rationale Auffassung der Grammatik nach Kant'schen Principien, die Feinheit und Schärfe seiner Kritik und seine bahnbrechenden Forschungen auf dem Gebiete der Metrik immer noch Bewunderung einflößten, so hatte er sich doch entschlossen, nicht mehr seinen Wegen zu folgen, sondern das Alterthum in seiner zusammenhängenden Entwickelung in's Auge gefaßt. Es galt ihm, den Ursprung und die Beziehung der alten Sprachen zu einander, das Erwachsen und Erblühen der Kunst und des Culturlebens der Alten zu erforschen, und so ward er an Ewald's Hand ein Sanskritaner und vergleichender Linguist, unter O. Müller's Leitung ein Archäolog, den auch die vergleichende Mythologie anzog, von Heeren und Dahlmann mächtig beein-

flußt, ein Historiker. Vergegenwärtigen wir uns die Natur des wissenschaftlichen Strebens unseres fortschreitenden Freundes, so können wir uns nur wundern, daß er sich nicht schon in Göttingen nach Aegypten, wo manches Reis der Kunst und des Wissens der Alten wurzelt, umgeschaut hat.

Dennoch sollte er, wie wir sehen werden, gerade dahin durch äußere Umstände, welche dann aber freilich seine ganze Richtung endgültig bestimmten, geführt werden.

Bei Dahlmann hörte er „alte Geschichte" und schrieb von ihm an den Vater: „Er gefällt mir außerordentlich; er ist ebenso entfernt, ein trockenes Gerippe der Hauptfacta zu geben, ohne die Geschichte in ihrer höheren Bedeutung aufzufassen, als viel Allgemeines nur auf Theorien, keine Thatsachen gegründetes Räsonnement aufzutischen, sondern ein ernster Geist und tiefes, Achtung gebietendes Gemüth verbindet sich hier mit jenem klaren, kritisch sichtenden und das Wesentliche erfassenden Scharfblicke, der ihn ebenso geschickt und ausgezeichnet zu wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiete der alten Geschichte, als zum Studium der Politik der neuesten Zeit macht, womit er sich außerdem am meisten und glücklichsten beschäftigt. Seine Darstellung ist ganz besonders durch eine vollkommene Beherrschung und Sichtung des weit ausgedehnten Stoffes ausgezeichnet, dessen Hauptmomente er mit kurzen, aber treffenden Worten zu charakterisiren und in's gehörige Licht

zu setzen versteht. Sein Vortrag zeichnet sich aus durch eine ruhige, klare, besonders edle, ja klassische Sprache; kein Wort zu wenig und keins zu viel."

Wir kennen keine zutreffendere Umrißzeichnung des trefflichen Dahlmann als akademischer Lehrer.

Dissen, dessen Einfluß Lepsius in Göttingen besonders an die klassische Philologie gefesselt hatte, war so krank geworden, daß er ihm nur noch wenig bieten konnte; auch hatte des trefflichen, aber überreizten und schwächlichen Gelehrten und Lehrers doktrinäre und übersubtile Art des Systematisirens den Schüler mehr und mehr von ihm abgewandt. „Leider", so schreibt dieser, „ist Dissen noch immer nicht wiederhergestellt; er leidet an übergroßer Schwäche und Schlaflosigkeit. Da es ihm dann des Nachts oft zu einsam und ängstlich ist, so läßt er oft einige Studenten, die er genauer kennt, bei sich wachen, bleibt angekleidet auf dem Sopha liegen und läßt sich was vorlesen, oder unterhält sich mit ihnen, bis er dann und wann ein wenig einschlummert. Ich werde wohl heute oder morgen drankommen, und Kreiß, der es ihm auch angeboten hat, ist darüber in großer Angst, weil er gegen 10 Uhr unabwendbar einschlafen würde, nöthigenfalls auch während des Vorlesens. Dissen hält sich nun auch immer für noch kränker, als er wirklich ist, wodurch er die Krankheit nur noch immer verschlimmert."

Diese Ansicht war falsch; das qualvolle Ende*) des ausgezeichneten Gelehrten hat es erwiesen.

Am Schlusse dieses fruchtbringenden Sommersemesters, im Herbst 1831, bat Lepsius den Vater, seinem besten Freunde Kreiß in seine Heimath Straßburg i/E. folgen und dort im Hause der Eltern desselben die Ferien verleben zu dürfen. Der Landrath hatte zwar gerade in jener Zeit große Ausgaben gehabt, doch wollte er dem Sohne zu Willen sein, wenn dieser versichern könne, daß er von der erwünschten Reise ernstlichen wissenschaftlichen Gewinn erwarte.

„Da ich nun", lautet die Antwort, „Deine jetzigen Verhältnisse, von denen Du schreibst, und wie sich gerade in dieser Zeit alle Ausgaben so sehr häufen, sehr gut kenne, so würde es thöricht und sehr unrecht von mir sein, wenn ich eine nur irgend bedeutende Summe zu einer bloßen Vergnügungsreise von Dir erwartete. Du machst die Erlaubnis daher selbst davon abhängig, daß ich nach meiner festen Überzeugung aus dieser Reise einen höheren und nicht geringen Nutzen für meine Wissenschaft sowohl als für meine ganze Ausbildung ziehen werde, und zwar mit einer mäßigen Summe. Wenn ich nun auch das erste

*) Dissen starb 1837 nach einem langen und schweren Siechthum, 53 Jahre alt.

nicht so sehr herausheben kann, da der literarische Nutzen sich auf die fleißige und hoffentlich auch verständigere und zweckvollere Betrachtung der Kunstschätze unterwegs, und was mir etwa der Zufall auf der Bibliothek in Straßburg in die Hände führt, beschränken wird, so darf ich doch auch den mittelbaren nicht übersehen, der durch die Bekanntschaft so mancher Gelehrten bedingt wird, und ganz besonders durch das Zweite, einen Fortschritt in meiner allgemeinen Ausbildung. Denn ich kann wohl sagen, daß mir diese nicht weniger am Herzen liegt und immer gelegen hat, als die rein philologische; ja ich habe sie immer für ganz unzertrennlich, die eine die andere ergänzend und unterstützend, gehalten. Wenn ich nun aber von keiner meiner bisherigen Reisen sagen kann, daß sie mir bloß Vergnügungsreise gewesen sei, daß ich nicht zugleich einen wesentlichen inneren Nutzen daraus gezogen habe, so würde dies gewiß ganz besonders von der nächsten gelten, zu der ich mit so viel Vorbereitung und Bewußtsein, wie zu keiner anderen, mich anschicken würde, besonders da ich ja in meinem letzten Studienjahre sie weder nachholen könnte, weil meine Zeit da noch beschränkter ist, noch von der folgenden Zeit irgend einmal wieder eine so gute Gelegenheit erwarten darf."

Dies Streben nach „allgemeiner Ausbildung" ist

Lepsius auch in späteren Jahren treu geblieben, und es hat den unermüdlichen Forscher, welcher oft scheinbar kleinlichen wissenschaftlichen Problemen den besten Theil seiner Zeit und Kraft widmen mußte, davor bewahrt, auch nur im Entferntesten das zu werden, was man einen „Stubengelehrten" nennt.

Leider liegt uns nur die kleinere Hälfte des Berichtes vor, welchen er dem Vater über diese Herbstreise nach Straßburg und über den Aufenthalt daselbst abstattete, aber dieser genügt zu zeigen, mit wie offenem Auge er alles Bemerkenswerthe auffaßte, wie schönes Verständnis für die Kunst und Alles, was Alterthümer heißt, er unter O. Müller's Leitung erworben hatte, wie unermüdlich er bestrebt war, in den Bibliotheken nach Wissensschätzen zu suchen, und wie er es überall für förderlich hielt, mit bedeutenden Männern bekannt zu werden und mit ihnen in Verbindung zu treten. Von Büchern nahm er — bezeichnend genug — keines mit, als Müller's Handbuch der Archäologie und Ewald's Sanskritheft. Er war ein rüstiger Wanderer, aber die angestrengte Arbeit in den letzten Semestern machte sich doch an seinem ursprünglich kräftigen Körper sichtbar, denn nachdem er zu Mainz die Gastfreundschaft eines Vetters seines Vaters in Anspruch genommen hatte, schrieb dieser an den Landrath nach Naumburg: „Übrigens kann ich Ihnen nicht bergen, daß Freund

Richard mir diesmal magerer als vor drei Jahren*) vorgekommen ist. Seine Fußreise von Göttingen hierher kann nicht Schuld daran sein; ich habe mich darum bei H. Kreiß nach der allenfallsigen Ursache davon erkundigt, und von diesem erfahren, daß jener (Richard) gewohnt sei, bis tief in die Nacht zu studiren. Dies taugt durchaus nicht, und untergräbt die beste Gesundheit; mahnen Sie ihn also ja davon ab, weil es sehr Schade sein würde, wenn er bei seinen Talenten und bereits erworbenen Kenntnissen einen siechen Körper davon tragen sollte."

Dieser Gefahr ist Lepsius glücklich entgangen, trotz des eher gesteigerten als verminderten Fleißes in den letzten, dem Abschluß seiner Studien gewidmeten Semestern.

Die Straßburger Reise führte ihn auch über Heidelberg. Hier suchte er diejenigen Gelehrten auf, welche ihm Interesse einflößten, und schilderte sie dann in kurzen, treffenden Worten seinem Vater. Ausgezeichnet ist das Bild, welches er von Creuzer, dem Verfasser der damals so hoch geschätzten, aber bei allem Aufwand an Fleiß und einer leider zu beweglichen Phantasie kritik- und werthlosen „Symbolik und Mythologie der alten Völker" entwarf. Er hatte nicht

*) Richard hatte als Primaner in den Ferien eine Rheinreise mit dem Vater gemacht und dabei auch Mainz besucht. Die hübsche Beschreibung derselben, welche im Druck ein stattliches Bändchen füllen würde, ist im Manuscript erhalten geblieben.

umsonst die Lehren des Verfassers der Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie (O. Müller) genossen. „Dr. Hitzig", schreibt er, „fanden wir nicht zu Hause. Dagegen fanden wir Creuzer, unter dem ich mir wirklich eine andere Persönlichkeit vorgestellt hatte; er hinterließ mir einen unangenehmen Eindruck in seiner Perrücke und mit seiner Schnupftabacksdose. Ich konnte durchaus keinen geistvollen Zug in seinem Gesichtsausdruck entdecken, nichts in seinem Auge, was mir seine bekannte, überkühne mysticirende Behandlung der Mythologie hätte entschuldigen helfen. Ich fand in seinem Wesen eine gewisse legere Pedanterie und nur zu großes Selbstvertrauen. Wir sprachen von Archäologie; er setzte sich auf's hohe Pferd, ohne indessen viel Weisheit zu entschleiern; an O. Müller's Handbuche tadelte er, daß zu viel darin sei!!"

Berlin.

Nach der Heimkehr von Straßburg begab sich Lepsius nach Göttingen zurück und siedelte von dort aus im Frühling 1832 nach Berlin über, um daselbst seine Studien zum Abschluß zu bringen. Die Testate, welche er beim Abgang empfing, gereichten ihm zur höchsten Ehre. Otfried Müller sagt, daß er seinen Vorlesungen mit ausge-

zeichnetem Fleiß und unverkennbarer Liebe zur Sache gefolgt sei, daß er an den Übungen des philologischen Seminars „mit philologischem Sinn und Geist" theilgenommen und überhaupt „der Philologie hierselbst ein durch wissenschaftliche Ideen geleitetes angestrengtes Studium" gewidmet habe. Jacob Grimm rühmt ihm nach, daß er der Philologie eine lebendige Ansicht abgewonnen und sich bereits sehr gründliche Kenntnisse darin erworben habe. Ewald sagt, er sei seinen Vorlesungen mit rühmlichem Fleiß und Eifer gefolgt und habe auch schon bedeutende Fortschritte im Studium des Sanskrit gemacht. Dahlmann lobt mit Wärme seinen Fleiß und fügt hinzu, daß Lepsius ihm auch im Übrigen als rühmlichst auf der Bahn der wissenschaftlichen und sittlichen Ausbildung fortschreitend bekannt geworden sei ꝛc.

Mit solchen Zeugnissen und so vortrefflicher Vorbereitung kam er anfangs Mai 1832 nach Berlin und hatte die Freude, hier seine Göttinger Freunde und Studiengenossen Kreiß und Ehrhardt, mit denen er dann auch gemeinsam wirthschaftete, wiederzufinden.

Die Koryphäen des philologischen Lebens in Berlin, Boeckh und Lachmann, ja auch Bopp, dem er im Laufe der Zeit immer näher trat, und welchen er später uns selbst gegenüber den Begründer seiner linguistischen Methode nannte, sagten ihm anfänglich nur bedingungsweise zu.

Die Müller, Dahlmann, Heeren in Göttingen, welche mit tiefem und weitblickendem Geist die glänzendste Redegabe vereinten, hatten ihn verwöhnt, und seine Ehrfurcht vor den unsterblichen Leistungen Boeckh's war schon von Hermann in Leipzig, welcher im Colleg gern einen Hieb gegen seine Berliner Collegen führte*), und dann auch durch Dissen erschüttert worden. Später hat er die volle Achtung vor dem tiefen Wissen, der gesunden Kritik, dem staatsmännischen Blick, der trefflichen Methode und dem edlen Charakter dieses seltenen Gelehrten und Menschen zurückgewonnen. Selbst Schleiermacher entsprach seinen Erwartungen nicht ganz. Deutsche Literaturgeschichte hörte er nur, weil Lachmann als Examinator in dieser Disciplin gefürchtet ward, und es hieß, daß er weniger Bewanderte zu „chikaniren" pflege. „Er liest eigentlich unangenehm, aber er gibt gute Sachen, und glücklicherweise hatte ich vorher ein noch schlechteres Bild von ihm mitgebracht — nach anderer Beschreibung." Bei Boeckh hörte er griechische Literaturgeschichte, „und weil man eigentlich das Vortreffliche weniger beim Schlech-

*) In einem Briefe Samuel Hirzel's an Horner gibt jener seinem Entzücken über die Collegia G. Hermann's den lebhaftesten Ausdruck und sagt sodann: „Damals zog er gerade auf Buttmann los." A. Springer, Der junge Hirzel. Leipzig. 1883. Wie scharf Hermann Boeckh vor seinen Zuhörern angreifen konnte, ist bekannt.

ten als beim Guten vermißt, so vermisse ich auch bei diesem Kolleg ganz besonders unseren Otfried Müller, den Boeckh meiner vollen Überzeugung nach, obgleich er sein Lehrer ist, doch bei weitem nicht erreicht. Doch ist es, wie gesagt, ein gutes Collegium. Nachmittag von 4—5 höre ich bei Bopp vergleichende Grammatik, ein todter, geschmackloser Vortrag, wo nicht einmal die Anordnung des Stoffes klar und geschickt ist; aber in vielen Grundansichten über die Stammbildung war ich schon früher vielmehr seiner, als Grimm's oder Müller's Überzeugung, und er interessirt mich daher doch sehr, obgleich Müller's Vorlesungen über die Geschichte der griechischen und lateinischen Sprache unendlich reichhaltiger und befriedigender waren, als diese irgend werden können. Aber zu Hause ist Bopp ein freundlicher Mann, dessen große und tiefe Gelehrsamkeit ich noch mehr zu benutzen denke."

Das hat Lepsius gethan, und mit reichem Gewinn; denn Bopp, dessen Vortrag allerdings leblos und ermüdend gewesen ist — auch wir haben zu seinen Schülern gehört — stand damals auf der Höhe seiner reichen Thätigkeit und hatte die Sprachvergleichung zum Rang einer Wissenschaft erhoben. Wir möchten ihn eher den Erzieher, als — wie es gewöhnlich geschieht — den Vater dieser Disciplin nennen, welche ja schon vor ihm ein, wenn auch ungezähmtes Dasein geführt hatte. Seine Methode,

welche bestimmend für die späteren Arbeiten auf dem gleichen Gebiete bleiben sollte, schob das ergötzliche Aufsuchen und Zusammenstellen zufälliger Gleichklänge in verschiedenen Sprachen als müssiges Spiel bei Seite und lehrte dem gemeinsamen Ursprunge verwandter Idiome durch Beobachtung ihres grammatischen Baues auf den Grund gehen.

Bopp war, als Lepsius nach Berlin kam, mit ganzem Eifer an seinem unvergänglichen Riesenwerke der „vergleichenden Grammatik“ thätig und übte weit größeren Einfluß auf wohlvorbereitete junge Gelehrte, welche seinen persönlichen Umgang suchten, als durch seine ungelenken akademischen Vorträge, und so hat auch Lepsius ihn erst ganz schätzen und Nutzen aus seinen überreichen Kenntnissen zu ziehen gelernt, nachdem er in nahe private Beziehungen zu dem Meister getreten war, dem — was die vergleichende Linguistik angeht — auch des jungen Lepsius Göttinger Lehrer Großes verdankten.

Aus den Briefen an den Vater geht hervor, daß das, was Richard mehr als ein Mal zur Unterschätzung der Berliner Docenten und selbst des trefflichen Boeckh führte, vor allen Dingen der Mangel der nach jeder Richtung hin vollendeten Vortragsweise war, an die er sich in Göttingen gewöhnt hatte. Bei Schleiermacher belegte er — um doch wenigstens ein theologisches Colleg gehört zu haben und den Mann kennen zu lernen — sein „Leben Jesu“, und

auch diese Vorträge fanden aus anderen Gründen wenig Gnade vor ihm. „Schleiermacher", schreibt er, „gibt in seinem Leben Jesu eigentlich nur negative Dialektik, und ist für mich ein lebendiger Widerspruch durch und durch."

Am übelsten ist er auf das philologische Seminar zu sprechen, wie es damals unter Boeckh's und Lachmann's Leitung in Berlin bestand. „Hier ist eine grausame Salbaderei an der Tagesordnung, und mit dem Göttinger ist es kaum zu vergleichen. Es wäre mir daher nicht eingefallen einzutreten wenn man hier nicht dessen ungeachtet viel darauf hielte. Man interpretirt hier den Herodot (meiner Ansicht schon eine ganz unpassende Wahl für ein Seminar) sowie des Horaz Oden, und disputirt über eingereichte Arbeiten und aufgegebene schwierige Stellen."

Er stand schon zu fest auf eigenen Füßen, hatte zu sicher und nach zu guter Methode selbständig arbeiten und die Werke seiner Lehrer benutzen gelernt, als daß die Collegia ihm noch viel hätten bieten können. Zudem nahm ihn seine Doctordissertation stark in Anspruch. Er hatte für dieselbe ein ebenso interessantes als schwieriges Thema gefunden, und es ist uns vergönnt nachzuweisen, wie er zu demselben gekommen ist, und wem er besondere Förderung bei der Ausführung seiner Aufgabe verdankt.

Es sei hier vorweg bemerkt, daß die berühmten Eugubinischen Tafeln sieben kupferne Platten sind, welche in

einem unterirdischen Gewölbe (concameratio subterranea) 1444 gefunden worden sind und nun im Rathhause der Stadt Gubbio (das Eugubium oder Iguvium der Alten) aufbewahrt werden. Den Inschriften, mit denen die Tafeln bedeckt sind, liegt zum Theil die umbrische, zum Theil die lateinische Sprache zu Grunde. Wo diese sich als Sprache der Texte ergibt, wurden lateinische, sonst aber die Lettern eines besonderen Alphabetes verwendet. Von allen altitalischen Sprachdenkmälern sind diese Inscriptionen die ältesten, und mit ihrer Hülfe ist es möglich geworden, einen guten Theil der alten umbrischen Sprache wieder herzustellen. Ihr Inhalt gibt merkwürdige Aufschlüsse über den Götterdienst und die Opfergebräuche der heidnischen Umbrier. Die liturgischen Stücke machen uns mit den Gesängen und Litaneien bekannt, welche von den Priestern zu recitiren oder zu singen waren. Man hat den saturninischen Rhythmus und viele Alliterationen in ihnen wieder gefunden. Der alte Dialekt, welcher den umbrischen Inscriptionen zu Grunde liegt, scheint noch in's vierte Jahrhundert vor Chr. zu gehören.

Nachdem sich schon Bonarota und Lanzi (1789) mit diesen Tafeln beschäftigt hatten, waren sie auch von O. Müller in seinen „Etruskern", und hier zum ersten Male in kritischer, wenn auch keineswegs erschöpfender Weise behandelt worden. Am 30. December 1831 schreibt nun

Lepsius — noch aus Göttingen — an seinen Vater: „Jetzt habe ich einen recht hübschen Gegenstand zur Untersuchung, worauf mich auch Müller zuerst aufmerksam gemacht, und worüber ich vielleicht einmal meine Doctor-Dissertation schreiben will, wenn ich etwas herauskriege. Das sind die sieben Eugubinischen Tafeln, das einzige, aber ziemlich bedeutende Denkmal der umbrischen Sprache, was bis jetzt noch niemand versteht, aber äußerst wichtig für die altitalischen Götterdienste und Opfergebräuche wäre, da man wohl so viel vermuthen kann, daß es Opferformeln sind, die darauf gezeichnet sind. Müller hat bereits in seinen Etruskern einige Deklinationsendungen festzustellen gesucht; eine ziemliche Ähnlichkeit mit dem Lateinischen, auch Griechischen ist unverkennbar, und ich bin überzeugt, daß man freilich mit mancher Mühe und Zeit gar Manches noch davon enträthseln kann. Von großer Wichtigkeit dabei ist, daß 5 Tafeln in etruskischer Schrift, zwei in lateinischer sind, was manche Aufschlüsse über die Lautverhältnisse im Umbrischen gibt, besonders da außerordentlich viel Wiederholungen vorkommen, und die beiden lateinischen Tafeln, wie ich bereits entdeckt habe, nur die weitere Ausführung einer etruskischen sind, so daß ich schon fast jedes Wort dieser etruskischen auf den beiden lateinischen wiedergefunden und übergeschrieben habe. Auch habe ich schon zwei neue Buchstaben gefunden, die weder Müller kannte,

noch die früheren Erklärer der Eugubinischen Tafeln." Darauf gibt er dem Vater eine Probe, indem er den lateinischen Text mit schwarzer Tinte schreibt und darüber den etruskischen mit rother.

In Berlin versenkte er sich dann tiefer und tiefer in die Eugubinischen Tafeln, und aus den Briefen, welche uns zur Verfügung stehen, geht hervor, daß er schon, bevor er dorthin gelangt war, den festen Entschluß gefaßt hatte, diese merkwürdigen Schriftdenkmäler in seiner Doctor-Dissertation zu behandeln. Wenige Tage nach seiner Ankunft an der Spree ruft er die juristischen Kenntnisse des Vaters und dessen Vertrautheit mit der Form mittelalterlicher Verträge zur Entscheidung einer Frage auf, welche ihm für die ihn beschäftigende Arbeit von Wichtigkeit zu sein scheint. Auf dem Rathhause zu Gubbio wurde nämlich ein Kaufvertrag aus dem Jahre 1456 bewahrt, welcher mittheilte, daß die Stadt sieben Tafeln von dem Besitzer für einen hohen Preis erworben habe. Da der Vertrag nur 12 Jahre nach dem Funde geschlossen worden war, schien aus ihm hervorzugehen, daß nicht mehr als 7 Tafeln entdeckt worden seien; und weil Lepsius nun glaubte, es seien ursprünglich mehr als 7 Tafeln gefunden worden, hielt er den Vertrag für eine jener Fälschungen, welche in Italien nicht ungewöhnlich waren. Er wollte nun wissen, ob sich vielleicht auch in der Form desselben

Spuren einer Fälschung nachweisen ließen, und sandte dem Vater darum die Abschrift des Vertrages ein.

Unter den Professoren seiner Fakultät war keiner, dessen Rath Lepsius bei dieser Arbeit gefordert hätte, wohl aber fand er bei einem Juristen willkommene Hülfe. Dies war C. A. K. Klenze, ein selten begabter Gelehrter und edler Menschenfreund, der neben hervorragenden juristischen Schriften auch jene vortrefflichen philologischen „Abhandlungen" geschrieben hat, welche später von Lachmann herausgegeben worden sind. Lepsius hatte Klenze schon in Göttingen kennen gelernt, suchte ihn in Berlin auf und konnte bald dem Vater schreiben: „Er behandelt oskische Sachen, wie ich umbrische. Beides ist sich nahe verwandt, und er hat die Gefälligkeit gehabt, mir seinen Aufsatz, den er nächstens wird im Druck erscheinen lassen, handschriftlich mitzutheilen, um davon zu benutzen, was mir gut scheint; ich soll ihm dagegen meine Bemerkungen über seine Arbeit zukommen lassen, was für mich nur schmeichelhaft sein kann."

Eine bedeutende Förderung wurde Lepsius nicht nur mit Bezug auf das Fortschreiten seiner Dissertation, sondern auch in mancher anderen Hinsicht dadurch zu Theil, daß der ausgezeichnete Archäolog Gerhard, damals Sekretär des großen archäologischen Instituts in Rom, nach Berlin kam. Bei Professor Steffens war er Richard's

Freunde Kreiß begegnet und hatte ihm gesagt, daß ihm Otfried Müller bei seiner, Gerhard's Durchreise durch Göttingen von der eugubinischen Arbeit eines viel versprechenden jungen Gelehrten gesprochen habe, und er werde diesem gern dabei behülflich sein. Darauf besuchte ihn Lepsius; „er aber", so schreibt Richard nach Naumburg, „theilte mir sehr freundlich Vieles sehr Interessante mit, zeigte mir seine Zeichnungen und versprach mir, es zu besorgen, wenn ich Anfragen nach Gubbio hätte. Deren gab es natürlich genug, ich schrieb alles lateinisch auf ein Blatt, und er hat dasselbe, sobald ich es ihm brachte, an Vermiglioli in Perugia geschickt, was nur einige Stunden von Gubbio entfernt ist. In sechs Wochen könnte ich Nachricht haben. Wenn man freilich eine ganz neue Abschrift der Tafeln nimmt, um die ich später angefragt habe, so wird dies nicht sobald in's Werk gerichtet sein."

Der weitere Umgang, welchen er in dieser Zeit mit Gerhard genoß, sollte sich später als sehr nützlich für ihn erweisen, und wenn er damals dicht vor dem Examen nach einem dreistündigen Besuch bei dem berühmten Archäologen schreibt: „Eine freilich jetzt theuere, aber doch gut angewendete Zeit", so konnte er noch nicht wissen, wie ersprießlich sie auch für sein äußeres Fortkommen werden sollte. Mitte Januar 1833 forderte ihn Gerhard auf, bei der Bekanntmachung und Erklärung seiner reichen Sammlungen für

das archäologische Institut mit zu wirken. Ferner warb er er ihn zur Mitarbeiterschaft an einem kunstgeschichtlichen Literaturblatte, welches er in Deutschland erscheinen zu lassen gedachte. Zunächst sollte Lepsius nur den epigraphischen Theil der Archäologie durchlesen, und das Bemerkenswerthe — was er auch für sich selbst gethan haben würde — auszeichnen, in lesbare Form bringen und sich bezahlen lassen. Diese Aussicht auf nutzbringende literarische Thätigkeit nach Vollendung des Examens reizte Lepsius eben so sehr wie die Aufforderung, kleinere Aufsätze für das Bulletino des Institutes zu verfassen, zunächst über umbrische Münzen und mythologische Gegenstände, die er als Parerga zu der größeren Arbeit über die Eugubinischen Tafeln betrachten konnte.

Was Lepsius Gerhard von seiner Dissertation*) zeigte, gefiel demselben ausnehmend, und nachdem er sie endlich vollendet und der Facultät eingereicht hatte, ward sie auch von dieser mit solchem Beifall und so unbedingter Anerkennung aufgenommen, daß sie dem Candidaten die erste Censur eintrug. Dem Vater ist diese ebenso gründliche wie scharfsinnige Arbeit gewidmet, und sie hat bald darauf das Meiste dazu beigetragen, die

*) De Tabulis Eugubinis. Dissert. Berolini. 1833. (J. d. Schr. Nr. I.)

Augen bedeutender Männer auf den Sohn zu richten und ihn geschickt erscheinen zu lassen, die Arbeiten des großen Hieroglyphenentzifferers Champollion fortzusetzen.

Bei der vorgeschriebenen Disputation opponirte ihm der Dr. jur. Goeschen, der Dr. phil. Kaempf und der Cand. phil. Gottheiner. In seiner 11. These ehrte er seinen alten Leipziger Lehrer Gottfried Hermann, indem er behauptete, daß seine Interpretation des 357. Verses des Aeschylus'schen Agamemnon die einzig richtige sei*).

Am 23. April schrieb sein Onkel Glaeser dem Vater: „Für diese Sorgen (betreffend die äußeren Promotionsangelegenheiten) hab' ich denn auch die höchste Freude gehabt, einen der glücklichsten Augenblicke meines Lebens, wie nach 2 Uhr mein Richard in Begleitung eines seiner Freunde und Opponenten zu Hause ankam, ich ihn als Doctor begrüßen und mit der freudigsten Rührung ihm um den Hals fallen konnte. Wir setzten uns zusammen und tranken eine Flasche vom Allerbesten. Gestern Abend hab' ich ihm seinen Doctorschmaus ausgerichtet, und wir waren bis 2 Uhr herzlich vergnügt zusammen. Glaube mir sicher, liebster Bruder, wenn Richard nicht neben seiner wissen-

*) Aeschyl. Agam. vs. 357: πολλῶν γὰρ ἐσθλῶν τὴν ὄνησιν εἱλόμην. Hermanni interpretationem unam esse rectam, etiamsi librorum lectio retineatur.

schaftlichen Bildung dieses praktische savoir faire hätte, so wäre er durch diesen Wust von Besorgungen aller Art gar nicht so schnell und leicht durchgekommen."

Lepsius hatte seine Studienzeit beschlossen, und zwar mit den höchsten Ehren, welche die größte Deutsche Universität verleihen konnte. Er war ein tüchtiger Philolog, Archäolog, Sanskritaner und Linguist, aber mit den orientalisch-semitischen Sprachen hatte er sich zu keiner Zeit eingehend, mit den hamitischen (Altägyptisch, Koptisch rc.) sogar nie beschäftigt. Die ersteren vernachlässigt zu haben, ist ihm später oft unerwünscht und hinderlich gewesen; die letzteren hat er nach seiner Studienzeit in Folge merkwürdiger Umstände, welche wir kennen lernen werden, als Meister zu beherrschen gelernt.

Die Wanderjahre.

Paris.

Schon vor der Vollendung des Examens hatte Richard über das, was er nach der Promotion vorzunehmen habe, mit dem Vater in schönen Briefen, wie ein Freund mit dem Freunde, Rath gepflogen. Paris galt damals noch immer für die Centralstätte der Wissenschaft, und eine Zeitlang in Paris arbeiten, hieß seinen Studien den letzten Schliff geben, ihnen die Krone aufsetzen. In der That gab es dort auch für Lepsius immer noch viel zu gewinnen, und so sehen wir denn den Vater dem jungen Doctor die Einwilligung ertheilen, seine Lehrzeit an der Seine zum letzten Abschluß zu bringen.

Am 14. Juli 1833, ein Jahr nach dem Tode Champollion's, des ersten Entzifferers der Hieroglyphen, kam er in Paris an, und das Tagebuch, welches er während seines Aufenthaltes daselbst geführt hat — in späteren Jahren

machte er nur gelegentlich kurze Aufzeichnungen in kalendarisch geordnete Agenden — sowie die weniger vollständig erhaltenen Briefe an den Vater und die bis auf die letzten conservirten Schreiben an Bunsen legen Zeugnis ab für den Eifer, die Besonnenheit, den heiteren Lebensmuth und das offene Auge, mit dem er seinen langen Aufenthalt in dem damaligen „Mittelpunkt des geistigen Lebens der Welt" benutzt hat.

Noch weit einschneidender als die Göttinger, hat die Pariser Zeit einen bestimmenden Einfluß auf ihn geübt. Der Jüngling ist in derselben zum festen Manne herangereift, und seine wissenschaftliche Richtung hat in ihr eine neue Wendung und fest abgesteckte Grenzen gewonnen.

Champollion hatte in seiner Antrittsvorlesung gesagt, die Alterthumswissenschaft sei ein schönes Mädchen ohne Mitgift. Dieser Satz war für die damalige Zeit durchaus zutreffend, aber nicht nur der junge Gelehrte selbst, sondern auch sein Vater kannten die wundervollen Reize der Braut, und was geschehen konnte, um sie dem feurigen Freier zu eigen zu machen, das wurde von beiden in's Werk gesetzt. Der „Landrath" in Naumburg war ein gut gestellter höherer Beamter mit mäßigem Vermögen und vielen Kindern; dennoch gewährte er dem reich begabten Sohne die nöthigen Mittel, sich in Paris eine Zeitlang seiner wissenschaftlichen Ausbildung sorglos zu widmen;

aber der junge Forscher fühlte, daß es dort mit den „einigen Monaten", an welche der Vater anfänglich gedacht hatte, nicht gethan sei. Er wollte Frankreich und seine Hauptstadt nicht verlassen, ohne Alles erworben zu haben, was dort zu gewinnen war, und vorzüglich — das betont er mehrfach — ohne volle Herrschaft über die französische Sprache erlangt zu haben. Um die für einen längeren Aufenthalt nöthigen Mittel zu erwerben, dachte er erst daran, sein Vademecum, Otfried Müller's ihm so liebes und vertrautes Handbuch der Archäologie, in's Französische zu übersetzen; als aber dies Unternehmen nicht zu Stande kam, gab er zuerst deutschen Unterricht, und zwar an zwei berühmte Gelehrte. Von dem einen, Dureau de la Malle, membre de l'Institut, den er das Muster eines zerstreuten, leichtfüßigen Franzosen nennt, bekam er fünf, von dem trefflichen De Witte nur vier Francs für die Stunde. „Er lernt für seine vier Francs mehr, als jener für seine fünf". Bald bot sich ihm indessen die gewünschte Gelegenheit, in angemessenerer Weise den nöthigen Zuschuß zu dem väterlichen Jahrgelde zu gewinnen, denn der gelehrte Duc de Luynes, „ein Herzog, wie man wenige trifft, ein ἀνὴρ καλὸς κἀγαθὸς im vollen Sinne, der auch viel Kenntnisse in den klassischen Sprachen besitzt", gab ihm den Auftrag, für ihn das Material aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern zusammenzustellen, dessen er für

sein archäologisch-philologisches Werk „über die Waffen der Alten" bedurfte. Für diese Arbeit, welche leicht neben seinen übrigen Studien bewältigt werden konnte, empfing er ein hübsches Monatsgehalt, und er löste sie so ganz zur Zufriedenheit des Herzogs, daß dieser ihm später eine besondere Remuneration zuerkannte.

So gelangte Lepsius in die Lage, bequem und ohne materielle Bedenken sich Alles anzueignen, was Paris an Lehrstoff bot, und dabei auch an allen geistigen Genüssen des hauptstädtischen Lebens theilzunehmen. Wir sehen ihn in einer hübschen Wohnung rastlos arbeiten und in den Mußestunden bei seinem eigenen guten Clavier — er war sehr musikalisch und sang gut und richtig — mit Freunden musiciren und gesellig verkehren. Die öffentlichen Bibliotheken und Museen stehen ihm zur Verfügung und werden fleißig benutzt; auch Privatsammlungen öffnen sich ihm, und er besucht die Vorlesungen der bedeutendsten Universitätslehrer. Besonders anziehend erscheinen ihm die Collegia des großen Philologen und Archäologen Letronne, und unter diesen vorzüglich eines „über die alte Geschichte Aegyptens". Er rühmt diesen Vorlesungen viel Kritik und Klarheit nach und hebt hervor, daß Letronne seine Freude daran habe, zu leugnen, was sich nicht erweisen läßt, und alle frühere Einwirkung Aegyptens auf Griechenland (vor Psammetich. 26. Dyn.) zu negiren. Von Cham-

pollion's Entdeckungen ließ er nur das Unbestreitbare gelten, und das Mißtrauen, welches Lepsius auch diesem großen Forscher entgegentrug, und das ihn bestimmte, dem Vorschlag Bunsen's, sich der Aegyptologie zu widmen, nur mit Zagen näher zu treten, ist besonders durch Letronne in ihm erweckt und genährt worden.

An den ausgezeichneten Philologen Hase von Alexander von Humboldt, den er in Berlin kennen gelernt hatte, warm empfohlen, durch ihn und Andere gut eingeführt, wegen seiner schönen Erstlingsarbeit auch von den Mitgliedern des Instituts geschätzt, macht er die Bekanntschaft der größten Orientalisten, Philologen und Archäologen Frankreichs, und wird freundlichst aufgenommen von den Silvestre de Sacy, Quatre-Mère de Quincy, Raynouard, Raoul-Rochette, dem Duc de Luynes &c. Zwischen ihm und Panofka knüpfte sich ein nahes Verhältnis, und der gelehrte Stahl, Secretär der asiatischen Gesellschaft, lud ihn zu deutschem Bier in seine Wohnung. Diesen Mann nennt er „einen Ausbund der Gelehrsamkeit der ganzen Welt". „Er ist habsüchtig zu nennen in Bezug auf Zeit und Kenntnisse. Er schläft sieben Stunden, kocht sich sein Mittagsbrod — ein wenig Reis — selbst, verwendet auf alle Aeußerlichkeiten des Lebens, wie essen, anziehen, rasiren, Besuche, fast gar keine Zeit, und all' diese gewonnenen Minuten verwendet er auf das Studium. Er versteht eine

Menge asiatischer Sprachen, unter andern auch die chinesische, und fast alle europäischen, ist in Geschichte und Geographie aller Zeiten und Länder, sowie in allen Literaturen unglaublich bewandert, schwimmt und fechtet sehr gut, ist ein starker Fußgänger, führt die ganze asiatische Correspondenz &c." Dabei ist „dies Phänomen der Gelehrsamkeit" auf der Schule keineswegs ausgezeichnet gewesen und hat gewöhnlich auf den untersten Plätzen gesessen. Ein Genie mag er ihn nicht nennen, weil seine Productivität unter seiner Gelehrsamkeit gelitten, und er über allem Sammeln nie etwas Ganzes geschrieben hat. Aber Lepsius verstand es, von ihm zu lernen, und er verschaffte sich durch ihn einen Einblick in den Bau des Chinesischen. Stahl's Ansicht, daß sich bei den Chinesen, sowie man es auch bei mehreren wilden Völkern finde, die geistigen Begriffe früher als die sinnlichen entwickelt hätten, scheint Lepsius ganz vernunftwidrig, und er erkennt nur daraus, daß wir die geistige Kultur der Chinesen in einer sehr späten und folglich geistig abstrakten Periode kennen gelernt haben.

Wie aus Stahl's überlegenen Kenntnissen sucht er auch aus denen anderer Pariser Gelehrten Gewinn zu ziehen; unter den bekannteren Deutschen, mit denen er an der Seine verkehrte, nennt er noch den Berliner Kunsthistoriker Wagen, Müntz, Himly, Urlichs, den Maler

Bouterweck, Fix, Dübner, Stickel, Spach, den Elsäßer Lobstein, und den Historiker Zinkeisen.

Manche kostbare Tagesstunde widmet er auch der Erlernung des Kupferstechens und der Lithographie. Seinen ersten selbständigen Versuch in der Kupferstecherkunst, den mittleren Theil des Planes von Paris, benutzte er, um die Briefbogen zu schmücken, welche er an die Seinen nach Hause sandte, und bezeichnete auf diesem artigen Stiche mit sauberer Schrift die Häuser, in denen er am meisten verkehrte: das Louvre-Museum, die Bibliothek, das Institut, die beiden Restaurants, wo er gewöhnlich speiste, ja selbst die Wohnungen von Panofka, Müntz und Graf de Bouge, mit dessen Gattin ihn eine schöne Freundschaft verband, und dessen Salon er häufig am Sonntag besuchte.

Als habe er schon damals geahnt, in wie großartiger Weise er später die reproducirenden Künste für seine wissenschaftlichen Arbeiten in Anspruch zu nehmen haben werde, schreibt er, nachdem er den ersten lithographischen Stein mit nach Hause genommen, um darauf zu zeichnen: „Alle hervorstechenden Zweige in Kunst und Wissenschaft auch in ihrer Technik ein Mal aufzusuchen, giebt manchen Vortheil, wenn ich auch nicht die Lithographie zu meinen eigenen Inschriften später gebrauchen wollte.“

Er hat es dennoch gethan, und wenn die Publicationen, welche für ihn in dieser Vervielfältigungsmethode

hergestellt worden sind, alle anderen an Sauberkeit und Schönheit überbieten, so ist das mit auf Rechnung der technischen Kenntnisse zu schreiben, welche er sich in Paris erworben.

Dort hat er auch seine ersten musikalischen Compositionen zu Papier gebracht. Einem selbstgedichteten Liede, welches er mit Begleitung in Musik setzte, ließ er andere folgen, wie er denn überhaupt, gerade in Paris, mit der Kunst in steter Verbindung blieb. Nicht nur die Antikensammlungen, sondern auch die Ausstellungen neuerer Gemälde und Skulpturen wurden fleißig besucht, und nicht weniger häufig die Theater. Sein Tagebuch beweist, mit wie reger Theilnahme und mit wie scharfem Urtheil er der Tragödie, Comödie und Oper gefolgt ist. Die Darstellung der französischen Tragödie wird auf's schärfste getadelt. „Über die Maßen schlecht und fürchterlich französisch war die Aufführung des Cid von Corneille ... Die heutigen Schauspieler, die Darsteller des Corneille und Racine, haben von der tragischen Kunst auch gar nichts weiter behalten, als die tragische Maske, und die binden sie sich hinten an, statt vorne, damit sie ihr schönes französisches Gesicht ja nicht verdecken." Nur die Mars, welche damals als Greisin von 68 Jahren auch die jüngsten Rollen mit einer bewunderungswürdigen Liebenswürdigkeit und Naivetät gab, nöthigt ihm uneingeschränkte Bewunderung ab;

auch Montrose und Fräulein Dupont stellt er sehr hoch. Das lebhafteste Lob zollt er dem von Loiset geleiteten Cirque olympique: „Hier ist auch wirkliche Kunst, nicht blos Kunststücke. Maler und Bildhauer sollten hierher gehen und studiren, wie es Phidias und die griechischen Künstler in ihren Gymnasien thaten. Herrliche Körperformen entwickeln sich da, und eine Kraft, Gewandtheit, Freiheit und Leichtigkeit verbindet sich hier mit wahrer Schönheit der Körper, wie man sie im Ballet vergebens sucht. Unser Ballet ist fast von der Stufe der Kunst herabgestiegen; nur eine einzige rühmliche Ausnahme macht die Taglioni, die ich hier in der Sylphide gesehen, und wie in Berlin bewundert habe. Wenn man eine würdige Statue der Terpsichore bilden wollte, so könnte man etwa von der Noblet, Foncisy und wie sie alle heißen, ein paar leidliche Beine aus allen zusammenconstruiren; von der Taglioni brauchte man nur einen Abguß zu machen; da hätte man sie vollständig."

Für Alles, was Paris Schönes und Bemerkenswerthes bietet, hat dieser unermüdliche Gelehrte, der nicht nur als Sammler, Studirender und Forscher, in späterer Zeit auf einem ihm bis dahin so gut wie fremden Wissensgebiet, thätig ist, sondern auch für das Fleisch auf dem Brote und als Schöpfer einer neuen und schwierigen selbständigen Arbeit Geist und Hände rührt, offene Augen. Wir

sehen ihn öffentlichen Festen beiwohnen, ufa's Land reiten, die Stadt in all' ihren Winkeln durchforschen, der Pariser Industrie seine Aufmerksamkeit zuwenden, als begehrten Gast in Gesellschaften und Salons verkehren, mit Freunden singen und musiciren, und bei alledem können wir die Entstehung eines Aufsatzes über Sanskritpaläographie verfolgen, aus dem dann die schöne Abhandlung über „die Paläographie als Mittel der Sprachforschung“*) erwachsen ist, für welche — eine beinahe unerhörte Ehre — der Dreiundzwanzigjährige den Volney'schen Preis erhält.

In späterer Zeit sagt er, daß ihm Paris stets eine an Interesse, Belehrung und mannigfaltigem Wohlwollen reiche Stadt gewesen sei. Schon während seines ersten Aufenthaltes daselbst erschien es ihm „in einer Hinsicht“, d. h. gewiß in Hinsicht auf die Lebendigkeit und Feinheit des geselligen Lebens, als „Hauptstadt der Welt“. Aber trotz seiner Jugend ließ Lepsius sich schon damals keineswegs von den glänzenden Formen des französischen Lebens blenden. Die Schäden der Pariser Zustände wurden ihm zuerst in den öffentlichen Büchereien fühlbar. „Abscheulich“, schreibt er, „ist die Wirthschaft auf den Bibliotheken. Kein Ernst, keine Kenntnis, nicht ein Mal guter Wille.

*) Berlin 1834. 2. Aufl. Leipzig 1842. (S. d. Schr. Nr. III.)

Schlechte Beamte, Mangel an Allem, was nicht französisch ist. Freilich bin ich durch die Göttinger und Berliner Bibliothek verwöhnt rc."

Seitdem hat sich Vieles in diesen Instituten gebessert; die besondere Aufmerksamkeit, welche Lepsius denselben zugewandt hatte, sollte ihm am Abend seines Lebens als „Oberbibliothekar" zu Gute kommen.

Mit großem Eifer hatte er sich von vorn herein dem Studium der französischen Sprache gewidmet; aber wenn ihn seine Fortschritte auch freuten, so ließ er sich doch auch hier nicht blenden und schrieb, nachdem er sich vier Monate lang mit der Ausbildung seines französischen Stils beschäftigt hatte: „Der Franzose braucht nur richtig und wahr zu denken, da muß er auch gut und schön schreiben; im Deutschen ist ein guter Stil weit schwerer, weil man hier alle Tiefen und Untiefen kennen muß, um nicht unrichtig und holperig zu steuern, oder gar zu stranden. Die französische Sprache ist nur eine Fläche, und man fährt wie mit Schlittschuhen auf dem Eise: die deutsche Sprache hat eine Tiefe, auf welcher gefährlicher und kundiger zu steuern ist; aber man kommt damit weiter. An reißenden und sehr tiefen Stellen friert kein Wasser zu, ebenso wenig das unendliche Meer. So kann der Deutsche mit seiner Sprache die ganze Welt sich zum Eigenthum machen; der Franzose ist auf seine Spiegelfläche beschränkt. Man muß sich den

Haß gegen alles Französische bewahren, um nicht an eigener Tiefe zu verlieren. Sobald man sich im Französischen gefällt, ruht der Geist auf erschlaffenden Flaumfedern. Doch soll man immer auch von seinem Feinde lernen."

An allem Bedeutenden, was während der Zeit seines Aufenthaltes in Paris vorging, nahm er den lebendigsten Antheil. Einen breiten Raum widmet er in seinem Tagebuche dem großen am 27.—29. Juli 1843, den Jahrestagen der Revolution, gefeierten Volksfest und der Enthüllung der Napoleons-Statue auf der Vendômesäule, welche am zweiten Tage der großartigen Feier erfolgte. Die Statue war durch ein grünes, mit silbernen Sternen besätes Tuch verhüllt. „Der Eindruck, den die Entschleierung machte", schreibt er, und wir theilen diese Notiz um ihrer selbst willen und als Probe des deutschen Stiles des jungen Lepsius gern an dieser Stelle mit, „der Eindruck war besonders bei dieser Umgebung ganz gewaltig. Über dieser siedenden Masse, diesen Convulsionen eines ringenden Pöbels, diesem Schreien und Kämpfen, diesem bunten Gewühle, diesem militärischen, glänzenden Schmuck, erschien auf einmal, nicht wie ein Fels im Meer, mit dem man etwa die Säule hätte vergleichen mögen, sondern wie eine überirdische Gewalt, die ruhige, gebietende Haltung Napoleons. Was macht einen größeren Eindruck, als die

Macht des Geistes, die sich in einer ruhigen Haltung und einem beherrschenden Ausdruck den zügellosen Leidenschaften desselben menschlichen Geistes gegenüber, ausspricht."

Mit diesen Worten führt er uns sein Lebensideal vor Augen, und wir werden sehen, wie wohl es ihm stets gelungen ist, den zügellosen Leidenschaften gegenüber die beherrschende Haltung zu bewahren. „Dieser beherrschende Ausdruck", fährt er fort, „ist doch noch größer, als die großartige, aber doch leblose Natur, die man zuweilen im Kontraste der aufgeregten Natur oder auch Menschheit bewundert. Auch malte sich dieser unbewußte Eindruck auf allen Gesichtern, und ein allgemeiner Schrei: »vive l'Empereur! vive Napoléon!« rang sich aus dem unübersehlichen Haufen hervor, der wirklich für einen Augenblick ganz der drängenden Gegenwart zu vergessen schien. Jeder Zug drückte für einen Augenblick Bewunderung, Freude, Zufriedenheit aus." Dann beschreibt er, wie Louis Philippe die Revue abgenommen, und fährt fort: „Jedenfalls war für ihn durchaus kein Enthusiasmus vorhanden, wozu nach meiner Überzeugung seine Persönlichkeit am meisten beiträgt. Sein Äußeres hat durchaus nichts Imponirendes, nichts Anziehendes; es drückt sich keine Geisteskraft irgend einer Art in seiner Gestalt oder in seinem Gesichte aus; er macht den Eindruck eines dicken Bürgers, der sich für

die viele Ehre bedankt, die ihm widerfährt. Und doch ist, wenn irgendwo, hier in Frankreich, wo der mystische Schleier der königlichen Hoheit so durchaus von dem Haupte des Bürgerkönigs gefallen ist, wenigstens ein Schein innerer Hoheit für die Augen des Volkes nöthig. Als der König vorbeiritt, hörte man nur das Geschrei, was befriedigte Neugierde zu erzeugen pflegt." Aus diesem Feste, wie Lepsius es beschreibt, läßt sich auf die historischen Ereignisse schließen, welche später mit Nothwendigkeit eintreten mußten: Louis Philippe's Verjagung und die Berufung eines Napoleoniden auf den französischen Thron.

Mit dem Erscheinen des Bürgerkönigs verfliegt auch bei Lepsius die erhobene Stimmung, und er sucht den Ton festzuhalten, welchen er bei dem allgemeinen Geschrei als durchgehend bezeichnen kann. Mit Hülfe des Intervalls zwischen seinem tiefsten Tone der Stimme und dem Tone, welcher den Grundton des damaligen Geschreis bildete, fand er, daß dieser Ton das Diskant-e gewesen sei. So fordert bei ihm die Forschung überall ihr Recht. Dem Werth und der Bedeutung der Laute und Töne geht der Linguist überall nach und verschmäht es auch nicht, bisweilen sein Spiel mit ihnen zu treiben und sie in Beziehung zu anderen Sinneswahrnehmungen zu setzen. „Das o", schreibt er ein Mal in sein Tagebuch, „erscheint mir braun, das a hellblau, das e farblos, eine helle matte Farbe; das

i spitziggelb.“ Während er dann seinen Aufsatz über Sanskritpaläographie schrieb, meinte er zu erkennen, daß sich die Vokale in allen Sprachen erst allmählich wie Farben aus dem a herausgebildet hätten, daß es aber ursprünglich gar keinen Gegensatz zwischen Vokalen und Consonanten gegeben habe, sondern daß die Worte nach Lauten abgetheilt worden seien, so zwar, daß jeder Consonant mit seinem folgenden Vokale eine untrennbare Einheit ausgemacht habe. Daher habe man im Sanskrit a ursprünglich selbst als Consonant oder vielmehr als eine Verbindung zwischen dem griechischen Spiritus lenis und dem nothwendig folgenden a betrachtet.

Anfänglich ist Lepsius in Paris ganz Linguist und tritt den ägyptologischen Studien durchaus nicht näher; aber Ende Oktober ward er zuerst im Namen Gerhard's, der ihn von Berlin her in gutem Andenken behalten hatte, durch Panofka eingeladen, nach Italien zu kommen, und dann erhielt er einen Brief des Elsässers Lobstein, der ihm in Paris begegnet war, worin ihm dieser in Bunsen's und daneben auch in Kellermann's Auftrag den ernstlichen Antrag stellt, nach Rom zu kommen und sich dort erstens mit einer Sammlung von umbrischen, oskischen und auch etruskischen Inschriften, wozu ihn seine Dissertation besonders geschickt zu machen scheine, zu befassen, und zweitens sich mit allem Ernst dem Studium der Schrift und Sprache

der alten Aegypter hinzugeben. — Der erstere Antrag sagt ihm von vorn herein zu, wenn gleich er die etruskischen Inschriften, an deren Entzifferung sich „erst noch mancher die Zähne ausbeißen mag", nur der Vollständigkeit wegen in sein corpus inscriptionum mitnehmen will; der zweite erweckt dagegen in ihm die größten Bedenken. Zwar hatte ihn Gerhard, durch den er Bunsen auf's wärmste empfohlen worden war, schon in Berlin zum Studium der Hieroglyphen aufgefordert und ihn versichert, daß er damit, wenn er nur jünger wäre, selbst noch anfangen würde, zwar fühlte er seine Kraft auch dem Schwersten gewachsen, aber es schien ihm doch gerathen, das Erscheinen der Champollion'schen Grammatik abzuwarten, um sich über den wirklichen Stand der Dinge zu unterrichten und daraus abzunehmen und zu beurtheilen, ob er die Fundamente so gelegt finden werde, daß er durch vernünftige und wissenschaftliche Forschung wirklich etwas Rechtes auf einem Felde leisten könne, von dem bisher außer Champollion selbst fast nur Stümper und kritiklose Dilettanten Besitz genommen hatten.

Die Besonnenheit, mit welcher der dreiundzwanzigjährige Jüngling auch in dieser wichtigen Lebensfrage vorging, ist höchst bemerkenswerth. In dem Briefe, welchen er an seinen Vater richtet, um dessen Rath einzuholen, setzt er alle Für und Wider klar und erschöpfend auseinander.

Bunsen, von dem diese Vorschläge ausgehen, ist eine einflußreiche Persönlichkeit, und wenn ihm, Lepsius, die Vorarbeiten Champollion's genügen, und der Plan seines Gönners, ihn später mit der Leitung der schönen ägyptischen Sammlung in Berlin zu betrauen, sich realisiren läßt, so eröffnet sich ihm die Aussicht für ein künftig äußerlich gesichertes Leben, das sich sonst für einen Archäologen und Sprachforscher weit schwerer gewinnen läßt, als für einen Sprachkritiker und Schulmann. Seinen Lebensunterhalt ein Mal mit Bücherschreiben zu erwerben, würde ihn, schreibt er, nicht befriedigen. Schon aus Berlin (13. März 1833) hatte er dem Vater geschrieben: „Ob ich besonderes Talent für die Schulcarriere mitbringen würde, weiß ich nicht, da ich mich darin noch nicht versucht habe; und wenn ich von der Neigung dazu und von der Erwartung, Befriedigung darin zu finden, auf die Anlage dazu schließen will, so ist sie in der That nicht groß." Darf er hoffen, so etwa fährt er nach der Aufforderung Bunsen's, an den Vater zu schreiben fort, in der Aegyptologie ein ihm genügendes Forschungsgebiet zu finden, und kann Bunsen ihm die Unterstützung der preußischen Regierung und die Hoffnung, ihm später eine Anstellung bei der schönen ägyptischen Sammlung in Berlin zu verschaffen, im Voraus auf die bestimmteste Art in Aussicht stellen, so würde er sich entschließen, nach Rom zu gehen und seinem Studium die

neue Richtung zu geben, in welche Bunsen es zu leiten wünscht; sonst aber nicht.

Der Vater konnte seinen Erwägungen und Bedenken nur beipflichten, und so schrieb der Sohn den folgenden, vom 12. Dec. 1833 datirten Brief an Bunsen, welcher seinen Studien und seinem Leben die für seine Eigenart und Begabung denkbar günstigste Wendung geben sollte.

„Das gütige Vertrauen, welches Sie nach einer Aufforderung, die Sie kürzlich durch H. Lobstein an mich haben gelangen lassen, in meine Kräfte zu setzen scheinen, hat in der That nicht weniger Freude als ernsthafte Zweifel in mir erregt, wie viel ich meinen Kräften selbst vertrauen dürfe. Ich verkenne die Wichtigkeit dieser Zweifel, insbesondere für meine Jahre und meine Verhältnisse keineswegs; wie ich einmal meine Lebensaufgabe lösen werde, hängt größtentheils von ihrer richtigen oder unrichtigen Lösung ab, und so lange sie daher noch vorliegen, gewinnt jeder äußere Anstoß unendlich an Wichtigkeit für das ganze innere Leben und Streben. Ihnen konnte weder der Boden, auf den Ihr vielleicht nur flüchtig gemeintes Wort gefallen war, noch weniger der Zusammenhang bekannt sein, in dem er zu meinen Neigungen und meiner geistigen Richtung steht. Nicht als ob ich früher schon einmal auf den Gedanken gekommen wäre, mich an der Entzifferung der Hieroglyphen zu versuchen: vielmehr hatte mich bisher

auf dem weiteren Felde der Wissenschaft, der ich in jedem Falle mich zu widmen entschlossen hatte, hauptsächlich Archäologie und vergleichende Sprachwissenschaft im Allgemeinen angezogen. Beide Studien wollte ich in Paris nebeneinander fortführen, da sie sich in so vieler Hinsicht berühren und sich mir sogar ihrem Wesen nach zu einer höheren Einheit zu completiren schienen, ohne daß sie mir gerade für die Zukunft viel Aussicht auf ein äußerlich gesichertes Leben gewährt hätten. Da wurde ich durch Zufall in der letzten Zeit auf einen Gegenstand geführt, der mich, je weiter ich ihn verfolgte, um so mehr anzog, und mich endlich veranlaßte, die Resultate in einer kleinen Schrift zusammenzustellen, die ich jetzt im Begriff bin in Berlin publiciren zu lassen. Sie betrifft zunächst paläographische Untersuchungen über die Sanskritschrift; doch wurde ich bald von den Specialitäten dieser in vielen Punkten wunderbar naturgemäßen Schrift auf allgemeinere paläographische Gesetze geführt, und ich fand mich endlich durch den Gegenstand selbst aufgefordert, meine Ansichten auszusprechen über den organischen und innerlich nothwendigen Zusammenhang von Schrift und Sprache in allgemeinster Beziehung, und welchen Werth eine wissenschaftliche Paläographie für Erforschung der Sprache habe; ja ich konnte mich nicht enthalten, am Schlusse auf Aegypten selbst hinzuweisen, wo sich für diese neue Wissenschaft ein so glän-

zendes und reiches Feld zu eröffnen schien, wie in Europa und selbst in Asien nimmermehr... Wenn ich mich demnach von dieser Seite dem Gedanken an eine ägyptische Paläographie zu nähern schien, die doch unmöglich außerhalb der allgemeinen Gesetze von Schrift und Sprache zu suchen sein kann, und deshalb einer vernünftigen wissenschaftlichen Behandlung fähig sein muß, so konnten mir doch von der anderen Seite die ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten, die sich hier noch von ganz anderer als wissenschaftlicher Art entgegen stellen, und namentlich die prekäre Richtung nicht entgehen, die ein voreiliger Entschluß vielleicht für immer meinen Studien geben könnte. Archäologie und vergleichende Sprachforschung würden zwar auch auf diesem Wege meine erwünschten Leiter und Begleiter sein, doch würden sie mir einmal in ihrer ägyptischen Tracht wahrscheinlich noch weniger eine äußere Stellung sichern können, als in griechischer und römischer, wenn ich mich in dieser Hinsicht nicht einer wesentlichen höheren Unterstützung, und für den Fall einstiger Erfüllung der billigen Erwartungen, einer öffentlichen Anstellung versichert halten dürfte. Wäre dieses aber möglich, und ich hätte mich vor allen Dingen durch die bisher schon zugänglichen Quellen, besonders durch Champollion's Grammatik, wirklich überzeugt, daß die gelegten Fundamente durch eine gewissenhafte und wissenschaftliche Behandlung zu weiteren

Resultaten Hoffnung machten, so würde ich mit Freuden alle meine Kräfte, Zeit und Fleiß einem Gegenstande widmen, dessen Weiterförderung mit Recht das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen muß, dessen Bearbeitung aber für jetzt immer nur wenigen Begünstigten anheim fallen kann."

Dieser, wie das Tagebuch und die Briefe an den Vater Lepsius von der wahren Lage und Stimmung des Schreibers keinen Finger breit abweichende Brief hatte eine ermunternde Antwort Bunsen's zur Folge, und nachdem der junge Sprachforscher und Archäolog erkannt hatte, daß sich an Champollion's Vorarbeiten in der That ersprießliche neue Forschungen anknüpfen, ja sich vielleicht auf dem von ihm erschlossenen Wissensfelde große Erfolge gewinnen ließen, faßte er den Entschluß, sich von nun an dem Studium der Aegyptologie mit ganzer Kraft hinzugeben.

Es ist hier an der Zeit, einen Blick auf diese neue Wissenschaft zu werfen und zu zeigen, wie weit sie vorgeschritten war, als Lepsius sich ihr zu widmen und die Arbeiten des kurz vor seinem Einzug in Paris verstorbenen Champollion weiter zu führen begann.

Die ägyptologischen Studien, wie Lepsius sie 1834 vorfand.

Beinahe anderthalb Jahrtausende war jede nähere Kunde über die Hieroglyphenschrift der alten Aegypter verloren gegangen und von den Denkmälern aus der Pharaonenzeit wußte man nicht mehr, als was die Klassiker sowie Reisende, welche den Orient besucht hatten, gelegentlich von ihnen erzählten. In Rom und Konstantinopel erhoben sich wohl Obelisken, welche aus den Tempeln am Nil in die Kaiserresidenzen verschleppt worden waren, Mumien und kleinere ägyptische Denkmäler wurden wohl in den Bibliotheken und Museen Europa's als Curiositäten aufbewahrt, aber das Interesse an dem Leben, sowie der Kunst und Wissenschaft der alten Aegypter, welche unter den Griechen ein so hohes Ansehen genossen hatten, war verloren gegangen, und wenn es auch nach dem Hinwelken der Blütentage des Humanismus ein Athanasius Kircher († 1680), und nach ihm andere Gelehrte, wie der Däne Zoega oder Barthélemy wagten, sich an der Entzifferung der Inschriften, welche die römischen Obelisken bedeckten, zu versuchen, so mußten sie doch bald von ihren fruchtlosen Bemühungen abstehen, weil es ihnen an jeder festen Unterlage gebrach, von der aus sie ihre schwierigen Operationen

mit Erfolg hätten vornehmen können. Da unternahm der erste Consul der französischen Republik, General Napoleon Bonaparte jenen abenteuerlichen Heerzug nach Aegypten, durch welchen er den englischen Einfluß auf afrikanischem Boden brechen und den britischen Heeren den nächsten Weg nach Indien abschneiden, dann aber auch für sich selbst Lorbeeren pflücken wollte, denn „der höchste Weltruhm", hatte er gesagt, „ist nur im Morgenlande zu erwerben".

Jedermann kennt den Verlauf dieses Feldzuges, welcher zwar günstig für England endete, aber Frankreich weit höheren Ruhm einbrachte als seinen Gegnern. Schlachten wie die unter den Pyramiden vergißt die Geschichte nicht, und in den Annalen der Wissenschaft werden die Geistesthaten immerdar einen Ehrenplatz behaupten, welche die französischen Gelehrten, die den Armeen der Republik gefolgt waren, am Ende des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts unter tausend Beschwerden, Gefahren und widrigen Umständen in Aegypten verrichtet haben. — Diese Expedition nun ist es, durch welche das Leben der alten Aegypter die Auferstehung feiern sollte. Niemand in Europa hatte geahnt, welche Fülle von Monumenten aus der Pharaonenzeit sich am Nil erhalten habe, und überrascht sah man große Folianten voll herrlicher Zeichnungen, welche sie zur Darstellung brachten, und zahlreiche Bände, in denen sie beschrieben wurden, in

Paris anlangen und später in schönen Reproductionen den Weg durch die Welt finden.

1799 hatte damals der französische Ingenieuroffizier Boussard bei Grabungen an der Schanze St. Julienne bei Rosette im nördlichen Delta das merkwürdige Denkmal gefunden, welches unter dem Namen der Tafel oder des Schlüssels von Rosette so berühmt werden sollte. Das Glück der Schlachten führte dies einzige Monument nicht nach Paris, sondern nach London, wo es im British Museum in würdigster Weise conservirt wird. Es enthält dasselbe ein priesterliches Decret, welches dem fünften Ptolemäer Epiphanes, wegen seiner Vortrefflichkeit und der Wohlthaten, die er dem Lande erwiesen, hohe Ehren zuspricht, und zwar in drei verschiedenen Schriftarten und Sprachen.

Denken wir uns statt des Aegypten der damaligen Zeit eine italienische Provinz der österreichischen Monarchie, und nehmen wir an, daß die Geistlichkeit daselbst einen Beschluß zu Ehren des Kaiserhauses verfaßt habe, so würde es vielleicht in der alten Kirchensprache, dem Latein, auf Italienisch und in der deutschen Sprache des Herrscherhauses und seiner Beamten veröffentlicht worden sein. Geradeso wurde das Decret von Rosette abgefaßt, zunächst in der heiligen Kirchensprache, welche in der alten Hieroglyphenschrift wiedergegeben zu werden pflegte, und die nur noch in

theologischen Schriften zur Verwendung kam, ferner in der dem Volke geläufigen Redeweise, dem Demotischen, das man mit einer besonderen abgekürzten Schrift, aus der die ursprüngliche Form der Hieroglyphen nicht mehr herauszukennen ist, festhielt, und endlich in der griechischen Sprache und Schrift des lagidischen Herrscherhauses und seiner Beamten. Die Forschung fand also auf dem Steine von Rosette drei ziemlich lange Texte, von denen die ersten je eine Sprachstufe des Altägyptischen zur Unterlage hatten. Diese waren in den beiden Schriftgattungen geschrieben, deren Verschiedenheit schon die Griechen (Herodot, Diodor, Clemens von Alexandria rc.) bemerkt hatten, und darunter stand die griechische Übersetzung derselben. Wie der Engländer Thomas Young, ein Forscher ersten Ranges, den alles Schwerste reizte, und dessen Arbeiten auf dem Gebiete der Physiologie und Optik ihm allein einen unsterblichen Namen sichern würden, und wie ebenso zu gleicher Zeit mit ihm der nicht minder geniale Franzose Champollion ganz selbständig dazu gelangt ist, zunächst durch Vergleichung der durch Rahmen (Cartouchen) ausgezeichneten Namen des Ptolemaios, der Kleopatra und des Alexander*), welche auf Bilinguen in hieroglyphischer und griechischer Schrift vorkamen, die ersten Hieroglyphen-

*) Die beiden letzteren fanden sich auf einer zweiten auf der Insel Philae entdeckten Bilingue.

gruppen richtig zu entziffern, das haben wir in einer besonderen Schrift*) darzulegen versucht, auf die wir verweisen. Während Young mehr durch mechanische und rechnende Vergleichung zu einem im Einzelnen ungenauen Resultate gelangte und dann das Gewonnene nicht weiter verfolgte, setzte Champollion die ganze Kraft seines Lebens an den Ausbau und die Fortführung seiner epochemachenden Entdeckung. Eben darum schreiben wir ihm dieselbe lieber und wohl auch mit größerem Rechte zu als Th. Young, der mit seinen Erfolgen allerdings ein wenig früher hervorgetreten war als jener. Beide waren völlig unabhängig von einander zu ihren Resultaten gelangt; die Champollion's sind aber von vorn herein die correcteren gewesen, und was bei Young eine glänzende, unvollendete That des sublimsten Scharfsinnes bleiben sollte, ist von dem Franzosen glänzend fort- und auf die Bahn einer richtigen, im Ganzen heute noch gültigen Methode geführt worden. Champollion's große Hauptwerke, die Grammaire égyptienne (1836—41) und das Dictionnaire égyptien en écriture hiéroglyphique (1842—44) sind erst nach seinem Tode (1832) und Lepsius' Aufenthalte in Paris erschienen. Sie erst gewähren ein Bild des tiefen Einblickes

---

*) G. Ebers. Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. Virchow und v. Holtzendorff'sche Sammlung von wissenschaftlichen Vorträgen. 2. Aufl. Serie VI. Nr. 131.

in das Altägyptische, zu dem der Frühverstorbene gelangt war, und hätte ihm die Schickung ein längeres Leben gewährt, so würden seine großen Arbeiten noch weit höheren Werth gewonnen haben; denn sein Bruder Champollion-Figeac, welcher die Herausgabe eines Theiles der 2000 Seiten füllenden nachgelassenen Manuscripte des Dahingegangenen übernommen hatte*), löste diese Aufgabe zwar mit Gewissenhaftigkeit und Liebe, doch mußte er das Halbvollendete mit in den Kauf nehmen und zeigte sich ihr nicht überall völlig gewachsen.

Zwar hatte François Champollion in seinem Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens Paris 1824 schon ein im Ganzen richtiges Bild des hieroglyphischen Schriftsystems entworfen; aber dies für die damalige Zeit immerhin außerordentliche Werk hatte etwas Skizzenhaftes und gestattete der Kritik, mancherlei Zweifel zu hegen und Bedenken zu erheben, zumal andere Gelehrte, welche sich gleichfalls Aegyptologen nannten, das Champollion'sche System angriffen und ihm andere eigene entgegenstellten. Unter diesen Führern auf Holzwege, deren Irrthümer längst zurückgewiesen und ganz und gar der Vergessenheit anheimgefallen sind, erhob der Leipziger Seyffarth

*) Die Pariser Bibliothek hatte dieselben für 50,000 Francs angekauft.

am lautesten die Stimme, und neben ihm wollte Sickler die Hieroglyphen nach Paronomasie erklären, indem er behauptete, es solle eine jede eine ganze Reihe von ähnlich klingenden Worten zur Darstellung bringen, hielt Klaproth an seinem acrologischen Systeme fest, nach dem jede Hieroglyphe alle diejenigen koptischen Wörter ausdrücken konnte, welche mit demjenigen Laute beginnen, womit der Name der Hieroglyphe anfängt.

Was sollte ein kritisch geschulter Linguist damals von einer Wissenschaft denken, welche noch nicht ein Mal einstimmig festgestellt hatte, wie die Zeichen der Schrift, welche ihr zu erklären oblagen, zu deuten oder zu lesen seien, ja die noch nicht mit voller Uebereinstimmung aller Mitarbeiter sagen konnte, welche Sprache den Texten, die sie doch schon zu übersetzen und zu erklären versuchte, zu Grunde liege?

Es ist schwer verständlich, wie nach dem Erscheinen des Précis du système hiéroglyphique diese Kartenhäuser sich neben dem fest gegründeten Bauwerke Champollion's auch nur auf Monate behaupten konnten, aber je mißlicher die Sache der Schöpfer solcher falschen Systeme stand, desto lauter erhoben sie die Stimme, während Champollion mit vornehmer Ruhe und ohne sie zu beachten weiter arbeitete und Stein auf Stein fügte zu dem großen Bau, den er in seinen Haupttheilen vollendet, aber noch

ohne Bedachung und Ornamente der Nachwelt hinterlassen sollte.

Als Lepsius die Aufforderung erhielt, sich die Erforschung des Altägyptischen zur Lebensaufgabe zu machen, hatte er von den Seyffarth, Klaproth und Sickler ebenso gut vernommen wie von Champollion, und wenn er diesem auch von vorn herein das größere Zutrauen schenkte, so that er doch Recht, sich über den wahren Stand der Aegyptologie in der damaligen Zeit genau zu unterrichten, bevor er ihr seine Kraft, sein Können und seine Zeit zur Verfügung stellte. Er war eine zu besonnene Natur, um sich für die Reise durch's Leben in ein papierenes Fahrzeug einschiffen zu mögen.

Der tiefere Einblick in das Champollion'sche System machte ihn sicher und führte ihn bald zur Entscheidung. Er konnte auch mit günstigen Hoffnungen an die Arbeit gehen, denn den geistigen Nachfolgern des Riesen Champollion, welche sich bei seinen Lebzeiten mit eigenen Arbeiten hervorgewagt hatten, durfte sich Lepsius an Gründlichkeit der Vorbildung und combinatorischer Schärfe weit überlegen fühlen. Wir werden zu erwähnen haben, mit wie stumpfen Sicheln sie das Korn, welches sie zu ernten gedachten, verdarben. Das Schicksal hatte dem Meister versagt, würdige Schüler zu bilden, denn nachdem ihm der erste Lehrstuhl für Aegyptologie an der Pariser Universität

übertragen worden war, und er sein Docentenamt kaum angetreten hatte, ereilte den schönen, kräftigen Einundvierzigjährigen der Tod.

Dennoch hatte er schon früher in Salvolini und Rosellini (dieser war ihm nach Rom, Turin und Neapel gefolgt, nachdem er schon zu Pisa als Professor der orientalischen Sprachen docirt hatte) Schüler gefunden. E. de Rougé sollte erst später sein außerordentliches Talent zur Entfaltung bringen, und Birch in London, sowie Leemans in Leyden sind zwar seine Zeitgenossen, aber nur seine Nachfolger, nicht seine Schüler zu nennen und haben ihre ersten ägyptologischen Arbeiten erst nach seinem Tode, und nachdem sich Lepsius für diese Wissenschaft entschieden hatte, veröffentlicht.

Das Demotische lag, als unser Freund auf den Schauplatz der ägyptoloischen Forschungen trat, noch völlig im Argen, denn obgleich der größte Orientalist dieses Jahrhunderts, Sylvestre de Sacy, dem demotischen Theile der Tafel von Rosette seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, und es nicht nur von Th. Young, sondern auch von dem scharfsinnigen Schweden Åkerblad berücksichtigt worden war, hatten weder sie noch Champollion ein genügendes Verständnis desselben zu erlangen vermocht. Auch Lepsius hat wenig für das tiefere Eindringen in die Natur der demotischen Sprachstufe und Schrift gethan. Erst durch H.

Brugsch und E. Revillout ist die Kenntnis des Demotischen eröffnet und die Wichtigkeit der „Volksschrift und Sprache“ als Mittelglied zwischen dem Altägyptischen und Koptischen dargelegt worden.

Was dieses, das Koptische, angeht, so ist es die nach Einführung des Christenthums in Aegypten gesprochene und mit griechischen Lettern nebst einigen Zusatzbuchstaben für Laute, welche das hellenische Alphabet nicht wiederzugeben vermag, geschriebene Sprache der Aegypter. Sie stellt die jüngste mit vielen griechischen Lehn- und Fremdwörtern erfüllte Sprachstufe des Aegyptischen dar und schließt sich an das Demotische, wie dieses aus dem mit Hieroglyphen geschriebenen Altägyptischen hervorgegangen ist. Da wir viele biblische Bücher in koptischer Übersetzung und spätere koptische Manuscripte mit arabischer Version am Rande besitzen, so ist sie uns nicht viel weniger verständlich als das Griechische und Arabische selbst, und die Kirche der monophysitischen koptischen Christen am Nil bedient sich ihrer heute noch für die ihren Gottesdienst beherrschenden Liturgien. Als Begründer der koptischen Sprachwissenschaft in Europa ist derselbe Athanasius Kircher zu nennen, welcher sich an der Entzifferung der Hieroglyphen ohne Erfolg versucht hatte, dem wir dagegen die ersten koptischen Vocabularien und grammatischen Versuche (aus dem Arabischen in's Lateinische übertragen) verdanken.

Eine Reihe von europäischen Gelehrten erweiterten und vertieften dann seine grundlegenden, aber an Fehlern und Irrthümern reichen Arbeiten. Als Lepsius an das Koptische herantrat, war es schon von Lacroze, Wilkins, Scholz, Woide, Tuki, Quatremère und Zoega theils grammatisch, theils auch lexikalisch behandelt worden, und Peyron's Lexikon ging seiner Vollendung entgegen.

Dieser Sprache ihre linguistische Stellung echt wissenschaftlich anzuweisen hatte noch niemand gewagt. Ihre drei Dialekte waren längst erkannt, und nicht nur Champollion, sondern auch Seyffarth verwertheten sie für die Erklärung auch der ältesten hieroglyphischen Wörter.

An koptischen Handschriften und Drucken*) fehlte es nicht in Paris; aber sehr fühlbar war der Mangel an gut publizirten, in Hieroglyphen geschriebenen altägyptischen Texten. Die in der großen Description de l'Égypte wiedergegebenen Inschriften**) waren vor der Entzifferung der Hieroglyphen ungenau und ohne Verständnis auf's Ungefähr hin copirt worden und für den Sprachforscher unbrauchbar; das Rosellinische Denkmälerwerk, welches als

*) Lepsius benutzte als erstes Übungsbuch den von Wilkins edirten Pentateuch.

**) Erschienen in der ersten von Jomard besorgten Ausgabe 1809—28. Die zweite Auflage ward unter Pankouke von 1821—29 herausgegeben.

gemeinsames Resultat der von Frankreich unter Champollion und von Toscana unter Rosellini nach Aegypten gesandten Expedition vorbereitet wurde, hatte, als Lepsius dem Bunsen'schen Rufe folgte, kaum zu erscheinen begonnen*), und das Gleiche gilt von Champollion's Monuments de l'Égypte etc.

Wie es mit den Resultaten der ägyptologischen Forschungen auf historischem und mythologischem Gebiet beschaffen war, und was Lepsius gerade auf diesem aufzuräumen und aufzubauen fand, werden wir in der Folge darzulegen haben.

Lepsius als Aegyptolog in Paris.

Mit feurigem Eifer und unermüdlichem Fleiß gab sich Lepsius von Anfang an den ägyptologischen Studien hin.

---

*) In Rosellini's „I monumenti dell'Egitto e della Nubia. 8 Bände nebst 2 Foliobänden mit Bildertafeln, erschienen zu Pisa 1832—44. Der 3. Folioband konnte erst nach seinem Tode (1843) 1844 herausgegeben werden. Champollions Monuments de l'Égypte et de la Nubie, 4 Bände Folio und 440 Tafeln erschienen von 1835—47 in Paris, und es standen Lepsius daselbst erst die ersten Lieferungen zur Verfügung.. Das oben erwähnte Rosellini'sche Denkmälerwerk zerfällt in historische, private und zum Cultus gehörende Monumente. Die ersten hatte Champollion zuerst bearbeiten wollen, doch fiel ihre Herausgabe zu Folge seines frühen Todes Rosellini zu. Von seinem eigenen Denkmälerwerke hat Champollion auch nur die ersten Proben gesehen.

Die Briefe, welche er damals an seinen neuen Gönner und späteren Freund Bunsen richtete, liegen uns vor. Sie zeigen, mit wie wohlwollender, ja väterlicher Theilnahme der berühmte Gelehrte und Staatsmann dem Fortschreiten seines Schützlings auf dem Gebiet, in das er ihn gelockt und eingeführt hatte, gefolgt ist, wie er ihm mit Rath und That die Wege zu ebnen bemüht war, und wie voll das Verständnis gewesen ist, mit dem er den wissenschaftlichen Bestrebungen und Erwerbungen des neuen Aegyptologen nachzugehen vermochte. Auch für die Sicherung der pecuniären Lage des jungen Gelehrten war Bunsen besorgt, aber wie der Kaiser über dem Senat, so stand über ihm Alexander von Humboldt, und wo sich Bunsen's Einfluß als unzulänglich, sein guter Wille als undurchführbar erwies, mußte die Macht und das Wohlwollen des weltberühmten Mannes angerufen werden, welcher überall zu energischem Vorgehen bereit war, wo es sich darum handelte, ernste wissenschaftliche Bestrebungen und tüchtige, viel versprechende junge Gelehrte zu fördern. Wie in der ersten Instanz Bunsen, so verdankt Lepsius in der letzten A. v. Humboldt unendlich viel, und es ist geradezu einzig, wie vielen späteren Meistern der deutschen Wissenschaft außer unserem Freunde dieser große und wahrhaft humane Mann als Vorsehung zur Seite gestanden, ihnen Hindernisse aus dem Wege geräumt,

Brücken für sie geschlagen, und ihnen Thore erschlossen hat, welche keine Hand als die seine zu öffnen im Stande gewesen wäre.

Zuerst, das lehren die an Bunsen gerichteten Briefe, versenkte sich Lepsius in das Koptische, und zwar, wie von vorn herein zu erwarten stand, als Sprachvergleicher. Die völlige linguistische Einsamkeit, in welcher sich dies interessante Idiom befinden sollte, hatte ihn anfänglich abgeschreckt, aber bald meinte er entdeckt zu haben, daß es eine gewisse Grundverwandtschaft mit den indogermanischen und semitischen Sprachfamilien besitze, und schon am 20. Jan. 1835 fordert er Bunsen auf, mit ihm ganz äußerlich und flüchtig die Affixe des Pronomen personale im Koptischen und Hebräischen und die Verwandtschaft beider Formationen*) in Betracht zu ziehen.

Er arbeitete denn auch zunächst daran, dem Publikum ein Specimen über koptische Grammatik vorzulegen. Voraufschicken wollte er einen vergleichenden Theil, welcher sich hauptsächlich auf die Pronominalstämme gründen und der koptischen Sprache erst den Boden sichern sollte, auf dem sie erwachsen ist, und der dann zu zeigen bestimmt

*) Als Beispiel stellt er das Schema auf:

hebr.	jam-m-i	jam-nu	jam-ka
kopt.	jom-i	jom-n	jom-k
	mein Meer	unser Meer	M. dein Meer ꝛc.

war, welche Stelle ihr unter den bekannteren Sprachen zukomme. Er hatte den Stier bei den Hörnern gefaßt und sollte bald finden, daß hier allein mit der Hervorhebung der in's Auge fallenden Verwandtschaft der pronominalen Suffixendungen und der Vergleichung indogermanischer und semitischer Zahlwörter mit den ägyptischen, bei welcher sich gleichfalls viele Übereinstimmungen ergaben, wenig gethan sei.

Als erste Resultate dieser neuen Studien entstanden zwei Schriften über Alphabet und Zahlwort, welche 1835 der Berliner Akademie vorgelegt und in der Druckerei dieses gelehrten Institutes gedruckt wurden. Das Wort, daß selbst die höchste Speculation immer nur das schon Vorhandene begreifen lehrt, findet sich in der ersten dieser Schriften*), durch welche die Erkenntnis des wahren Prin-

*) Über die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, indischen, altgriechischen, altägyptischen und äthiopischen Alphabete. J. d. Schr. Nr. V. Diese Abhandlung hat eine eigenthümliche Entstehungsgeschichte. Der Leipziger Aegyptolog Seyffarth, der, wie wir wissen, dem Champollion'schen ein eigenes System entgegengestellt hatte, war damals mit einer Schrift hervorgetreten, welche den abenteuerlichen Titel führte: Unser Alphabet ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der 7 Planeten 2c. 2c. Wahrscheinlich nach eigenen Beobachtungen Noah's; erste Grundlage zu einer wahren Chronologie und Culturgeschichte aller Völker. Leipzig. 1834. — Da dieses Buch aus einer anderen als der kritischen Welt, in welcher Lepsius groß geworden war, zu kommen

zips der ältesten Alphabetordnung einen guten Schritt weiter geführt wurde, und in der sich das Neue an die gründlichste Berücksichtigung des früher Gewonnenen knüpft. In der zweiten Abhandlung*) hat er die älteren Untersuchungen bedeutend erweitert und sich dabei doch schon eine Selbstbeschränkung auferlegt, welche das günstigste Zeugnis für seine früh erworbene Methode und kritische Strenge ablegt. Mit der gegenwärtigen Kenntnis der altägyptischen Zahlwörter und der Zahlzeichen im Hieratischen und Demotischen hätte er zu noch bedeutsameren Resultaten gelangen können.

„Dem unleugbaren Zusammenhang des semitischen mit dem ägyptisch-demotischen Alphabet", welchen er da-

---

schien und wunderbarer Weise namhafte Vertheidiger gefunden hatte, hielt sich der junge Doctor für verpflichtet, es nach Gebühr zurückzuweisen. So schrieb er denn für die „Berliner Jahrbücher" eine Kritik, theils auch „um sich dem Publicum allmählich im koptischen Kostüm vorzustellen". „Ich denke damit", schreibt er, „nicht einzureißen —, womit hier keine Ehre zu gewinnen wäre, sondern eine wirkliche Erklärung unserer Alphabetsordnung geben zu können." Da die Jahrbücher inzwischen eine andere Recension gebracht hatten, trennte er den gegen Seyffarth gerichteten Theil der Abhandlung von demjenigen, in welchem er „aufbaute", legte diese Arbeit der Berliner Akademie vor und ließ sie in deren Abhandlungen drucken.

*) Über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der koptischen, semitischen und indogermanischen Sprache. Berl. 1836. J. d. Schr. Nr. VI.

mals entdeckt zu haben meinte, ist er nicht weiter nachgegangen. Es unterliegt für uns keinem Zweifel, daß er in seiner Lehrlingszeit gewisse Pariser hieratische Texte für demotische gehalten hat, und war dies der Fall, so ist er schon damals mit der ihm eigenen Intuition auf die Wahrnehmung gestoßen, welche erst viele Jahrzehnte später von de Rougé, Lenormant und uns selbst begründet werden sollte, nämlich, daß das semitische, und zwar zunächst das phönizische Alphabet, auf das ägyptische hieratische zurückgeführt werden muß. — Auch mit der Lautlehre des Koptischen beschäftigte er sich eifrig, und diese Sprache, welche ihm anfangs wegen der „Vokalhäufungen", die in ihr auftreten, ganz „chaotisch" vorkam, erschien ihm immer reizvoller, nachdem er durch Vergleichung von Handschriften in den verschiedenen Dialekten diese zu sondern und tiefer in ihren wunderbar feinen syntaktischen Bau einzudringen gelernt hatte. Es gereichte ihm bei diesen Studien zum großen Nutzen, daß gerade damals Peyron's koptisches Lexikon erschien, von dem er sich jeden Druckbogen, sobald er die Presse verließ, zu verschaffen wußte. An das Demotische und das mit Hieroglyphen geschriebene Altägyptische wagte er sich erst, nachdem er einen guten Einblick in das Koptische erlangt hatte, und da in den bisher veröffentlichten Schriften über das Altägyptische ihm Resultat und Hypothese gar zu ähnlich zu sehen schienen, war

es ihm hochwillkommen, bei Salvolini, dem oben erwähnten Schüler Champollion's, bereitwillige Hülfe zu finden. Dieser gut begabte Italiener, welcher sich unter Leitung des Meisters (Champollion) zehn Jahre lang ausschließlich mit Aegyptologie beschäftigt hatte, wußte Lepsius so sehr für sich einzunehmen, daß derselbe mit den wärmsten Worten an Bunsen über ihn schrieb; nachdem es Lepsius aber vergönnt gewesen war, den literarischen Nachlaß Champollion's einzusehen, nahm er wahr, daß Salvolini gar zu sorglos mit dem fremden Kalbe gepflügt habe, und daß gerade diejenigen Dinge, welche der jüngere Aegyptolog für die hervorragendsten Entdeckungen Salvolini's gehalten hatte, nicht von diesem, sondern von Meister Champollion gemacht worden seien.

Biot's Schrift *) über das Wandeljahr bei den Aegyptern, welche vor kurzem erschienen war, führte ihn auch auf das Studium des Kalenders und der Chronologie der Aegypter und veranlaßte ihn, Bunsen eingehend mit seinen Ansichten über das Siriusjahr und die Sothisperiode bekannt zu machen. Er sandte seinem Gönner das erwähnte Werk und ließ ihm, in Folge einer Aufforderung desselben, Alles zukommen, was an literarischen Erzeugnissen Neues in Paris erschien.

*) Biot, Recherches sur l'année vague des Égyptiens. Paris 1831.

Inzwischen blieb Bunsen für das materielle Wohlergehen seines Schützlings besorgt, und es ist nicht am wenigsten seinem und Gerhard's Einfluß — auch Boeckh war sein eifriger Fürsprecher — zuzuschreiben, daß ihm die Akademie der Wissenschaften zu Berlin 500 Thaler behufs seiner weiteren Ausbildung in der Aegyptologie bewilligte, und ihm Gerhard — wenn auch noch nicht officiell — die Belehnung mit der gleichen Summe auch für ein zweites Jahr in Aussicht stellen konnte.

Bevor ihm diese Unterstützung zugesagt worden war, hatte er an Bunsen geschrieben: „Es ist begreiflich, daß Unterstützungen für so specielle Zwecke, deren Wichtigkeit nicht von jedermann mit gleichen Augen angesehen wird, manchen Widerspruch erfahren mögen ... besonders liegt mir aber am Herzen, daß ich der Akademie noch nichts habe vorlegen können, was mir einigen ostensiblen Anspruch auf die gewünschte Unterstützung geben könnte. Ich habe daher gemeint, daß es meiner Angelegenheit förderlich sein könnte, wenn ich meine Abhandlung über die Zahlwörter und Zahlziffern, zu deren nicht uninteressantem Verständnis ich in den ägyptischen Ziffern und koptischen Zahlwörtern den Schlüssel, wie mir scheint, ganz unwiderleglich gefunden habe, in's Reine brächte und der Akademie zuschickte ... Diese Abhandlung würde ich, wenn das Ganze Ihren Beifall hätte, zunächst an Wilhelm von

Humboldt schicken, dessen specielle Untersuchungen dieser Gegenstand und vielleicht auch die Behandlung desselben am nächsten interessirt. Hoffnung einer wohlwollenden Aufnahme bei ihm gibt mir das äußerst gütige Schreiben und die weit über Erwarten anerkennende Beurtheilung, die er mir auf die Übersendung meiner kleinen Schrift über Sanskrit-Paläographie hat zukommen lassen."

In der That ging die Abhandlung nach Berlin ab, doch als sie dort ankam, weilte W. v. Humboldt nicht mehr unter den Lebenden, und Lepsius konnte nur mit großen Schwierigkeiten seine Reinschrift später zurückerhalten. Die Berliner Akademie erkannte ihm auch ohne dieselbe die erwähnte Unterstützung zu, denn sie wußte, daß der Empfänger ihrer werth sei, und daß sie der Wissenschaft Früchte tragen werde.

„Der Tod W. v. Humboldt's", schrieb Lepsius am 30. April 1835 an Bunsen, „hat mich sehr betrübt, sowohl wegen des persönlichen Wohlwollens, welches er mir mehrmals an den Tag gelegt, als wegen des unersetzlichen Verlustes, welchen die Sprachwissenschaft dadurch erlitten hat. Namentlich war er auch der, von dem ich am meisten in meiner Richtung der Sprachforschung verstanden zu werden hoffte, und dessen Urtheil ich auch bei dieser letzten Arbeit immer im Sinne gehabt hatte. Es wird Ihnen bekannt sein, daß er zwei Werke im Manuscript zurückläßt:

eins über die Sanskritsprachen auf den indischen Inseln, ein anderes über die Sprachen überhaupt."

Das schöne Stipendium der Berliner Akademie ebnete Lepsius den Weg nach Italien, wohin Bunsen ihn immer dringender rief.

Nachdem Panofka und de Witte, welche bis dahin aus wissenschaftlichem Eifer die Redaktionsarbeiten für das Institut in Paris besorgt hatten, zurückgetreten waren, setzte Bunsen Lepsius an de Witte's Stelle. Dieser führte jenen in die Geschäfte ein, und nachdem Lepsius' Vorgänger Paris verlassen hatte, besorgte er in dessen Abwesenheit den Druck der Annalen des Instituts und die Correspondenz. Diese Dinge nahmen einen guten Theil seiner Zeit in Anspruch, und er würde sogleich nach Rom, der Centralstätte des Instituts, gegangen sein, aber er fühlte, daß es für ihn gerade dort mit dem Koptischen allein nicht gethan sei, und so widmete er sich bald besonders eifrig auch dem Altägyptischen und der Hieroglyphik. Dabei genoß er fortwährend der Hülfe Salvolini's, dessen fortschreitende Erklärung der Tafel von Rosette ihn sehr interessirte, und doch begann sich ein leises Mißtrauen schon jetzt gegen ihn zu regen, besonders wegen der ungünstigen Weise, in der sich derselbe über den fleißigen Aegyptologen Rosellini aussprach, welchen Champollion geschätzt hatte. Auch von Bunsen hatte Lepsius nur Rühmliches über denselben ge-

hört, und zudem dienten Rosellini's historische Arbeiten ihm zum Ausgangspunkt für die eigenen chronologischen Forschungen, welche ihn um so entschiedener zu interessiren begannen, je besser es ihm gelang, Königsnamen und kleine historische Hieroglyphentexte selbst zu entziffern. Die große Schnelligkeit und Sicherheit seines Fortschreitens dankte er der trefflichen linguistischen Schulung, die er genossen. Seine Entzifferungsgabe hatte er ohnehin bei der Behandlung der Eugubinischen Tafeln geübt. Die kritische Methode seiner philologischen Wegweiser war ihm dazu so ganz in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihn Bunsen mit Recht als gedeckt vor der Gefahr, Unsicheres und Unhaltbares zu veröffentlichen und vorzeitig für gute Resultate zu erklären, bezeichnen konnte.

Bevor Rosellini Lepsius persönlich näher getreten war, überließ er dem viel versprechenden neuen Jünger seiner Wissenschaft großmüthig, was dieser von seinen Aufzeichnungen zu haben begehrte, und gab ihm brieflich jede gewünschte Erklärung in so liebenswürdiger Weise, daß er Bunsen darüber schreiben konnte: „Ich habe mich außerordentlich über die unschätzbare Liberalität und Gefälligkeit Rosellini's gefreut. Das Gegentheil erfährt man hier bei den französischen Gelehrten. Wären die Franzosen bessere Etymologen, in der Wissenschaft wie im Leben, so würden

sie einsehen, daß liberté und liberalité auf denselben Stamm zurückgehen."

Genaueres über den Verlauf der Pariser Anfänge unseres Freundes in der Aegyptologie enthält der Brief, welchen er am 24. Juni 1835 als Concept eines an die Berliner Akademie der Wissenschaften zu richtenden Schreibens an Bunsen sandte*). Zugleich mit diesem Schreiben ließ er der Akademie sodann seine oben erwähnten Abhandlungen über die Zahlwörter und die ältesten Alphabetordnungen (S. 97 u. 98) vorlegen. Die Unterstützung von 500 Thalern, deren wir erwähnten, war nur auf ein Jahr bewilligt, doch Boeckh hatte wohlwollend den Vorschlag, daß die Unterstützung nur ein für allemal gegeben werden solle, nicht zum Beschluß kommen lassen, und so schrieb denn Lepsius, welcher den Thatbestand kannte, vertrauensvoll an Bunsen: „Ich kann mir nicht denken, daß mich später die Akademie im Stiche lassen wird, wenn ich erst mit Gottes Hülfe einige Fortschritte in dieser ergiebigen Wissenschaft gemacht haben werde und ihr zeigen kann, daß ich mit Stier und Pflug ein so guter Ackersmann bin, wie ein anderer. Ich werde es daher von jetzt an besonders darauf anlegen, mir das Vertrauen der Akademie zu verdienen, und ich glaube dies am besten zu bewerkstelligen,

---

*) S. Beilage II.

indem ich sie von meinem Thun und Treiben auf dem betretenen Felde in Kenntnis setze und erhalte."

Im August war er in der Hieroglyphik schon so weit vorgeschritten, daß er sich — es gab damals, wie schon oben (S. 93) bemerkt ward, nur wenige gut publicirte Inschriften — nach neuen und immer neuen Texten umsah, um sie zu copiren und später zu studiren. Er fühlte, daß es nöthig sei, um das höchste Ziel zu erreichen, Alles zu kennen und zu besitzen, was sich an Inschriften aus der Pharaonenzeit erhalten hatte. Wie er in Göttingen bestrebt gewesen war, sich durch Kalkiren alle Schätze der bildenden Künste der Alten innerlich und äußerlich zu eigen zu machen, so wünschte er in Paris sämmtliche dorthin gelangten Denkmäler aus der Pharaonenzeit kennen zu lernen und ihre Inschriften abzuschreiben, sie durchzupausen oder sie sich durch Papierabklatsche zu eigen zu machen. Was zugänglich war, lag längst als Copie in seinen Mappen, aber er hatte erfahren, daß es ein Magazin gebe, in dem ein bedeutender Reichthum von ägyptischen Monumenten, besonders größeren, in völliger Unordnung aufgespeichert sei; Zulaß zu diesen verborgenen Schätzen zu gewinnen, schien indessen unmöglich. „Louis Philippe", schreibt Lepsius, „thut zur allgemeinen Klage in keiner Art etwas für Monumente des Alterthums, hat nur Geschmack für neue Kunstwerke und beschäftigt jetzt alle

Künstler und Angestellte der Museen für die historische Bildergallerie in Versailles. Dort werden jetzt auch mehrere Gardiens du Louvre gebraucht, und man setzt mir daher die Unmöglichkeit entgegen, einen Gardien für mich in das Magazin zu detachiren.“ Er erwartete mit Ungeduld die Entscheidung von einem Tage zum anderen; doch sie wollte nicht erfolgen, ja es blieb bei der Abweisung, auch nachdem Herr von Werther, der Preußische Gesandte, für ihn eingetreten war und ihm auch die Erlaubnis, die ägyptische Sammlung im Musée Charles X zu copiren, verschafft hatte. Aber diese waren für Lepsius von weit geringerer Wichtigkeit als das im Magazin Verborgene, denn dort standen alle Sarkophage, Statuen und eine überaus reiche Sammlung von Stelen, ferner 114 Tafeln Gypsabgüsse der Mauern von Karnak und eine große Menge anderer Sachen. Die Abreise von Paris rückte näher, und Frankreich verlassen, ohne diese überaus wichtigen Monumente gesehen zu haben, wollte dem eifrigen jungen Forscher schier unerträglich erscheinen. Da kam Alexander von Humboldt nach Paris, Lepsius klagte ihm seine Noth, der einflußreichste aller Menschen in jener Zeit verwandte sich für ihn, und sogleich wurde ihm der Zutritt in das Magazin erst mit einem Aufseher, dann sogar ohne einen solchen bewilligt.

Lepsius brachte nun die letzten Wochen seines Pa-

riser Aufenthaltes damit zu, die sorgfältigsten Papierabdrücke von sämmtlichen dort vorhandenen Monumenten zu nehmen. An 50 Buch Löschpapier waren bald verbraucht, und in mancher durchwachten Nacht wurden die Beschreibungen der Denkmäler, von denen die Abdrücke genommen waren, und was seine Messungen derselben ergeben hatten, in's Reine gebracht. Diese mühsam erworbenen Schätze haben Lepsius später große Dienste geleistet und begleiteten ihn von Rom nach Berlin, wo sie sich jetzt noch befinden.

Weiter ward es ihm durch Humboldt's Vermittelung zu Theil, sämmtliche Zeichnungen und Manuscripte Champollion's einzusehen, und er fand sie „überraschend reich und interessant.“ Von den 40 Lieferungen des großen Champollion'schen Denkmälerwerkes konnte er die ersten fertig gedruckt nach Italien mitnehmen; Champollion's Grammatik sollte auch bald erscheinen.

In Lepsius' Militärangelegenheiten war etwas versäumt worden, aber auch dieses Versehen, welches dem weiteren Vorwärtsschreiten des eifrigen Forschers hätte verhängnisvoll werden können, brachte ihm keinen Schaden in Folge einer sehr warmen Empfehlung, welche Alexander v. Humboldt Lepsius an den Gouverneur von Mainz, General v. Müffling, mitgegeben hatte. Aus welchen Gründen der kräftige und schlank gewachsene junge Doctor

vom Militärdienste freigesprochen wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln, doch liegt uns ein gleich nach seiner Meldung geschriebener Brief vor, in dem es mit Bezug auf seine Militärpflicht heißt: „Und ich bin nun in Mainz aller ferneren Sorgen in dieser Hinsicht überhoben worden.“

„In der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Paris“, schreibt er in demselben Briefe an Bunsen, „habe ich noch den Director des Turiner Museums, Barucchi, als einen sehr vortrefflichen und gefälligen Mann kennen lernen, der mir alle mögliche Erleichterung und Bequemlichkeit das Turiner Museum zu studiren versprochen hat, so daß ich jetzt mit großem Vertrauen auf guten Erfolg dahin gehen kann.“

Froh und hoffnungsvoll zog er über den Mont Cenis nach Turin; aber die Trennung von Paris war ihm doch schwer geworden. Er hatte dort viel erworben und ein festes Lebensziel gefunden, er war dort zum Manne gereift, und wie seine gelehrte Thätigkeit und sein sicheres Können, so hatte auch seine Persönlichkeit an der Seine das gleiche Wohlgefallen erweckt wie schon früher in Deutschland, in Leipzig, Göttingen und Berlin. Kein Wunder! denn die Natur hatte den geistig so reich begabten Jüngling auch mit einer hohen, imposanten Gestalt ausgestattet und diese mit einem Haupte gekrönt, dessen Schönheit die Jahre überdauern sollte. Die edlen und streng geschnittenen Züge

seines Angesichts spiegelten den Ernst, die Schwerkraft und Schärfe seines Geistes wieder, und wo er sich im Kreise der Koryphäen der Berliner Gelehrtenwelt zeigte, unter der es an bedeutenden Köpfen nicht fehlte, zog er die Blicke auf sich und reizte auch Fremde, nach ihm zu fragen. Als sein volles Haar schneeige Weiße angenommen hatte, gehörte er zu den schönsten Greisen. In einer heiteren Stunde erzählte er uns, daß er ein Mal bei großer Hitze eine Schweizer Höhe — ich glaube das Faulhorn — bestiegen und sich mit triefender Stirn in der Nähe der Spitze niedergelassen habe. Ein fremder Herr, der sich ihm angeschlossen hatte, sei dann neben ihm nieder gesunken und habe ihm auf seine Bemerkung, daß es grausam heiß sei, erwidert: „Das sollte Ihnen doch etwas Gewohntes sein, Herr Professor. Wenn man wie Sie die Pyramiden bestiegen und in Aethiopien Ausgrabungen gemacht hat"..: Da habe er ihn gefragt, woher er ihn denn kenne, und von Seiten des Anderen — wie sich's später herausstellte, eines Heidelberger medizinischen Collegen — die Antwort erhalten: „Wie kann man denn Ihr M e d a i l l e n g e s i c h t vergessen, wenn man's ein Mal gesehen hat?"

In der That war sein Profil von ganz besonderer Feinheit. Ich selbst bin Lepsius erst in seinem neun und vierzigsten Jahre (1859) als sein Schüler begegnet, aber der Eindruck, den er damals auf mich gemacht hatte, war

ein solcher gewesen, daß ich der Versicherung eines Leipziger Freundes, in dessen elterlichem Hause er als Student aus- und eingegangen war, Lepsius habe zu den schönsten jungen Männern seiner Zeit gehört, gern Glauben schenkte. Es soll ihm auch schon als Student jene ruhige und doch nicht steife, vornehme und in jeder Lage des Lebens gleich angemessene Haltung eigen gewesen sein, welche ihm sein Leben lang treu blieb, und die seinem inneren Wesen durchaus entsprach. Bei allem Ernst und Fleiß ist er übrigens schon damals gern in Gesellschaft gewesen, und seine musikalische Begabung und Freude am Gesange, sowie seine Lust am Schachspiel hat er lange bewahrt und gepflegt.

Italien.

Der Weg, welchen Lepsius nach Rom nahm, war schon durchaus bedingt von den ägyptologischen Studien, denen er sich in der letzten Zeit zu Paris mit so großem Erfolg und Eifer hingegeben hatte. Er führte ihn zuerst nach Turin.

Dort durfte er das Beste und Wichtigste zu finden hoffen, denn das Turiner ägyptische Museum gehört und gehörte schon damals zu den größten und reichsten in der Welt, und Lepsius' Erwartungen wurden so weit über-

troffen, daß er sich dort statt einiger Wochen länger als drei Monate festhalten ließ.

Am 24. Februar 1836 schrieb er an Bunsen: „Ich habe geglaubt, mich nicht übereilen zu dürfen, da Turin für Einsammeln der Materialien ohne Zweifel der wichtigste Punkt meiner Reise ist, und man das Dreifache vor sich bringen kann, wenn man erst irgendwo eingerichtet und mit den Verhältnissen vertraut ist. Ich verlasse noch immer dies vortreffliche Museum ungern, aber man müßte Jahre lang hierbleiben, um es zu erschöpfen, und ich glaube meinen Aufenthalt hier nicht übel angewendet zu haben. Sie werden sich über die reiche Ernte freuen, die ich Ihnen von hier zuführe. Von allen in harten Stein gegrabenen Inschriften habe ich Papierabdrücke, zum Theil mit Amidon,[1]) wodurch sie unverwüstlich werden. Meine Pariser Sammlung von 120 Stelen konnte ich hier leider nicht auf gleiche Art fortsetzen, da man hier unnöthiger Weise Beschädigungen für die Kalksteine vom angefeuchteten Papier fürchtete; ich habe daher die wichtigsten Stelen und viele andere Gegenstände in Kalkstein theils mit Pflanzenpapier kalkirt, theils abgezeichnet und habe dies zum Theil mit ihren Farben gethan, deren Werth ich erst hier habe besser kennen lernen. Die meiste Zeit habe ich aber auf den

[1]) Weiße Stärke.

reichen Schatz von Papyrus verwandt, die ich fast sämmtlich mit allen irgend bedeutenden Fragmenten kalkirt oder kopirt habe. Eine besondere Arbeit habe ich noch auf das große, vollständige Ritual verwendet, das sich hier und nirgends sonst befindet." — Er hatte die Londoner und Leydener Papyrusschätze noch nicht gesehen. — „Da es mir besonders darauf ankam, einen Ausgangspunkt für alle übrigen Stücke des Ritual, die sich sonst überall finden, und wovon Sie auch eine Partie in Rom haben, zu besitzen, namentlich um eine ausgedehnte und für das Studium der Hieroglyphen sehr nothwendige Variantensammlung anzulegen, so habe ich die Mühe nicht gescheut, den ganzen Pariser Papyrus, wovon ich ein Exemplar besitze, mit dem hiesigen zu vergleichen, alle Varianten, im Text sowohl als in den Vorstellungen (Vignetten) zu notiren, und alles Fehlende, was ungefähr noch das Doppelte des Pariser beträgt, zu kalkiren. Ich besitze daher nun das vollständigste Ritual in einem Hefte von über 60 halben Foliobogen, nebst der Collation des Pariser Ritual, eine für künftige Studien sehr kostbare Vorarbeit."

In der That haben diese mühsamen Turiner Erwerbungen die Grundlage zu seiner ausgezeichneten Todtenbuchausgabe gebildet, von der wir zu reden haben werden. Auch viele historische Daten, welche die zu Turin conservirten Denkmäler und der dortige berühmte Königspapyrus ent-

halten, sind 1836 von ihm gesammelt worden; doch sollte er bei seiner zweiten Reise nach Turin (1841) erfahren, daß ihm bei seinem ersten Besuche des dortigen Museums mancher in demselben conservirte Schatz geflissentlich vorenthalten worden war.

Von Turin aus begab er sich nach Pisa, theils um Rosellini, mit dem er schon lange in wissenschaftlicher Correspondenz gestanden hatte, kennen zu lernen, theils um die Denkmäler, welche derselbe mitgebracht hatte, und die Papyrus und andere Schriftdenkmäler zu studiren, die der Obhut des italienischen Aegyptologen anvertraut waren.

„Rosellini", schreibt er am 20. März 1836, „empfing mich sehr herzlich, und ich befinde mich schon in dieser vortrefflichen Familie, wo ich mich den ganzen Tag von früh um 9 bis Abends um 9 aufhalte, sehr wohl." Die Denkmäler boten ihm hier weniger; „um so mehr aber", schreibt er, „lerne ich aus Rosellini's Hieroglyphenlexicon, welches auch den Champollion'schen Fond enthält, und was ich vollständig copiren will. Dazu sind mir seine mündlichen Belehrungen und Mittheilungen, die er mir ohne allen Rückhalt über alle möglichen Gegenstände macht, von großem Nutzen, und ich habe bald eingesehen, daß ich auch von hier nicht so schnell, wie ich vorher dachte, abreisen kann." Wie innig sich das Verhältniß des jungen Deutschen zu der italienischen Gelehrtenfamilie gestaltete,

mögen die folgenden Verse beweisen, mit denen er von den Rosellini Abschied nahm:

Von Süden nach Süden
Da treibt es mich hin;
Von Norden nach Süden
Da steht mir der Sinn.

—

Von Lande zu Lande,
Von Dome zu Dom,
Von Straßburg nach Pisa,
Von Pisa nach Rom.

—

Ja, lägst du im Süden,
Du freundlicher Ort,
Ich zöge nicht weiter,
Ich zöge nicht fort.

—

Doch kann ich nicht bleiben,
So räum' ich Dir ein
Im Herzen, im warmen,
Ein Kämmerlein klein.

—

So zieh' ich denn weiter
Und nehme Dich mit:
Und schützt Dich der Himmel,
So schützt er mich mit.

Pisa, den 19. April 1836.

Von Pisa aus besuchte er Livorno, wo die Drovettische Sammlung untergebracht war, welche später — besonders auf Lepsius' Rath — für das Berliner Museum angekauft ward. Der Besitzer hatte 60,000 Francs verlangt und erhielt 30,000. Unter diesen Monumenten befand sich der Coloß Ramses' II. und das köstliche, nunmehr restaurirte Fragment der Statue Usertesen I. (Thronsitz und Beine), welches der ägyptischen Collection in der Reichshauptstadt zur besonderen Zierde gereicht. Aus einem Briefe, welchen Lepsius über diese Sammlung an Bunsen schrieb, geht hervor, daß das Fragment der Usertesen I. Bildsäule von Drovetti nur nach Europa geschafft worden war, um den wenig beschädigten Coloß desselben Königs damit zu restauriren, weil das Fragment aus dem gleichen „schwarzen Granit" (eigentlich Grauwacke) bestand, wie die besser erhaltene Statue Ramses' II.

Im Mai 1836 kam Lepsius, reich mit Schätzen beladen, endlich in Rom an. Dort traf er denn zum ersten Male mit Carl J. Bunsen, dem Manne zusammen, welcher ihn auf das ägyptische Alterthum gewiesen und sich seiner schon während seines Aufenthaltes in Paris mit väterlicher Güte angenommen hatte. Er weilte damals als preußischer Gesandter unter dem Titel eines Ministerresidenten an der Tiber und stand dem archäologischen Institute, welches unter seiner Mitwirkung 1829 von Gerhard

gegründet worden war, als Generalsecretär vor. Zehn Jahre vor Lepsius' Ankunft hatte Champollion Rom besucht und dort in Bunsen einen begeisterten Verehrer und Zuhörer gefunden. Von vielfältigen Geschäften und anderweitigen Forschungen in Anspruch genommen*), konnte er den ägyptologischen Studien nur einen kleinen Theil seiner Zeit widmen, und er glaubte in Lepsius nicht nur den rechten Mann gefunden zu haben, um die Champollion'schen Arbeiten mit größerem Glück und tieferem, selbständigerem Geist als die beiden Schüler des Meisters, Salvolini und Rosellini, fortzusetzen, sondern hoffte auch, daß er neben Braun die Geschäfte eines redigirenden Secretärs des Institutes mit besonderem Geschick — Lepsius hatte solches schon in Paris bewährt — besorgen werde.

Die Angelegenheiten dieser gelehrten Anstalt lagen damals tief im Argen. Es fehlte an den nöthigsten Mitteln, Divergenzen, welche geradezu unheilbar erschienen, trennten die pariser und römisch-preußische Section, ja das Fortbestehen des segensreichen Institutes stand ernstlich in Frage. Aber „die Gefahr belebte", wie sich Michaelis, der Historiograph desselben, ausdrückt, „Bunsen's Spannkraft", und zu rechter Zeit trat Lepsius neben Braun, „der sich des geschäftskundigen Collegen freute", in die Bresche.

*) Die 3 Bände seiner Beschreibung der Stadt Rom erschienen von 1830—43, seine Basiliken des christlichen Roms 1843.

Es soll nicht gesagt sein, daß es Lepsius allein gewesen sei, der die drohende Gefahr beseitigte, aber seinen warmen persönlichen Beziehungen zu Panofka, de Witte und dem in Frankreich maßgebenden edlen Duc de Luynes ist es gewiß mit zuzuschreiben, daß sich bald nach seiner Theilnahme an der Geschäftsführung die Beziehungen der Anstalt zu Paris und ihre gesammten Angelegenheiten besserten. Welchen Eindruck er bei seinem Erscheinen in Rom machte, möge die folgende Stelle aus einem Briefe verdeutlichen, den Bunsen's Gattin am 12. Mai 1856 an ihre Mutter richtete: „Lepsius", schreibt diese verehrungswürdige Dame, „ist seit Montag hier. Er macht einen sehr befriedigenden Eindruck, sowohl in Bezug auf Charakter, wie auf Gaben, kurz, er entspricht den Erwartungen, die seine Briefe hervorriefen, welche klar, aufrichtig, verständig, inhaltreich, aber nicht überschwenglich waren. Er besitzt natürliche feine Manieren, aber keine Steifheit und ist weder vorlaut noch schüchtern. Es ist unfaßlich, welches Material er für sein Studium ägyptischer Alterthümer gesammelt hat, und seine Zeichnungen sind wunderbar ausgeführt. Du kannst Dir vorstellen, daß es Carl (Bunsen) sehr beglückt, mit ihm über Hieroglyphen sprechen zu können, doch macht es ihn nicht träge; er ist den ganzen Tag sehr beschäftigt und gelangt nur bei den Mahlzeiten und des Abends zu dergleichem Hochgenuß".

Bunsen dachte damals auch schon an die Ausführung seines großen Werkes „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte", und war von vornherein gewillt, Lepsius mit mancher Specialuntersuchung für dasselbe zu betrauen, fand sich aber bald, und zwar lange vor seiner Abberufung von Rom, bewogen, ihm die Ehre der Mitarbeiterschaft anzutragen. „Bunsen und Lepsius" sollten als Verfasser auf dem Titelblatte genannt werden, und wenn der ältere Gelehrte und Staatsmann die großen leitenden Gedanken gab, so trug der junge Doctor mit Bienenfleiß schon in Rom Alles zusammen, was für die Ausführung im Einzelnen nutzbar werden konnte.

Bunsen wußte die Leistungen des neuen Directionsmitgliedes und redigirenden Secretairs des Instituts zu schätzen, und Lepsius wurde bald heimisch in seinem an Anregungen reichen Hause.

Nach Berlin hin machten der Gesandte und Gerhard ihren Einfluß mit Erfolg geltend, um die dem ersten kritisch geschulten deutschen Aegyptologen ohnehin wohlgesinnte Akademie zu veranlassen, ihn weiter zu unterstützen. So genoß Lepsius durch Bunsen eine Förderung, wie sie thatkräftiger, uneigennütziger und wirksamer nicht gedacht werden konnte. Die Hunderte der uns vorliegenden Briefe des Ersteren an seinen Gönner zeigen, wie sich die Be-

ziehungen zwischen beiden immer inniger und herzlicher gestalteten. Aus dem „Hochzuverehrender Herr Minister" der Überschrift wird nach und nach ein „Theuerster Herr Geheimrath", ein „Mein theuerer, väterlicher Freund" und endlich ein „Hochverehrtester Freund". Wenn der junge Gelehrte bei besonderen Veranlassungen an den geliebten Gönner schreibt, so gewinnen seine im Allgemeinen ruhig und sachlich gehaltenen Briefe eine ihnen sonst fremde Innigkeit und Wärme. Ein Mal (1839) schrieb er Bunsen zu seinem Geburtstage: „Innigsten Dank für Ihren herrlichen Brief vom 22. August und für Ihre lieben Zeilen, die ich gestern erhielt. Möge Ihnen der Herr in dem neu beginnenden Lebensjahre, sowie in allen folgenden, seinen reichsten Segen geben, und mir Ihre väterliche Liebe, die mich schon so oft gekräftigt, ermuthigt und erfrischt hat, wie bisher erhalten. Ich bin ihrer viel mehr bedürftig und von ihr abhängig, als es Ihnen erscheinen mag; ich fühle dies aber bei jedem Blatte, das mir aus Ihrer Hand zukommt, und mich bei meiner Neigung zur Kleinlichkeit, Verzagtheit und jeder Art von Unfreiheit überrascht. Ihre Worte, selbst die unbedeutendsten, fallen wie Perlen in meine Armuth, und ich nähre mich von ihnen, von einem Briefe zum andern."

Wie wahr gemeint solche warmen Worte waren, das geht aus Lepsius' Briefen an Vater und Mutter hervor, in

denen er stets mit Begeisterung und kindlicher Herzlichkeit von Bunsen redet.

Noch in späten Jahren belebte sich Lepsius' Auge, gewann seine gemessene Rede feurige Wärme, wenn er Carl Bunsen's, des nie versiegenden Reichthums seiner Ideenfülle, der Tiefe seiner Kenntnisse, der Lauterkeit seines Charakters gedachte, und die Freundschaft, welche den um 20 Jahre älteren Staatsmann und Forscher mit dem aufstrebenden Gelehrten verband, festigte sich von Jahr zu Jahr, überdauerte den Tod des Ersteren und ward mit dem Anderen zu Grabe getragen.

Bunsen hatte eine reiche, poetische, schwungvolle Einbildungskraft vor Lepsius voraus; sonst aber war ihnen manche hervorragende Eigenschaft gemeinsam.

Friedrich Wilhelm IV. hatte Bunsen mit dem Freiherrntitel geehrt, aber ganz abgesehen davon verdient er wie Lepsius, eine wahrhaft adelige deutsche Bürgernatur genannt zu werden, d. h. ein Mann von unentwegter innerer Vornehmheit, welcher das Recht, den Kopf hochzutragen, nicht von äußeren Umständen herleitet, sondern von redlicher, unermüdlicher, schwerer und gewissenhafter Arbeit. Dieser sind auch beide in jeder Lage des Lebens treu geblieben, und wenn wir die Führer einer turbulenten Partei den Namen „Arbeiter" nur für den Mann mit den schwieligen Händen in Anspruch nehmen und sie sich mühen

sehen, für den Tagelöhner die Stunden der Thätigkeit auf das kleinste Maß zu beschränken, so möchten wir sie auf diese beiden Männer hinweisen, welche, frei von jeder äußeren Sorge des Lebens, die Nächte zum Tage machten, körperlichen Beschwerden Hohn sprachen und Erholung nur im Wechsel der Arbeit suchten, um der hohen Lebensaufgabe, welche sie sich selbst gestellt hatten, gerecht zu werden.

Mit welchem Eifer und welchem Scharfsinn Lepsius sich von vornherein dem Studium der ägyptischen Schrift und Sprache hingab, dafür legt seine erste rein ägyptologische Schrift das glänzendste Zeugnis ab. Sie erschien in Gestalt eines Briefes an den Pisaer Freund Rosellini in den Annalen des römischen archäologischen Institutes*) und gehört durch ihre wundervolle Knappheit, Akribie und Übersichtlichkeit zu den mustergültigen Schriften dieser Art. Lepsius giebt in derselben einen vollständigen Überblick über das gesammte Schriftsystem der alten Aegypter. Er sondert die Bestandtheile, aus denen es besteht, mit Klarheit und Schärfe, scheidet aus der viel zu großen Lautzeichenliste des Meisters diejenigen Bestandtheile aus, welche nicht eigentlich in dieselbe gehören und beseitigt glücklich einen der fundamentalen Irrthümer des Champollion'schen Systems. Der phonetische, d. h. lautliche Theil der Hiero-

[1]) Lettre àMr. le Professeur Hippolyte Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique. Rome 1837. (V. d. Schr. Nr. XIII.)

glyphenschrift besteht, wie wir jetzt wissen, aus reinen lautlichen Buchstaben — unseren matres lectionis — und Silbenzeichen. Diese können für sich allein eine Silbe zur Darstellung bringen. So ist das bloße Bild eines Spiegels 'anch zu lesen, aber es können auch zu diesem Bilde alle Laute der Silbe, die es darstellt, treten; also in unserem Falle ein 'a, n und ch. Champollion hatte dagegen nichts von Silbenzeichen wissen wollen und also den Spiegel für eine bloße Abkürzung des Wortes 'anch, dem er auch in voller Ausschreibung begegnet war, gehalten.

Durch Lepsius*) ward dieser Irrthum beseitigt, und dem unendlich wichtigen Schriftelement des Silbenzeichens sein Recht zuerkannt. Auch die Bemerkungen, welche diese Abhandlung über das Verhältniß des Koptischen (S. 92) zum Altägyptischen enthält, sind von grundlegendem Werthe.

Lepsius' Brief an Rosellini faßt die Entdeckungen des Meisters kritisch zusammen. Es ist die erste wahrhaft me-

---

*) Wenn der S. 88 erwähnte Aegyptolog Seyffarth das Recht, die Silbenzeichen zuerst als solche erkannt zu haben, für sich in Anspruch nimmt, um dann später zu deren Gunsten ein verkehrtes System, in dem sie eine weit größere Rolle spielen, als ihnen zukommt, zu construiren, so kann ihm die Priorität nicht abgesprochen werden, aber Lepsius hat dem Silbenzeichen sogleich die rechte Stelle angewiesen, und zwar, wie der ganze Aufbau seines Systems beweist, durchaus selbständig.

thodische und wissenschaftliche Arbeit eines Jüngers des Champollion'schen Systems, und wenn Lepsius später nur noch beiläufig zu der sprachlichen und grammatischen Seite der Aegyptologie zurückgekehrt ist*), so hat er doch durch diese Arbeit, wie überall, wo er den Hebel einsetzte, Weg und Methode gezeigt. Wie fest er auf der zeitig erworbenen grammatischen Basis stand, und wie treu er immerfort den grammatischen Studien geblieben, hat er durch die spät vollendete Nubische Grammatik, eine der Hauptarbeiten seines Lebens, auf die wir zurückkommen werden, bewiesen. Auch mit den alphabetischen und lautlichen Studien, denen er sich früh und mit besonderem Eifer hingegeben, hörte er nicht auf sich zu beschäftigen, und sein viel später und unter manchen Anfechtungen entstandenes standard alphabet**), welches zunächst bezweckte, Missionären und Reisenden die Möglichkeit an die Hand zu geben, die Laute der von ihnen erforschten fremden Sprachen mit unseren durch Striche und Punkte leicht und bequem modificirten Lettern treu wieder zu geben, hat eminente praktische Bedeutung gewonnen, da es von der englischen „Church Missionary Society" als das von ihren Sendboten vorschriftsmäßig zu benutzende und vor allen

---

*) Über einige syntaktische Punkte der hieroglyphischen Sprache. 1846. J. d. Schr. Nr. XLII a.

**) London and Berlin 1863. J. d. Schr. Nr. LXXIV.

anderen gültige Universal-Alphabet angenommen ward. Daß es auch wissenschaftlichen Werth besitzt, wird ihm niemand absprechen. Seine Verwendbarkeit hat sich besonders bei den afrikanischen Sprachen bewährt, und auf ihrem Gebiet ist es bei einer großen Menge von grammatischen und lexikalischen Arbeiten, sowie bei Bibelübersetzungen und der Wiedergabe von Erzählungen, Märchen und Sprüchwörtern in den betreffenden Idiomen in glücklichster Weise zur Verwendung gekommen. Von dem hamitischen Zweige der afrikanischen Sprachen, welcher sich durch grammatische Geschlechter auszeichnet, sind sieben Nebenäste vom Altägyptischen bis zur Haúsa- und Nama- (Namaqua-) Sprache berücksichtigt worden, von den tiefer stehenden einheimisch afrikanischen Idiomen nicht weniger als zwei und zwanzig. 1874 war es uns selbst während des Orientalistencongresses zu London vergönnt, mit ihm und anderen Führern der Wissenschaft über eine allgemeine annehmbare Umschriftsmethode für die Hieroglyphenschrift Rath zu halten. Viele seiner Vorschläge sind damals angenommen worden, doch hat die im British-Museum combinirte Transscriptionsmethode keinen Eingang gefunden, und sie ist allerdings mancher Verbesserung bedürftig.

---

und außerdem: Nr. LIX. LXXV. LXX. LXXI. LXXIa. LXXIII. LXXII. XCI. XCVIII., welche sämmtlich linguistische (meist alphabetische) Abhandlungen enthalten.

Schon in Göttingen unter O. Müller's Leitung, in Paris nach dem Erscheinen des Biot'schen Werkes und seinem Studium der Rosellini'schen Geschichte, sowie endlich zu Rom und in Gesellschaft Bunsen's wandte sich Lepsius vorzüglich den beiden Spezialgebieten zu, auf denen er das Größeste und Folgenschwerste leisten sollte: der Geschichte und ihrer Zahlengrundlage, der Chronologie, und zweitens der Götterlehre.

Es gab hier so viel wie Alles zu thun, denn während man sich vor der Entzifferung der Hieroglyphen nur an die griechischen Berichte über die Könige und Götter der Aegypter und namentlich an Herodot gehalten hatte und sich darum auf höchst unzulängliche und in vielen Fällen mißverstandene Berichte stützte, eröffnete die jüngst erworbene Möglichkeit, die Schrift der Aegypter zu lesen, eine Fülle unerwarteten, neuen und authentischen Quellenmaterials. Die unabweisbare Wichtigkeit desselben lag auf der Hand, und noch bei Champollion's Lebzeiten stürzte man sich auf die erschlossenen Minen und suchte sie für historische und mythologische Zwecke auszubeuten. Aber, wenn auch schon manches Falsche und Zweifelhafte gleich beim ersten Anlauf berichtigt, und manches unanfechtbare Neue festgestellt werden konnte, so wurde bei dem hastigen und leichtfertigen Vorgehen der nächsten Nachfolger Champollion's von der anderen Seite Irrthum auf Irrthum in die

Wissenschaft eingeführt. Sie nahmen halb Verstandenes auf Treu und Glauben hin und verwertheten es sorg- und kritiklos. Aus ungenügend bekannten oder falschen Größen setzte man Gleichungen zusammen und gelangte mit ihrer Hülfe zu Schlüssen, auf welche wir heute nur noch mit Spott und Grauen zu blicken vermögen. An Stelle des mangelhaften Wissens von früher trat als schlimmerer Nachfolger eine Verwirrung ohne Gleichen, und diese zu lösen und die ägyptologische Forschung zu zwingen, sich derselben kritischen Methode zu fügen, welche für andere Disciplinen maßgebend geworden ist, und ohne die es kein Heil in der Wissenschaft giebt, das war die dankbare, aber schwierige Aufgabe, der Lepsius sich unterzog.

Aus vagen und zügellosen Phantasieen über ägyptische Geschichte und Mythologie hat er eine ägyptische Geschichte und Götterlehre gemacht, das mehr oder weniger geistreiche und fleißige Herumirrlichteriren der Nachfolger Champollion's ist durch seine kräftige Hand eingeschränkt worden, und er hat die Wege gewiesen, auf denen es der Aegyptologie einzig und allein gelingen konnte, sich den Namen einer Wissenschaft zu erwerben.

Sein Vorgehen war zu gleicher Zeit kühn, besonnen und geschickt. Er faßte die ganze Fülle des von ihm selbst zusammengetragenen und sonst für ihn erreichbaren Denkmälermaterials in's Auge, zerlegte es in Gruppen,

sichtete diese und behandelte das Wesentliche, das er herausgefunden, nach derselben kritischen Methode, an die er sich auf anderen Gebieten der Wissenschaft unter Hermann's, Dissen's, Müller's, Bopp's, Lachmann's und Boeckh's Leitung gewöhnt hatte.

Nach seiner bald zu erwähnenden Reise nach Holland und England besaß er einen souveränen Überblick über den gesammten in Europa erreichbaren schriftlichen Nachlaß der Aegypter; aber er hütete sich wohl, bevor er ihn völlig verarbeitet hatte, Schlüsse aus demselben zu ziehen und ihn, wie mancher andere Nachfolger Champollion's, zum Aufbau von Kartenhäusern zu verwerthen.

In die historische Gruppe seiner mit dem ihm eigenen Ordnungssinn eingerichteten Collectaneen führte er alle nur irgend erreichbaren Königsnamen, alle mit Daten versehenen Texte, sowie alle Schriften auf Stein und Papyrus zusammen, welche die genealogischen Verhältnisse der Pharaonenfamilien betrafen, und so sehen wir ihn in seiner Römischen Epoche zunächst nur die Bausteine für die in ruhigeren Tagen aufzurichtenden chronologisch-historischen Gebäude erwerben, welche er gemeinsam mit Bunsen aufzurichten gedachte.

Diese Enthaltsamkeit sollte sich schön belohnen, denn bei seiner ersten und größten Expedition nach Aegypten floß ihm, namentlich für die früheste Epoche der Pharaonen-

geschichte, eine Fülle von neuem Stoff zu, welcher das früher Gewonnene ergänzte und vielfach modificirte. Der ganze Gewinn von damals liegt uns jetzt übersichtlich vor, und wenn wir ihn mit den beiden Foliobänden seines Königsbuches*) oder besser mit der ersten Anlage desselben, wie er sie 1842 zum Abschluß brachte, vergleichen, müssen wir staunen über den Reichthum des Besitzes, welchen er schon am Ende seines Aufenthaltes an der Tiber zusammengebracht hatte. Das genannte Werk enthält in seiner jetzigen Form sämmtliche Pharaonennamen, welche sich auf den Monumenten und auf den Papyrus erhalten haben, und ist ein Hülfsbuch, dessen niemand entbehren kann, welcher sich mit dem Studium der ägyptischen Geschichte beschäftigt. Seiner Vollständigkeit (diese hat im Vergleich zu der ersten Anlage, welche er uns gern und öfter gezeigt hat, natürlich sehr gewonnen) steht seine Genauigkeit ebenbürtig zur Seite.

Ein neues Buch dieser Art herstellen könnte sicherlich nur heißen, das Lepsius'sche Königsbuch mit einigen neuen Namen bereichern, denn die Anordnung dieses großen Werkes ist so fein und tadellos, daß eine Änderung sie nur schädigen würde. Sieht man die vor der ägyptischen Reise vollendete erste Anlage des Königsbuches (sie ist nicht ge-

*) Das Königsbuch der alten Aegypter. S. d. Schr. Nr. LXVI.

druckt worden) als Unterlage für Lepsius' spätere chronologische Arbeiten an, so muß man bekennen, daß es zu jener Zeit geradezu unmöglich gewesen wäre, zu dem hier Gesammelten etwas Neues zu fügen.

Mit solchem Rüstzeuge ließen sich Siege erkämpfen, aber derjenige, welcher es geschmiedet hatte, legte sich Vorarbeit auf Vorarbeit auf, bevor er in die Schlacht zog und sich seiner für die Durchführung der großen historischen Zwecke, welche ihm vorschwebten, bediente.

Zu Turin hatte er auch den Grund zu seinen späteren Forschungen über die Götterlehre — speciell der alten Aegypter — gelegt, und wir sehen ihn bei dieser Gruppe seiner Studien genau nach derselben Methode und mit der gleichen Vorsicht verfahren wie bei seinen chronologischen Arbeiten. Seine Vorgänger hatten die bunten und zahllosen Gestalten des ägyptischen Pantheon, welche sich, oft in Begleitung ihrer Namen, auf Monumenten von Stein und Papyrus abgebildet fanden, mit denjenigen Verehrungswesen der Aegypter, welche die Klassiker erwähnen, verglichen, ihre Bedeutung zu erklären versucht und dabei, wo die zu Gebote stehenden Quellen den Dienst versagten — man denke an Creuzer's, Roth's ꝛc. geistreiche Phantasieen! — der Einbildungskraft frei zu walten gestattet.

Die Götter drängen sich in ihren Schriften wild durcheinander, und keinem, selbst nicht Champollion, dessen Panthéon égyptien*) immerhin als eine werthvolle Vorarbeit bezeichnet werden darf, war es in den Sinn gekommen, an eine Gliederung der großen Göttermenge zu gehen und das historische Princip ihrer Anordnung nachzuweisen.

Lepsius stellte sich diese Aufgabe; aber er begnügte sich auch hier während seiner italienischen Zeit mit der Sammlung, Sichtung und dem Studium des gesammten vorhandenen Materials, und es ist uns vergönnt, seine Vorarbeiten auch auf diesem Gebiete zu überblicken. Schon während seines ersten Aufenthaltes in Turin hatte er erkannt, daß zahllose, in allen Museen vorhandene religiöse Texte auf Papyrusrollen, Sarkophagen, Mumienbinden, Amuleten 2c. sämmtlich einem größeren Werke angehörten, welches er mit dem Namen „Todtenbuch" belegte. Diese aus vielen Abschnitten zusammengesetzte Schrift ist niemals zu einem kanonischen Abschluß gelangt, doch enthalten die größeren Exemplare derselben alle Kapitel, welche einzeln oder in geringerer Anzahl auf kleineren Papyrus oder Monumenten vorkommen. Dieses Todtenbuch, welches Champollion fälschlich für ein Ritualbuch (rituel funéraire),

*) F. Champollion. Panthéon égyptien. Collection des personnages mythologiques de l'ancienne Égypte. Paris 1826.

d. h. für eine Schrift gehalten hatte, welche die bei der Bestattung der Todten zu sprechenden Gebete und Formeln, die zu singenden Hymnen ꝛc. umfaßte, ward von Lepsius in seiner wahren Bedeutung erkannt. Man fand es gewöhnlich am Körper der Verstorbenen unter den Mumienbinden oder im Sarge, und sein Inhalt bezog sich nur beiläufig und gewissermaßen recapitulirend auf Handlungen, welche auf Erden vorgenommen werden sollten. Das Schicksal der Seele, welche von Osiris stammte, war gleich den Schicksalen dieses Gottes selbst, und mit eben diesem Schicksal beschäftigt sich das Todtenbuch. Es wurde den Abgeschiedenen als Paß und Gedächtnißstütze mit in's Grab gegeben, denn es gab in jener Welt Loblieder zu singen, mit Hülfe des „rechten Wortes", das man sich als mit magischer Kraft ausgestattet dachte, Dämonen und feindliche Thiere abzuwehren, Pforten zu öffnen, sich Speise und Trank zu verschaffen, sich zu rechtfertigen vor Osiris und den 42 Richtern, und dem Verstorbenen sodann alle Ansprüche zu sichern, welche er als Gott zu machen hatte. Auf die Kenntnis des magischen r e c h t e n W o r t e s kommt Alles an, und damit es dem Wanderer durch jene Welt zu jeder Zeit zu Gebote stehe, schrieb man es zuerst auf den Sarg und an die Gruftwand. Aus der Sammlung dieser Formeln ist dann das Todtenbuch entstanden, das vade mecum, der Cicerone für den Pilger durch die Geheimnisse des Jenseits.

Nachdem der Verstorbene alle Fähigkeiten des Leibes, die er auf Erden besessen, und auch sein Herz nach der Rechtfertigung in der Halle des Gerichtes zurückerlangt hatte, schritt er von Pforte zu Pforte und von Stufe zu Stufe vor, bis er bei seinem letzten Ziele, der Apotheose angelangt war. In diesem letzten Stadium wurde der von allem Staube des Diesseits befreite, reine Lichtgeist Eins mit dem Sonnengotte Ra, befuhr er als leuchtendes Tagesgestirn in goldener Barke den Himmel und empfing, selbst ein Gott, die Attribute und die Verehrung der Götter und die Huldigung der Menschen. Befähigt, sich in jede beliebige Gestalt zu kleiden, war es ihm auch vergönnt, das Firmament mit göttlichem Licht als Sonne oder Stern bei Tag oder Nacht zu durchschiffen, sich unter die Sterblichen auf Erden zu mischen, als Vogel die Luft zu durchsegeln oder als Lotosblume in stiller Seligkeit schön blühend zu ruhen und Duft auszuathmen.

In diesem Buche finden sich, wie sich schon nach dem Gesagten erwarten läßt, die Grundlagen der religiösen Anschauungen und des Unsterblichkeitsglaubens der Aegypter vereinigt, und wenn dieselben auch durch den Schwulst der Redeweise, sowie die wüste Ueberfülle der Symbole, Allegorieen, Metaphern und Erklärungen — diese verdunkeln leider den Sinn weit häufiger, als sie ihn aufklären — schwer verständlich sind und in der Mitte der dreißiger

Jahre von Lepsius vielfach mißverstanden werden mußten, so konnte es ihm doch nicht entgehen, daß ein tief eingehendes Studium dieses Fundamentalbuches einer kritischen Behandlung der ägyptischen Götterlehre vorangehen müsse. So nahm er denn, wie wir wissen, schon 1836 eine Kopie des großen und sehr vollständigen hieroglyphischen Exemplares des Todtenbuches, verbesserte dieselbe bei einem zweiten Aufenthalte in Turin 1841 und veröffentlichte,*) wie wir sehen werden, die große, 57 Fuß 3 Zoll lange Papyrusrolle im Jahre 1842. Die 79 Tafeln, welche diese schöne Publication enthält, wurden von dem ebenso sorgfältigen als geschickten Zeichner und Lithographen Max Weidenbach, einem Naumburger Landsmanne Lepsius', auf den Stein übertragen, und dieser Mann, sowie sein nicht minder geschickter Bruder, verdienen wohl hier erwähnt zu werden, denn unter Lepsius' Leitung sollte es ihnen beiden gelingen, sich so trefflich in die ägyptische Schrift einzuarbeiten, daß ihre hieroglyphische Handschrift in nichts hinter der der besten Hierogrammaten aus der Pharaonenzeit zurückblieb. Ihnen danken die Lepsius'schen Publicationen die seltene Reinheit des Stils, welche sie auszeichnet, und wenn die hieroglyphischen Drucktypen, welche unter Lepsius' Leitung für die Berliner Akademie hergestellt worden sind,

*) J. d. Schr. Nr. XXXI.

so musterhaft schön und stilvoll ausfielen, daß man sich ihrer gegenwärtig überall bedient, und selbst zu Paris die in der französischen Staatsdruckerei hergestellten Lettern zu ihren Gunsten zurückgestellt worden sind, so haben wir das in erster Reihe der feinen Stilempfindung und der geschickten Hand der Brüder Weidenbach zu danken.

Betrachten wir gegenwärtig die Lepsius'sche Ausgabe des Todtenbuches mit kritischem Blick, so haben wir wohl zu bedauern, daß ihr gerade das Turiner Exemplar, welches überreich an Schreib- und Flüchtigkeitsfehlern ist und aus einer verhältnismäßig späten Zeit stammt, zu Grunde gelegt ward, aber wir werden dafür den Fleiß, die Sorgfalt und das Können voll anerkennen dürfen, mit denen ihr Herausgeber sich in den Text versenkt hatte, bevor das ausgezeichnete „Vorwort" geschrieben, und die Eintheilung des Ganzen in Kapitel bewerkstelligt werden konnte. Diese Eintheilung ist bis auf den heutigen Tag stehen geblieben, und wenn wir gegenwärtig von dem ersten, siebzehnten und hundert und fünf und zwanzigsten Kapitel als den wichtigsten Abschnitten des Todtenbuches reden, so folgen wir dabei der von Lepsius gegebenen Bezifferung. In den nächsten Monaten soll eine Sammlung der vorzüglichsten Todtenbuchtexte aus bester Zeit erscheinen, welche unter den Auspicien der Berliner Akademie durch den trefflichen Genfer Aegyptologen E. Naville hergestellt wird. Lepsius

war es wieder, welcher auf dem Orientalistencongreß zu London 1874 die Anregung zu diesem großen und nützlichen Unternehmen gab; und auch in dieser neuesten Edition des Todtenbuches*) wird an der von ihm gegebenen Eintheilung festgehalten werden. Das ist eben das Wunderbare und Einzige an seinen Arbeiten, daß sie dauernden Bestand haben, und daß ihre Grundlagen, mögen neuere Erwerbungen an der Ausführung auch noch so viel ändern, mit unerschütterlicher Festigkeit stehen bleiben. Es giebt fast keinen Bau auf dem ganzen Gebiete der Aegyptologie, in dem der Fundamentalstein nicht den Namen „Lepsius" trüge.

Vorwegnehmend sei hier bemerkt, daß er sein Leben lang nicht aufgehört hat, sich mit dem Todtenbuche zu beschäftigen, und daß er noch 1867 in einer großen und trefflichen Arbeit**) bemüht gewesen ist, der Entstehung des gesammten Werkes und seiner Haupttheile auf die Spur zu kommen. Die Sarkophage aus dem alten Reiche und die funerären Texte, welche dieselben bedecken, bilden die Unterlage zu dieser reichhaltigen Schrift, welche wiederum der Forschung den Weg weist, und an die sich schon manche Specialuntersuchung geknüpft hat und in Zukunft knüpfen wird.

---

*) S. d. Schr. Nr. CXXII. und CXXXII.

**) Älteste Texte des Todtenbuchs. Berlin 1867. S. d. Schr. Nr. XCV.

Erst nach seinem Aufenthalt in Aegypten konnte Lepsius die Studien über die ägyptische Götterlehre, welche er in Italien begonnen, zu einem gewissen Abschluß bringen. Schreibt er doch aus Theben an Bunsen, daß er an einem wesentlichen Fortschritt auf dem Felde der Mythologie fast ganz verzweifelt sei und nur nach einem dunklen Gefühle die Materialien gesammelt habe. „Jetzt", fährt er fort, „habe ich den rothen Faden gefunden, der durch dies scheinbar ausgangslose Labyrinth führen wird. Ich habe die großen und kleinen Götter gefunden und die merkwürdigsten Data sogar für die Geschichte der ägyptischen Mythologie. Das Verhältnis der griechischen Nachrichten zu den Monumenten ist mir klar geworden, kurz ich weiß es, daß sich wirklich eine ägyptische Mythologie wird schreiben lassen".

Was er in Theben gefunden, hat er erst verhältnismäßig spät mit den Erwerbungen in Italien combinirt, und das Resultat all dieser Sammlungen, Studien und Combinationen ward endlich in seine Epoche machende Arbeit über den ersten ägyptischen Götterkreis*) niedergelegt. Sie liefert den Beweis, daß es auch bei dem bunten Gewimmel der ägyptischen Götter möglich ist, dem historischen Prinzip ihrer Anordnung nachzugehen. Lepsius hat den „Kreis der

*) Berlin. 1851. J. d. Schr. Nr. XLVII.

obersten Götter“ nicht nur zuerst gefunden und näher bestimmt, sondern auch klar begründet, warum die Verehrungswesen, aus denen er besteht, zusammen gehören. Wo sich Abweichungen fanden, hat er ihre Entstehung aus lokalen und zeitlichen Ursachen überzeugend erklärt. Seine Vermuthungen über das Alter der Osirismythe haben die Inschriften in den jüngst erschlossenen Pyramiden bestätigt.

In seiner Abhandlung über die Götter der vier*) Elemente findet sich Manches, dem wir uns nicht mehr anzuschließen vermögen. Die Namen derselben kommen, entgegen seiner Ansicht, weit früher als in der Ptolemäerzeit vor, aber trotz dieser und anderer Irrthümer steht sie, was die Methode angeht, ihren Vorgängern ebenbürtig zur Seite, und gerade in ihr hat er das Gesetz, dem er auf seiner langen und thatenreichen wissenschaftlichen Laufbahn unentwegt gefolgt ist, mit knappen Worten also zusammengefaßt: „Es wird in allen antiquarischen Untersuchungen stets der sicherste Weg bleiben, mit einer chronologischen Scheidung des Materials zu beginnen, ehe zu systematischen Darstellungen weiter geschritten wird.“

An dieser Regel hielt Lepsius auch fest, als er dasjenige Gebiet seiner Wissenschaft betrat, auf welches ihn in

*) Berlin 1856. J. d. Schr. Nr. LXI.

Rom nicht nur der Einfluß des archäologischen Institutes, dem er angehörte, sondern das gesammte Leben drängte. Er faßte hier „die Kunst“ der alten Aegypter, und zwar zunächst die Architektur in's Auge. Diesen Zweig der Kunst hatte er in seinem elterlichen Hause zu Naumburg mit Vorliebe von dem Vater pflegen sehen, auf all seinen Reisen füllte er die Notizbücher mit Bemerkungen über merkwürdige Bauten, denen er begegnete, und begleitete sie mit kleinen Zeichnungen. Wie eifrig er namentlich zu Göttingen den Fortschritten der in jener Zeit in der Nachfolge Winckelmann's schön geförderten Kunst-Archäologie gefolgt war, wissen wir. Dazu ist die römische Luft damals so sehr wie jetzt mit Kunst und sogar mit noch ernsteren Kunstinteressen gesättigt gewesen als heute, und jedes Gespräch unter strebenden Freunden nahm und nimmt dort so leicht die Gestalt eines Kunstgespräches an, daß er, zumal auch Bunsen, der wenige Jahre später sein berühmtes Buch über die christlichen Basiliken veröffentlichen sollte, an diesen Dingen das lebhafteste Interesse nahm, mit innerer Nothwendigkeit dahin gelangen mußte, der merkwürdigen Kunst des Volkes, an dessen Wiedererweckung er die beste Kraft seines Lebens setzte, besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

So erschien denn 1838 Lepsius' Abhandlung über die Säulen der alten Aegypter und ihren Zusammenhang mit

der griechischen Säule*), und wenn wir auch diese dem eigentlichen Forschungskreise des Meisters ferner liegende Arbeit eine bahnbrechende und in ihrer Weise unübertroffene nennen, so „räuchern wir“ damit keineswegs nur „unserem Todten“, sondern beurtheilen sie einfach, wie sie gewürdigt zu werden verdient. Auch in dieser Schrift wendet Lepsius das oben angeführte Gesetz an, indem er das vollständig zusammengetragene Material chronologisch scheidet und nachweist, wie die ägyptische Säule von ihren ersten Anfängen an entstanden, und sich, hier im Höhlenbau, dort im Freibau — er hält beide streng auseinander — selbständig entwickelt hat. Diese Sonderung ist eine That, und wenn man dem Fortschreiten des Höhlenbaues an seiner Hand Schritt für Schritt folgt, so wird man die dorische Säule mit all ihren Bestandtheilen organisch vor sich aufwachsen sehen. Auch Derjenige, dem es widersteht, aus Zärtlichkeit für das Allvermögen des Hellenischen Kunstgeistes die dorische Säule für ein Bauglied zu betrachten, welches die Griechen den Aegyptern entlehnten, wird nicht leugnen können, daß sich die Umwandlung des Pfeilers in die sogenannte Protodorische Säule im ägyptischen Höhlenbau (zuerst und vornehmlich in den Grüften von Benihassan) als natürlich und nothwendig nachweisen

*) Sur l'ordre des colonnes-piliers en Égypte etc. S. d. Schr. Nr. XIX.

läßt, während die griechische dorische Säule auch in den ältesten Tempeln dorischer Ordnung gleich als etwas Fertiges und wie vom Himmel Gefallenes auftritt. Wohl bildet sie in dem Baumonument, zu dem sie gehört, von vorn herein ein organisches und nothwendiges Glied, aber ihre Entstehung läßt sich auf hellenischem Boden eben so entschieden nicht nachweisen, wie man sie im ägyptischen Höhlenbau leicht und sicher verfolgen kann. Nach seiner ägyptischen Reise ist Lepsius noch ein Mal auf diese Fragen zurückgekommen und hat in einer akademischen Abhandlung*) die Grundbedingungen, die Eigenart und die Vorzüge der ägyptischen Kunst, deren Entwickelung er auch hier mit Vorliebe verfolgt, scharf und doch liebevoll gewürdigt. Dem Kanon der Proportionen, d. h. der bindenden Regel, nach welcher die ägyptischen Bildhauer die Verhältnisse der einzelnen Theile des menschlichen Körpers zu einander zu messen und zu bilden gehalten waren, wandte er gleichfalls seine Aufmerksamkeit zu. Er hat schon zu Rom das Studium dieser Materie in's Auge gefaßt, denn im Oktober 1833 bekam er eine kleine Büste aus der Sammlung Palin zu sehen, welche auf der unteren Fläche und den beiden Seitenflächen mit mathematisch genauen Quadraten versehen war, deren Seite ihm die Einheit des Kanon zu geben schien.

---

*) Über einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwickelung. Berlin 1871. J. d. Schr. Nr. CVIII.

„Die ganze Büste“, theilt er Bunsen mit, „ist nach dieser Einheit gearbeitet, die in der That nach meinen Messungen verschiedener Statuen ungefähr 21 Mal in der ganzen Höhe aufgeht.“

Den Griechen war dieser Kanon wohl bekannt gewesen, und Diodor weist im letzten Kapitel seines ersten Buches auf ihn hin. Nach ihm sollte der Körper in $21^1/_4$ Theile zerlegt worden sein, und Lepsius fand nun, daß diese Notiz sich auf die Vortragsweise der späteren Bildhauer aus der Ptolemäerzeit beziehe, welche die menschliche Gestalt allerdings bis zur Stirnhöhe in $21^1/_4$, bis zum Scheitel aber in 23 Theile zerlegten. Vor diesem Theilungsmodus war der Kanon zwei Mal geändert worden, und diesen beiden ältesten Regeln (die jüngste bezieht sich auf die Skulpturen aus der Pyramidenzeit) lag der Fuß als Einheit zu Grunde, welche, 6 Mal genommen, der Höhe des aufrechten Körpers entsprach, und zwar nicht, wie man erwarten sollte, von der Sohle bis zum Scheitel, sondern nur bis zur Stirnhöhe. Der Unterschied des ersten und zweiten Kanons betrifft hauptsächlich die Stellung des Kniees; im Ptolemäischen, dem Diodor bekannten Kanon, fand Lepsius (zuerst in Kom Ombos) die Eintheilung selbst verändert. — Wir haben bei eigenen Messungen die Lepsiusschen Angaben durchaus bestätigt gefunden, doch läßt sich, wie auch die Arbeiten von Charles Blanc auf dem

gleichen Gebiete bekunden, dem Kanon der Proportionen auch eine andere Einheit als der Fuß (beim Menschen der Finger, beim Löwen die Klaue — ex ungue leonem —) zu Grunde legen.

Die Anwendung dieser bindenden Regel (des Kanons) drückt den Werken der ägyptischen Plastik jenen Stempel der Einförmigkeit auf, welchen man ihr so oft und bitter vorwirft; aber wenn wir die ältesten Proben der ägyptischen Skulptur betrachten, welche die späteren an Freiheit der Vortragsweise und an realistischer Naturwahrheit weit überbieten, und die dennoch, was die Feinheit der Ausführung angeht, in nichts hinter den jüngeren Werken zurückbleiben, so werden wir von vorn herein mit hoher Achtung auf die künstlerische Begabung der ägyptischen Bildhauer blicken müssen.

Vergegenwärtigen wir uns sodann, daß dieses älteste kunstübende Geschlecht von lauter Barbaren umgeben war, welche im Kampfe für die Nothdurft des Lebens noch keine überschüssigen Kräfte in den Dienst des Daseinsschmuckes zu stellen vermochten, so begreift es sich leicht, daß die Hüter der ägyptischen Cultur, die Priester, Alles aufbieten mußten, um das neu errungene und stets gefährdete Vermögen vor Rückschritt und Untergang zu schützen. Der Kanon der Proportionen band die ägyptische Skulptur an den mühsam erklommenen einsamen Gipfel fest, und

wenn er auch den Fortschritt in beklagenswerther Weise gehemmt hat, es kommt ihm doch von der anderen Seite das Verdienst zu, daß die ägyptische Plastik mit seiner Hülfe ihre merkwürdige Reinheit des Stils und ihr großes handwerksmäßiges Können, welches sich auch auf die Herstellung des einfachen Geräthes mit erstreckte, in jeder Epoche unangetastet bewahrt hat. Lepsius lehrt dies richtig würdigen und erklärt die Besonderheit der Vortragsweise in der Skulptur aus der Eigenart des ägyptischen Volkscharakters, welcher mit großer Treue dem Einzelnen sein Recht widerfahren läßt und erst in zweiter Linie auf das Ganze sieht. Dasselbe Volk, dessen Sprache reich ist an pronominalen Substantiven und das mit gegenständlichem Sinn lieber sagt „ich gebe Deiner Hand" als „ich gebe Dir", lieber „die Rede seines Mundes" als „seine Rede", muß jedem Einzeltheile des Körpers sein Recht widerfahren lassen und setzt darum den Hautreliеffiguren und Gemälden das Auge en Face in das Gesicht en Profil, damit es zur vollen Geltung komme, ohne an den Nachtheil zu denken, welcher aus diesem Fehler für das Ganze erwächst.

Lepsius lehrt die ägyptischen Skulpturen richtig sehen und würdigen, das Bildwerk, welches vereinzelt im Museum aufgestellt ward, in Zusammenhang mit der architektonischen Umgebung denken, für die es ursprünglich bestimmt war. Den Irrthum, daß die ägyptische Skulptur in

ihrem Geist und ihrer Ausführung architektonisch sei, haben die in letzten Jahrzehnten gefundenen lebenswahren und individuell gehaltenen Rundbilder aus dem alten Reiche längst beseitigt, und Lepsius weiß den Werth derselben hervorzuheben.

Bei seinen Untersuchungen über den Kanon der Proportionen sehen wir ihn zum ersten Male den Maßstab anlegen, und seine Forschungen auf dem Gebiete der ägyptischen Metrologie sollten später der Wissenschaft besonders reichen Gewinn zuführen.

Bei all diesen rein ägyptologischen Arbeiten und seiner großen Thätigkeit für das Institut ließ er die alten linguistischen Studien nicht liegen und knüpfte wieder an den Forschungen an, zu denen ihm seine Dissertation über die Eugubinischen Tafeln Anlaß gegeben hatte. Er war ja auch nicht am letzten behufs der Fortsetzung dieser Arbeiten nach Rom gerufen worden, und wenn wir ihn gleichsam als Nebengewinn seines Aufenthaltes in Italien eine schöne Sammlung von umbrischen und oskischen Inschriften veranstalten und zwei Abhandlungen entwerfen sehen, welche sich mit dem alten Etrurien beschäftigen, aber freilich erst mehrere Jahre später im Drucke erschienen sind, fällt es schwer zu begreifen, woher er, der sich keineswegs dem geselligen Leben im Bunsenschen Hause und dem ernsten und heiteren Verkehr mit

hervorragenden Fremden entzog, die Zeit genommen, sie so weit zu vollenden, daß er von 1840—42 nur noch die bessernde Hand an sie zu legen und der Überwachung ihres Druckes vorzustehen hatte. Lepsius selbst nennt die Jahre, in denen ihm das Glück zu Theil geworden war, „zu Rom Hütten zu bauen", „einen großen Feiertag des Lebens, ernst und heiter, lehrreich und erhebend, einen für seine Entwickelung bezeichnenden Abschnitt".

Unter Bunsen's Leitung, sagt er, habe er auf dem klassischen Boden das Leben und die Wissenschaft von ihren höchsten und edelsten Seiten kennen gelernt.

Er hat auch im Verkehr mit Bunsen die politischen und besonders kirchenpolitischen Interessen gewonnen, welche ihm, wie die Briefe an den staatsmännischen Gönner und den Vater, sowie seine eigenen Journale und die Tagebücher seiner Gattin beweisen, sein Leben lang am Herzen gelegen haben. In einer seiner Agenden finden wir den Entwurf zu einer neuen Episkopalordnung in Deutschland, welche freilich nie berücksichtigt worden ist. Der Sitz des obersten Kirchenleiters und der ihn berathenden Behörde sollte Magdeburg sein.

Holland, England und die Wartezeit in Deutschland.

Im Juli 1838 mußte er schweren Herzens von Rom Abschied nehmen, und zwar um zuerst in Paris, später in

London für das Institut wichtige Geschäfte abzuwickeln, neue, thätige Mitglieder für dasselbe zu werben und seinen Zusammenhang mit der englischen Gelehrtenwelt zu organisiren, dann aber — und zwar auf eigenen Wunsch — freigesprochen von der redaktionellen Arbeit am Institut, aber immer noch als Directionsmitglied für dasselbe wirkend, in die Heimath zurückzukehren.

Auf dem Wege von Paris nach London machte er einen Abstecher nach Holland, um in Leyden die berühmte Sammlung ägyptischer Alterthümer zu studiren, welche seit 1835 in C. Leemans einen vortrefflichen Director besaß. Lepsius fand hier eine unerwartete Fülle der kostbarsten Denkmäler und Papyrus und schrieb am 12. September 1838 an Bunsen: „Ich wollte schon heute wieder abreisen; aber ich lasse mich nun gern noch einige Tage hier aufhalten, da ich nicht wieder hierher zurückkehren werde und daher für immer abschließen muß. Dazu ist Leemans, bei dem ich wohne, ein liebenswürdiger, an Geist und Herz gleich ausgezeichneter und in jeder Hinsicht tüchtiger Mann, der mich, wo er nur kann, fördert und mir Leiden schon zu einer rechten Freudenstadt gemacht hat."

In England wurde er von Bunsen, welcher seinen

*) Lepsius hat Holland und Leyden 1852 noch ein Mal besucht.

römischen Posten niedergelegt und Rom schon vor unserem Freunde verlassen hatte, weil es ihm nicht gelungen war, die kirchlichen Wirren in Preußen (Kölnische Fehde und Verhaftung des Bischofs Droste-Vischering) gütlich beizulegen, auf's Freundlichste empfangen. Lepsius hatte sich längst als lieber Genosse in der Bunsen'schen Familie eingebürgert, und aus seinen Briefen geht hervor, wie innig er sich für jedes Mitglied derselben, besonders aber für den Knaben Georg interessirte, der später zu den hervorragenden Mitgliedern der deutschen Volksvertreter gehören sollte.

Es war Bunsen, dessen herrliche Gattin einer angesehenen englischen Familie entstammte, ein Leichtes, Lepsius nicht nur in London, sondern in ganz Großbritannien die Wege zu ebnen und die Thür auch der vornehmsten Häuser und der am schwersten zugänglichen Sammlungen zu öffnen, und so lernte der junge deutsche Gelehrte nicht nur das englische Leben nach allen Seiten hin kennen, sondern fand auch Zutritt zu sämmtlichen Collectionen ägyptischer Alterthümer, mochten sie dem Staate oder reichen Privatleuten gehören. Er wußte sich diese günstige Gelegenheit zu Nutze zu machen, und es mochte wenige Hieroglypheninschriften in ganz England geben, welche Lepsius nicht in Abdrücken oder Abschriften mit sich geführt hätte, als er das gastliche Albion verließ. Sein Verkehr mit Bunsen war hier besonders erfreulich, wenn

er denselben auf dem Landsitze der Mrs. Waddington, seiner Schwiegermutter, dem schönen Llanover, aufsuchte. Hare sagt darüber in seiner Biographie der Freifrau von Bunsen: „Die Freunde pflegten Stunden lang zusammen über die Berge zu wandern, im eifrigen Gespräch über Aegypten und seine antiquarischen Schriften, oder in tiefer Unterhaltung auf dem Kirchhof von Llanffoist unter dem tausendjährigen Eichbaum zu sitzen". Dabei wurde auch viel über die Angelegenheiten des römischen Instituts gesprochen, welche Lepsius in England auf's Übelste vertreten fand. Die Subscribenten hatten hier seit Jahren, manche seit 1830 von den Schriften desselben nichts empfangen, und darum ihre Beiträge zu zahlen aufgehört. Andere hatten geglaubt, das Institut habe sich aufgelöst, und Lepsius fiel nun die schwierige Aufgabe zu, diese Irrthümer zu beseitigen und die Rückstände festzustellen und einzuziehen. Sein Vorschlag, ein besonderes Annalenheft in London heraus zu geben, kam nicht zur Annahme, aber es glückte ihm, S. Birch zum Assistenten für die Direction zu gewinnen, und dieser wurde nun an Millingen's Stelle mit den Geschäften der englischen Section betraut.

In Großbritannien lernte der conservative Unterthan des absoluten Königs Friedrich Wilhelm III. auch die Vorzüge der bürgerlichen Freiheit und des parlamentarischen Lebens kennen.

Mit Bunsen selbst verhandelte er viel über das von ihnen gemeinsam zu verfassende Werk, und so schrieb er ein-Mal von London aus an den treuen Gönner: „Ich habe nie mit solcher Liebe und Hingebung an unserem, d. h. an Ihrem Werke gearbeitet als jetzt, denn Sie haben den Gedanken gefaßt und ihm zugleich seinen Platz in der europäischen Wissenschaft angewiesen und gesichert, Sie haben ihm den Lebensfaden gesponnen und Sie den Rahmen des Ganzen darüber ausgespannt, Sie haben ihm endlich die Mittel zur Ausführung verschafft, und was ich arbeite und niederschreibe, thue ich nur nach Ihnen und für Sie, und denke mir während der Arbeit nie einen anderen Leser als Sie, wie das natürlich ist. Ich sehe, daß ich zu Ihnen kommen muß, um Ihnen noch einige ruhige Tage abzugewinnen für die definitive Verständigung und Verabredung der nun bevorstehenden Publication."

Wie Lepsius an seinem, so arbeitete Bunsen an dem ihm zugefallenen Theile des Werkes, und der Tag schien nicht fern, an dem beide ihre Manuscripte vergleichen, zusammenstellen und veröffentlichen sollten; aber schon jetzt bestand manche Meinungsverschiedenheit zwischen den Arbeitsgenossen, und jene erwiesen sich besonders auf dem Gebiete der Chronologie, wo Lepsius den Löwenpart an der Arbeit erledigen sollte, als sehr erheblich. Während Bunsen der Liste des Eratosthenes ein, wie sich später er-

weisen sollte, viel zu großes Zutrauen schenkte, führte Lepsius seine Kritik des Manetho dahin, denjenigen Königsreihen, welche er für echt manethonisch hielt, das größte Zutrauen zu schenken; auch benutzte er die historischen Inschriften und die Data von altägyptischer Hand, mit denen er viel tiefer vertraut war als Bunsen, weit ausgiebiger und legte ihnen eine sehr viel höhere Bedeutung bei, als es diesem gerechtfertigt schien. Die Grundlagen zu seinem Königsbuche und seiner Chronologie rundeten sich und nahmen die Gestalt von selbständigen Arbeiten an, und obgleich beide zum Theil für das gemeinsam mit Bunsen herauszugebende Werk bestimmt waren, enthielten sie doch, wie die Briefe aus jener Zeit erkennen lassen, eine Menge von Einzelheiten, zu denen Bunsen's Ansichten in geradem Gegensatze standen. Schon Ende des Jahres 1839 fällt es schwer zu begreifen, welchen Weg die Arbeitsgenossen einzuschlagen haben würden, um zu einer endgültigen Uebereinstimmung zu gelangen.

Wie großes Zutrauen Lepsius sich in den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft zu erwerben verstanden hatte, beweist der Umstand, daß ihn der Herzog von Southerland gern zum Mentor und Erzieher seines Sohnes in sein Haus gezogen hätte; doch der junge Gelehrte wies diesen ehrenvollen Antrag, welcher mit großen äußeren Vortheilen verbunden sein sollte, zurück und schrieb

an Bunsen: „Mein einseitiges Talent für Zergliederung von Organismen hat sich nie mit einiger Geläufigkeit für Darstellung in der Breite, wie sie zum Lehren, namentlich der Jugend, gehört, verbinden wollen, und zum Erziehen bin ich auch nicht geschickt, weil ich täglich erfahre, daß ich selbst noch nicht aus der Periode des Erzogenwerdens herausgetreten bin."

Diese Worte haben auf den Lippen eines so besonnenen, tüchtigen jungen Mannes (er war damals 29 Jahre alt) etwas Befremdliches; aber er kämpfte damals noch für das Lebensideal, welches ihm vorschwebte, und es hat sie theils die Bescheidenheit, theils seine schon früher zu Tage getretene Abneigung gegen den Ruf des Pädagogen, theils auch die Sehnsucht nach Aegypten dictirt, welche sich gerade in England (1839) lebhafter und immer lebhafter in ihm zu regen begann.

Nachdem er den Antrag des Herzogs von Southerland abgelehnt hatte, ging er ernstlich mit sich zu Rathe, wie er seine Zukunft wenden solle, und schrieb an Bunsen: „Ein Entschluß für meine nächste Zukunft wird immer nothwendiger. Nach welcher Seite ich aber auch meine Gedanken aussenden mag, so bringt mir doch keiner einen Oelzweig zurück. Italien schneide ich mir selbst ab" — durch den Abbruch seiner Stellung am Institut zu Rom, für welches er freilich auch in Deutschland thätig bleiben

wollte — „in England kann ich nicht bleiben“: Bunsen war zum preußischen Gesandten in Bern ernannt worden, und es hatte Lepsius in England eine Herzensneigung ergriffen, der er nicht nachgeben wollte, weil seine unsichere Zukunft ihm nicht gestattete, um die Hand eines Mädchens zu werben, welches so mittellos wie er selbst gewesen zu sein scheint — „in Frankreich habe ich nichts zu thun und nach Deutschland käme ich zu früh. Es bleibt mir also nur Aegypten, und das hält sich wie ein Leitstern in allen Ueberlegungen, die ich anstelle. Aegypten muß einmal doch verschlungen werden; meine Zeit ist da; noch ist dort kein Krieg ꝛc. Für Deutschland würde mich eine ägyptische Reise später besonders empfehlen. Dies wäre jedenfalls der natürlichste Gang meiner Angelegenheiten. Sollte es nun nicht möglich sein, dies Ziel auf irgend eine Weise zu erreichen? Der nächste und angenehmste Gedanke führt immer auf Berlin. Ich frage daher bei Ihnen an, ob eine außerordentliche Anstrengung dort nicht zu versuchen wäre. Eine angelegentliche Verwendung von Ihnen beim Kronprinzen müßte die Hauptsache thun. Ich würde mich ausführlich an Humboldt wenden. Persönliche Betreibung der Sache würde gewiß Gerhard gern übernehmen. Wenn Ihnen dieser Weg vollkommen unthunlich scheint, oder wenn er mißlingt, so muß ich versuchen, von hier aus fortzukommen.... Wenn alle Stränge reißen, so nehme ich irgendwo

in Deutschland das nöthige Geld auf und reise auf eigene Gefahr nach Cairo."

In diesem Briefe bringt er den Wunsch seines Herzens zum ersten Male offen zum Ausdruck. Bunsen fand ihn gerechtfertigt, versprach seinem jungen Freunde, das Mögliche in dieser Angelegenheit zu thun und im Verein mit Humboldt den Kronprinzen (bald darauf Friedrich Wilhelm IV.) für seine Nilfahrt zu interessiren; aber er bittet seinen Schützling, nichts zu übereilen, und stellt ihm vor, wie schädlich ein überstürzter Aufbruch ihrer gemeinsamen Arbeit und den von Lepsius allein begonnenen Werken sein werde; denn da gab es den Druck seiner in Rom beendeten Umbrischen und Oskischen Inschriften, sowie zweier Abhandlungen zu beenden, seine Todtenbuchausgabe u. A. m. zum Abschluß zu bringen. Ja noch mehr: Die ägyptische Chronologie und die Königslisten, auf welche Bunsen ungeduldig wartete, sollten vor dem Aufbruche in's Reine gebracht werden, und auch die deutsche Uebersetzung von Gally Knight's Entwickelung der Architektur, welche von Lepsius' Vater hergestellt worden war, und die er selbst durchzusehen und mit einer Einleitung zu versehen unternommen hatte, harrte der Vollendung.

Diesen Mahnungen des erfahrenen und wohlwollenden Gönners gab der ungeduldige junge Aegyptolog nach, und im November 1839 sehen wir ihn wieder bei den

Seinen in Naumburg. Die nächsten Monate brachte er theils in der Vaterstadt, theils in Berlin zu und arbeitete rastlos, während Bunsen, welcher inzwischen als preußischer Gesandter in Bern eingetroffen war, und A. v. Humboldt für seine ägyptische Reise zu wirken begannen. Des Letzteren großer Einfluß war noch gewachsen, nachdem der Kronprinz von Preußen als Friedrich Wilhelm IV. am 7. Juni 1840 den Thron bestiegen hatte, und es war Lepsius vergönnt, dem berühmten Königsfreunde näher zu treten, indem er dessen Wunsch, eine Liste der in den hieroglyphischen Texten erwähnten Steine und Metalle zu besitzen, in einer Weise erfüllte, welche den wißbegierigen Naturforscher überraschte und mit Dank erfüllte, denn statt eines Verzeichnisses überreichte ihm Lepsius einen Aufsatz, von dem er selbst sagt, daß seine Abfassung ihm viel Freude gemacht habe. „Diese Untersuchungen über die Steine", schreibt er, „haben für mich selbst manches Edelsteinchen zu Tage gefördert, das ich in meiner hieroglyphischen Vorrathskammer niedergelegt habe." Dort ist das damals Gewonnene liegen geblieben, bis es 1871 in seiner mustergültigen akademischen Abhandlung über die Metalle in den ägyptischen Inschriften seine Auferstehung feierte.

Den Antrag, in das auswärtige Amt zu treten und sich der diplomatischen Carriere zu widmen, welcher in

dieser Zeit an ihn herantrat, lehnte er ohne langes Besinnen mit Entschiedenheit ab.

In Naumburg wurde zuerst der Druck des Gally Knight'schen*) Werkes und Lepsius' Einleitung dazu vollendet. Diese füllt 46 Seiten und handelt über die ausgedehnte Anwendung des Spitzbogens in Deutschland schon im zehnten und elften Jahrhundert. Seine Betrachtungen gehen von dem Naumburger Dome aus, welchen sein Vater mit besonderer Gründlichkeit studirt und wo er thatsächlich Spitzbogen aus dem elften Jahrhundert gefunden hatte.

Diese Einleitung wirbelte vielen Staub auf, und als dreizehn Jahre später Lepsius etwas Wichtiges beim Könige durchzusetzen wünschte, zeigte sich ihm der damalige vortragende Rath für Kunstsachen wenig geneigt, weil er in seinen Ansichten über die frühe Anwendung des Spitzbogens in Deutschland ein Attentat auf seine eigenen Meinungen sah. Uebrigens beweisen die an architektonischen Zeichnungen reichen Notizbücher des Aegyptologen und seine Briefe an den Vater, daß er auch später auf jeder Reise den Bauwerken, denen er begegnete, die lebhafteste Aufmerksamkeit schenkte, und als er in die Lage kam, sich ein eigenes Haus zu bauen, hat er es im Stil der eng-

*) S. d. Schr. Nr. XXVII.

lischen Gothik hergestellt und über Thüren und Fenstern den geliebten Spitzbogen angebracht.

Inzwischen waren auch zwei kleinere akademische Abhandlungen von ihm erschienen.*)

Im Winter 1841 unternahm er über die in Eis und Schnee starrenden Alpen eine neue Reise nach Italien, und zwar ausschließlich, um die schon früher vorbereitete Edition des Todtenbuches, von welcher oben S. 113 geredet worden ist, zum Abschluß zu bringen. Als bekannter Gelehrter und Directionsmitglied des archäologischen Institutes in Rom ward er nun zu Turin mit besonderer Rücksicht aufgenommen und erhielt eine neue Abschrift des großen Turiner Todtenbuches, welche der Museums-Director Barucchi hergestellt hatte, zu freier Verfügung; aber diese genügte ihm nicht, und es gab viel für ihn zu thun, bis seine eigene Kopie diejenige Genauigkeit erreicht hatte, welche sie auszeichnet.

„Morgen müßte ich von hier abreisen, um den Termin einzuhalten", schreibt er an Bunsen am 18. Febr. 1841; „es ist mir aber nicht möglich schon abzuschließen; ich brauche wenigstens noch zwei Tage, um das Wichtigste zu vollenden. Ich gehe 1/2 9 Uhr auf das Museum; früher steht man dort nicht auf, bleibe den ganzen Tag da, außer

*) S. d. Schr. Nr. XXV und XXIV.

von 4 — $4^3/_4$, meine Essenszeit; von Tische gehe ich wieder hin und arbeite bis 10 oder $^1/_2$ 11 Uhr. Bei Licht kann ich am großen Papyrus nicht arbeiten, um nichts zu verderben, aber da habe ich die schönsten Sachen durchzusehen, auszuziehen, abzuzeichnen, die sich alle bei meiner ersten Anwesenheit nicht hatten finden wollen". Ueberhaupt sollte er nun wahrnehmen, wie viel ihm bei seinem ersten Besuche geflissentlich vorenthalten worden war; dies Mal ward ihm alles Vorhandene anvertraut, und er wußte namentlich aus dem großen Königspapyrus für seine chronologischen Zwecke den größten Nutzen zu ziehen. Für das Berliner Museum ließ er von den schönsten Pharaonenbildnissen Büsten in Gips abgießen, und unter den Turiner Schätzen kam ihm der Gedanke, die wichtigsten Urkunden aus der Pharaonenzeit als besonderes Werk herauszugeben, welches dann auch 1842*) erschien.

Die oben erwähnten Zeichner Weidenbach beschäftigte er bei diesem Werke und bei der Todtenbuchausgabe, und er äußert gegen Bunsen seine Freude über das tüchtige Fortschreiten dieser Künstler auf der ihnen durch ihn gewiesenen Bahn.

Auf dem Heimwege besuchte er Bunsen in Bern, verlebte glückliche Tage im Kreise der Gesandtenfamilie und

*) J. d. Schr. Nr. XXX.

verweilte dann einige Zeit in München, wo v. Zech sein „Cicerone" war, wo er mit Cornelius und anderen berühmten Männern in Verbindung trat und am meisten und liebsten mit Schelling verkehrte, den er „eine so große wie liebenswürdige Natur" nennt. Dieser hatte soeben einen Ruf nach Berlin (zunächst nur auf ein Jahr) angenommen, und Lepsius sagt, er gehe mit großer Hoffnung auf Erfolg und ersprießliche Einwirkung dorthin. „Er ist vom Sieg seiner guten Sache im voraus überzeugt, da es nicht einer bloßen Negation und Opposition gelte, wie er sie Stahl vorwirft, der nur von ihm genascht habe, sondern er etwas Neues und Positives aufstellen wolle, das sich selbst Platz machen werde. Er müsse widerlegt werden oder überzeugen und durchdringen. Da er seiner festen Ueberzeugung nach nicht widerlegt werden könne, so müsse schon das Andere stattfinden.... Mir ist wohl ein Drittes bei obiger Alternative eingefallen, das ich aber natürlich verschwiegen habe. Glück auf!"

Erfrischt und zufrieden mit den Erwerbungen dieser Reise gab er sich zu Hause mit allem Eifer der Edition jener Umbrischen und Oskischen Inschriften*) hin, welche er in Rom zusammengebracht hatte.

Im folgenden Jahre kamen auch zwei andere Früchte

*) J. d. Schr. Nr. XXVIII.

seiner italienischen Schaffenszeit zur Reise*) und wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

Man sieht, mit welchem Bienenfleiße er die Wartezeit auszunutzen verstand, und die Anerkennung dafür sollte ihm auch nicht fehlen, denn bevor er die ägyptische Reise antrat, wurde er zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt und damit der erste Lehrstuhl für Aegyptologie an dieser hohen Schule begründet. In Leipzig bestand schon ein solcher, aber die verkehrten Wege, welche Seyffarth, für den er gestiftet worden war, eingeschlagen hatte, konnten andere Universitäten wenig ermuthigen, den ägyptologischen Studien Vorschub zu leisten. So war es denn auch geschehen, daß Lepsius' Antrag, ihm an der Berliner Hochschule ein Lehramt zu übertragen, abgewiesen wurde; aber Humboldt hatte die Tüchtigkeit des Antragstellers erkannt, und sobald er im December 1841 von einem längeren Aufenthalt in Paris heimgekehrt war, sich dieser Angelegenheit angenommen. Wie immer setzte er durch, was er begehrte, und am 26. Januar 1842 erhielt Lepsius die Ernennung zum Extraordinarius für Aegyptologie und dazu die Bewilligung eines kleinen Gehaltes. Allerdings konnte der neu berufene Professor nicht zu lesen beginnen, denn der Abschluß und Druck der oben erwähnten

*) J. d. Schr. Nr. XXIX.

Werke nahmen viel Zeit in Anspruch, weit mehr aber noch die Vorbereitungen zu der ägyptischen Reise.

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, ein Monarch, dessen wenig realer, romantischer Sinn nicht nur an den üppigen, bunten und duftreichen Blüten des indischen, sondern auch an dem geheimnisvollen und uralten Zauber der ägyptischen Cultur das größte Wohlgefallen fand, hatte Humboldt und Bunsen, welcher schon 1841 von Bern aus als Gesandter nach London versetzt worden war, besonders um seines Monarchen Wünsche in Betreff des evangelischen Bisthums in Jerusalem zur Erfüllung zu bringen, gern Gehör gegeben. Diese beiden Männer standen dem Könige besonders nahe, und ihnen konnte es denn auch eher als irgend welchen Anderen gelingen, Friedrich Wilhelm IV. für das Lepsius'sche Reiseprojekt zu gewinnen.

Schon als Kronprinz hatte der König die Passalacqua'sche Collection ägyptischer Alterthümer erworben, war er für den Ankauf anderer ähnlicher Sammlungen eingetreten*), hatte er für die Aufstellung dieser Schätze im

*) In dieser Zeit wurden auch die berühmten Papyrus Anastasi durch Lepsius in Berlin zum Kauf angeboten, und zwar für einen verhältnismäßig billigen Preis, doch fanden sich damals keine Fonds für ihre Erwerbung. Ebenso erging es mit dem schönen Papyrus Dorbiney, welcher 1851 zum Ankauf nach Berlin gesandt und von Lepsius geprüft wurde. „Ich würde", schrieb er, „selbst die 2000 Pfund für eine solche Bibliotheks-

Schlosse Monbijou zu Berlin Sorge getragen und Passalacqua mit ihrer Conservirung betraut. Das wissenschaftliche Ereignis der Entzifferung der Hieroglyphen hatte ihm in seiner Jugend Interesse eingeflößt, und Bunsen, der ihm als Mensch und als einer seiner bedeutendsten Staatsmänner längst nahe stand, war schon beflissen gewesen, seine Theilnahme für das ägyptische Alterthum lebendig zu erhalten und ihm von den Fortschritten der Aegyptologie zu erzählen, bevor sein Schützling auch nur daran gedacht hatte, eine Reise an den Nil zu unternehmen.

Nun vereinte sich Humboldt mit Bunsen, um den König zu veranlassen, dem jungen Preußen, welcher schon damals für den würdigsten Nachfolger Champollion's gelten konnte, seine mächtige Unterstützung angedeihen zu lassen.

Lepsius hatte seine Vorschläge zu machen, Humboldt besprach jeden einzelnen Punkt auf's Eingehendste mit ihm, und so reifte in beiden der Wunsch, aus der Reise eines einzelnen Gelehrten eine wissenschaftliche Expedition zu machen. Lep-

nummer des 14. Jahrh., die vielleicht Moses als Leseübung vorgelegen, nicht zu theuer finden;.. hier würde man aber zur Zeit keine 800 Thaler dafür geben." 80—100 Pfund wurden der Miß Dorbiney dann von Olfers geboten; wäre er etwas höher gegangen, so würde dieser Schatz nach Berlin gekommen sein, aber bald darauf entzifferte de Rougé den interessanten Inhalt desselben, und nun kam er, wenn ich recht unterrichtet bin, für 2000 Pfund nach London.

sius mußte natürlich die Führerschaft behalten; auch wurde ihm die Wahl der mitzunehmenden, für seine Zwecke besonders brauchbaren Personen überlassen, aber er hatte mit Humboldt über die größere oder geringere Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der Berufung des mitzunehmenden Personals, sowie über die Befähigung jedes einzelnen Expeditionsmitgliedes Rath zu pflegen, ihm Anschläge mit Bezug auf die in Aussicht genommenen Kosten und die zu verwendende Zeit vorzulegen, sowie ihm das, was er unterwegs zu erreichen und zu sammeln gedachte, schriftlich und mündlich genau darzutragen, bevor Humboldt es auf sich nahm, dem König die zu diesem Zwecke entworfene Denkschrift zu überreichen und ihn zu endgültigen Entschlüssen zu bestimmen.

Lepsius hatte als einen der Hauptzwecke seiner Reise auch den bezeichnet, schöne und interessante Denkmäler aus der Pharaonenzeit zu sammeln und diese dem ägyptischen Museum im Schloß Monbijou zu Berlin als neue Zierde zuzuführen. Dieser Reisezweck, welchen Humboldt lebhaft zu betonen wußte, gewann des Königs ganzen Beifall, und so billigte er denn den Inhalt der „Denkschrift“, welche ihm vorgelegt worden war, stattete die Expedition mit reichen Geldmitteln aus, empfahl sie und besonders ihren Führer durch ein eigenhändiges warmes Schreiben dem großen Muhamed ʿAli, welcher damals mit kräftiger Hand das

Nilthal beherrschte, und gab den Reisenden, um den Vizekönig sich selbst zu verpflichten und der Expedition die Gunst dieses Monarchen zu sichern, herrliche Vasen aus der Berliner Porzellan-Manufactur als Geschenk für Muhamed ʿAli mit.

So war denn Alles für den Aufbruch bereit, aber bevor Lepsius abreiste, mußte er reinen Tisch machen. Mehrere Arbeiten waren glücklich zu Ende geführt worden, und für das Werk, welches er vereint mit Bunsen herausgeben sollte, lagen die wichtigsten Vorarbeiten fertig vor. Dennoch erfüllte ihn gerade diese Unternehmung mit den größten Sorgen. Offen und ehrlich eröffnete er dem verehrten Gönner Alles, was ihn beunruhigte, in dem schönen Briefe, durch welchen er Bunsen zu bestimmen sucht, ihn von der Mitarbeiterschaft an dem geplanten Werke freizusprechen. Die Meinungsdivergenzen zwischen ihnen waren immer schärfer geworden, der ältere Gelehrte hatte den jüngeren ebensowenig überzeugen können, wie der jüngere jenen. Zwei Ansichten neben einander hinzustellen, schien Lepsius in einem Werke, welches doch Einheitlichkeit für sich beanspruchen mußte, unmöglich. Er spricht Bunsen mit Recht die herrlichste Befähigung für die Behandlung großer historischer Aufgaben zu; aber Lepsius sieht bei dessen großartigem Walten auf diesem Felde, und da Bunsen ja auch in der Chronologie seinen eigenen Weg zu gehen weiß, seine

Dazwischenkunft für äußerlich und innerlich unberechtigt an; am meisten freilich beunruhigt ihn der Umstand, daß niemand im Stande sein werde, zu unterscheiden, was sein und was Bunsen's Werk sei, woraus beiden nur falsche Beurtheilung erwachsen werde. Er, Lepsius, wolle seine Manuscripte bis zum Abschluß der Reise zurückhalten, Bunsen möge seine Arbeit bald in den Druck geben. Er beschwöre ihn, nicht bis zu seiner Rückkehr von der Reise auf ihn zu warten, sondern ungesäumt selbständig vorzugehen und Alles, worin sie zur Uebereinstimmung gelangt seien, als volles Eigenthum zu benutzen. Ein Aufschub werde nichts heißen als die alten Bedenken erneuern und den erfolglos durchgefochtenen Kampf frisch beginnen. Er sei mit Freuden bereit — und diese Verheißung ward auch erfüllt — alle in Hieroglyphen geschriebenen Königsnamen für ihn auszuziehen und für den Druck vorzubereiten.

Die ganze von den höchsten Gesichtspunkten ausgehende und an neuen und anregenden Ideen reiche historische Darstellung in dem Werke „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte", dessen erster Band 1845 vor Lepsius' Heimkehr aus Aegypten erschien, ist denn auch Bunsen's eigenstes Werk; sein junger Freund hat ihm nur manche historische und chronologische Angabe, auf welche er bei seiner Durchforschung der Denkmäler gestoßen war, zur Verfügung gestellt.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß, wenn die Arbeitsgenossen bei ihrem ursprünglichen Plane geblieben wären und sich nicht getrennt hätten, Bunsen's Werk eine viel haltbarere Unterlage gewonnen und sich weit ruhiger und conciser gestaltet haben würde, als es nun geschehen ist. Lepsius' Knappheit und Akribie würde den oft zu breiten und glänzenden Fluß der Bunsen'schen Rede in Schranken gehalten, seine Treue und Sorgfalt auch für das Kleinste das Bunsen'sche Streben in's Große und Weite an den festen Boden geheftet haben.

Die Offenheit des Lepsius'schen Absagebriefes und die Art und Weise, mit der Bunsen den Rücktritt seines Schützlings aufnahm, gereicht beiden Theilen zur höchsten Ehre, auch hat dieser Vorfall das freundschaftliche Verhältnis, welches sie vereinte, durchaus nicht getrübt.*) Lepsius

*) Ein Werk, welches Lepsius in dieser Wartezeit begonnen, ist leider nie zur Vollendung gekommen. Es sollte „Grundzüge der Hieroglyphik" heißen, und er schrieb darüber an Bunsen: „Ich muß darin wieder die Geschichte der Entdeckung kurz berühren, dann das Schriftsystem, aber mehr praktisch als in seiner geschichtlichen Entwickelung. Daran schließe ich meinen Vorschlag über consequente Umschrift in lateinischen Buchstaben (denn die koptischen werde ich hinfort nur für wirklich koptische Worte, nicht mehr wie Champollion für hieroglyphische Worte gebrauchen, was nur Verwirrung erzeugt). Hierauf folgt ein kurzer Abriß der hieroglyphischen Grammatik, und zuletzt denke ich noch eine Auswahl hieroglyphischer Gruppen als Grundlage eines Lexikons zu geben, mehr um mir die Priorität der Anordnung zu sichern, als

nahm, als er endlich von Berlin aufbrechen konnte, seinen Weg über London, wurde dort von Bunsen auf's Herzlichste aufgenommen und sogar von ihm nach Southampton begleitet, wo sich der junge Aegyptolog am 1. September 1842 nach Alexandria einschiffte. Sie hatten das zu Erreichende und zu Erwerbende eingehend mit einander besprochen, bevor der Dampfer die Anker lichtete.

---

um auch nur entfernt dem Bedürfnisse eines Lexikon abhelfen zu wollen, woran ich jetzt nicht denken kann. Ich denke, das Buch, und so auch die Platten, in dem gewöhnlichen Octavformat der Annalen zu geben." Geschrieben am 15. September 1841.

Die Preußische Expedition nach Aegypten unter Lepsius' Führung.

Nach einer stürmischen Fahrt durch die Bay von Biscaia und einem kurzen Aufenthalt in Gibraltar und Malta betrat Lepsius, der gegen die Seekrankheit gefeit war und sich auf der ganzen Reise äußerst wohl befunden hatte, am 18. September 1842 zu Alexandria den ägyptischen Boden.

Die Wahl seiner Begleiter war glücklich und durchaus entsprechend den Zielen der Expedition gewesen. An erster Stelle nennen wir Erbkam, einen mit Lepsius entfernt verwandten, vortrefflich gebildeten jungen Architekten, welcher Aufnahmen machen, Pläne und Risse zeichnen sollte und sich diesen Aufgaben so ganz gewachsen zeigte, daß die unter Lepsius' Leitung von ihm hergestellten architektonischen und topographischen Zeichnungen längst als mustergültig und tadellos genau anerkannt worden sind.*) Ueber Lep-

*) Erbkam hat später selbständig einige hübsche Schriften verfaßt. Über den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. 1852. Über die Memnoncolosse des ägyptischen Thebens. 1853. Über alte ägyptische Bauwerke. Ephemeriden. Wien. 1845.

sius' Naumburger Landsleute, die Brüder Weidenbach, und ihre Leistungen als Hieroglyphenzeichner haben wir schon oben das Nöthige gesagt. Mit dem Maler Frey aus Basel hatte Lepsius sich in Rom befreundet. Mehrere unter den auch in der Farbe schönen Landschafts- und Architekturbildern aus Unterägypten, welche das große, später zu erwähnende Denkmälerwerk enthält, sind von ihm; andere von dem Dresdener Maler Georgi, einem talentvollen und jovialen Künstler, welcher sich der Expedition anschloß, nachdem Frey ernstlich erkrankt und nach Hause geschickt worden war.

Der Former Franke leistete beim Abguß der nicht mitzunehmenden Denkmäler und bei der Herstellung der vielen Tausende von Papierabdrücken, welche von den Inschriften und Reliefdarstellungen zu nehmen waren, anfänglich treffliche Dienste, mußte aber später unzulässigen Betragens halber entlassen und nach Hause geschickt werden.

H. Abeken aus Osnabrück, welchen Bunsen als Prediger der preußischen Gesandtschaft erst nach Rom, dann nach London gezogen, und der sich schon an der Tiber mit dem Leiter der Expedition nah befreundet hatte, begleitete dieselbe gleichfalls. Er blieb sein Leben lang auf's Engste mit Lepsius verbunden und beschäftigte sich unter seiner Leitung mit ägyptologischen Studien, auch noch, nachdem er die Theologie aufgegeben hatte und in den diplomatischen

Dienst getreten war. Er ist derselbe Geheime Legationsrath und vortragende Rath Abeken, welcher später während des Krieges 1870—71 den Fürsten Bismarck nach Frankreich begleitete und dort vielfältige Verwendung fand. Am 10. Dezember 1842 stieß er zu der Expedition, welcher er gelegentlich als Seelsorger diente. Er ist Lepsius „mit seiner ewig heitern Laune" und seiner „geist- und kenntnisreichen Unterhaltung" der angenehmste Gefährte gewesen. *)

Zu diesen Deutschen hatten sich zwei Engländer gesellt: Der Bildhauer Bonomi, der sich damals schon als Reisender in Aegypten und Aethiopien einen Namen erworben, und von dem Lepsius selbst sagt, „er stecke nicht nur voll praktischer Kenntnisse über das dortige Leben, sondern sei auch ein feiner Kenner ägyptischer Kunst und ein Meister in ägyptischer Zeichnung"**); sowie ferner der junge „ge-

*) Von Abeken wurde später veröffentlicht: Rapport sur les résultats de l'expédition Prussienne dans la haute Nubie. Revue archéol. IV. 1846, sowie ein Vortrag: Das ägyptische Museum. Berlin. 1856.

**) Von Bonomi ward gedruckt: On the site of Memphis. Transactions of the roy. Soc. of Literature. N. S. II. 1847. Arundale a. Bonomi. Galery of egyptian Antiquities. London 1844. Katalog des Museums von Hartwell House London 1858. Sharpe und Bonomi publicirten gemeinsam den schönen Sarkophag Seti I. London 1858. Ferner kennen wir von ihm 2 Arbeiten über Obelisken in den Transactions of the roy. Soc. of literature 1841. Vol. I. u. II.

niale" Architekt Wild, welcher Erbkam vortreffliche Hülfe leistete.

Der Führer der Expedition selbst hatte das ein und dreißigste Lebensjahr kaum überschritten und war so frisch und rüstig, daß er, als er sich entschließen mußte, für die Überwachung der Dienerschaft und den Verkehr mit den Behörden ꝛc. einen Kawassen, d. h. einen türkischen Sicherheitswächter zu miethen, nach Hause schrieb: „In Europa hätte ich mir mehr als genügende Kräfte auch für die ganze äußere Leitung der Expedition zugetraut". Dabei war er souveräner Gebieter über die gründlichsten Kenntnisse auf allen Gebieten, denen die Expedition Gewinn zuzuführen bestimmt war.

Was sich auf irgend einem Felde der ägyptischen Alterthumskunde in Europa ernten ließ, hatte er dort eingeheimst, und was am Nil neu gewonnen wurde, brauchte nur in Fächer eingereiht zu werden, welche schön gesondert und halb gefüllt für die zu erwartende Ausbeute bereit standen.

Die Umstände, unter denen er reiste und die Denkmälerstätten durchforschte, waren so beschaffen, daß sie uns spätere Forscher mit Neid erfüllen könnten, denn es gab 1842 noch kein Museum von Būlāq, welches mit Recht alle aus dem Boden Aegyptens zu Tage geförderten Alterthümer für sich in Anspruch nimmt, sondern nur eine in den ersten

Anfängen stehende Sammlung ägyptischer Monumente ohne Aufseher und Leiter.

Das schon bestehende Gesetz gegen die Ausfuhr von Alterthümern wurde zu Lepsius' Gunsten außer Kraft gesetzt, die Zwangsarbeit war noch nicht aufgehoben, und Muhamed ʿAli, welcher mit der rücksichtslosen Gewalt eines unbeschränkten Despoten in seinem Vizekönigreiche gebot, wünschte der Expedition jeden Vorschub zu leisten; daher hatte er denn für Lepsius einen Ferman ausstellen lassen, welcher ihm die unbeschränkte Erlaubnis zu allen Ausgrabungen zusprach, die er für wünschenswerth halten werde. Sämmtliche Localbehörden waren beauftragt worden, ihn bei seinen Unternehmungen zu unterstützen, und Lepsius hebt hervor, daß alle Arbeiter und Hülfsmittel, welche zur Bildung und zum Transport seiner Sammlung von Alterthümern nöthig waren, durch den Kawassen, welchen die Regierung ihm mitgegeben hatte, kraft des Fermans, von den Schēchs der nächsten Dörfer und den Mudīrs der Provinzen gegen Bezahlung verlangt und nirgends verweigert worden seien. Im Fajūm beschäftigte er z. B. bei der Freilegung des Bauwerkes, welches er für das Labyrinth hielt, 108 Arbeiter, und von diesen erhielt jeder Mann 2 Piaster Kupfer (etwa 20 Pf.), jedes Kind 10 Pf. und, wenn es besonders fleißig war, 15 Pf. für den Tag. Dazu wurde ihnen nur noch etwas

Brot geliefert. Unter solchen Umständen ließ sich mit verhältnismäßig geringen Mitteln Großes bewerkstelligen.

Heute wird es nur in seltenen Ausnahmefällen einem Europäer gestattet, an eng und genau begrenzten Stellen Ausgrabungen zu machen, die Arbeiter verlangen ziemlich hohe Preise — ich hatte in Theben 6 volle Piaster (1 M. 20 Pf.) für den Mann zu zahlen — und wenn man Monumente frei gelegt hat, so werden im glücklichsten Falle nur einzelne, an denen das vizekönigliche Museum schon reich ist, außer Landes gelassen. Lepsius war günstiger gestellt. Die Denkmäler, welche er in Aethiopien gefunden und seiner Sammlung einzuverleiben gewünscht hatte, wurden vom Berge Barcal an auf Regierungsbarken bis nach Alexandria geführt, und ihnen noch drei Grabkammern aus der Nähe der Pyramiden von el-Gîse hinzugefügt, welche mit Hülfe von vier aus Berlin dazu eigens abgesandten Arbeitern sorgfältig auseinander genommen worden waren. Bei seiner Abreise aus Aegypten wurde die Erlaubnis zur Ausführung der Sammlung noch besonders schriftlich ertheilt, und die erbeuteten Gegenstände selbst dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen von Muhamed ʿAli zum Geschenk gemacht.

Bei der freien Befugnis, auf Alles die Hand zu legen, was der Berliner Sammlung zur Zier gereichen konnte, nahm Lepsius das Wünschenswerthe und Interessante, wo

er es eben fand, und wagte es, wie wir gesehen haben, ganze Gräber aus der Todtenstadt des alten Memphis an die Spree zu versetzen. Dabei konnte es nicht ohne Beschädigung der betreffenden Grabmäler, welche sämmtlich aus mehreren Räumen bestanden hatten, abgehen, und so waren denn Neid, Mißgunst und Unverstand schnell bei der Hand, die Preußische Expedition zu beschuldigen, die Denkmäler ihren Zwecken zu Gefallen vandalisch und pietätslos geplündert und beschädigt zu haben. — Aber diese Anklage ist völlig unbegründet, und wer die damaligen Zustände Aegyptens kennt, kann sich nur freuen, daß so viele in ihrer Heimat mißachtete und freventlicher Zerstörung ausgesetzte Schätze zu rechter Zeit nach Europa und in ein schönes öffentliches Museum gerettet worden sind.

Daß Lepsius und seine Begleiter keinen Stein ohne Noth angetastet oder gar zerstört haben, bedarf keiner weiteren Versicherung, wohl aber wird es nützlich sein, hervorzuheben, daß seit der französischen Expedition und der Vollendung des großen von derselben veranstalteten Denkmälerwerkes eine Reihe von antiken Bauwerken, welche sich noch in demselben abgebildet finden, von der Erde verschwunden sind.

Ein interessantes Tempelchen bei Erment wurde zwischen unserem ersten und zweiten Aufenthalt am Nil in eine Zuckerfabrik verbaut, und die schönen Reste eines

griechischen Porticus von weißem Marmor, welcher das alte Bes=Antinoopolis geziert hatte, sind in dem gleichen Zeitraum in den Kalkofen gewandert. Das konnte sich zu einer Zeit ereignen, in der Mariette's waches Auge die Denkmäler liebevoll und eifrig behütete, und so wird man leicht ermessen, welche Gefahren ihnen drohten, solange sie vogelfrei jedem Eingriffe der Fellachen preisgegeben waren.

In einem Briefe aus der Todtenstadt von Memphis schrieb Lepsius, lange bevor sich die erwähnten Beschuldigungen gegen ihn erhoben hatten: „Es ist wahrhaft empörend mit anzusehen, wie täglich ganze Züge von Kameelen aus den nächsten Dörfern hieher kommen, und mit Bausteinen beladen in langen Reihen wieder abziehen. Glücklicher Weise — denn was ist nicht Alles unter Umständen glücklich — werden die bequemen Fellahs mehr durch die Psammetich=Gräber, als gerade durch die der ältesten Dynastieen angezogen, deren große Blöcke ihnen nicht handlich genug sind".

So können wir denn die Überführung der drei Grabkammern aus Memphis und der anderen Denkmäler nach Berlin gerade in jener Zeit getrost eine rettende That nennen. Nur der Pfeiler, welchen Lepsius der durchaus wohl erhaltenen Gruft Setī I. zu Theben entnahm, hätte an seinem Platze bleiben sollen.

Der Forschungs= und Beutezug dieser für ihre Aufgabe begeisterten Wanderer war ein langer und beschwer=

licher und führte sie zu Schiff, auf dem Rücken des Kameeles und zu Fuß — mit vielen Aufenthalten und Abschweifungen — gemeinsam bis in das Herz des afrikanischen Continents, bis nach Chartūm, bei der Vereinigungsstelle beider Quellströme des Nils. Allein, nur von Abeken begleitet, segelte Lepsius auch noch den blauen Fluß hinauf und gelangte bis zu dem Dorfe Romāli, zwischen Sennār, der berühmten, alten Hauptstadt des Sudān, die er besuchte, und Fasoql.

Der letzte Brief unseres Reisenden ist aus Smyrna datirt und ward am 7. December 1845, also weit länger als 3 Jahre nach der Ankunft in Alexandria, geschrieben. Eine lange Wanderzeit war von vorn herein in Aussicht genommen worden, und so hatte der Führer gleich anfänglich Sorge getragen, seine eigene Stellung gegenüber der Gesellschaft und die Rechte und Pflichten jedes einzelnen Mitgliedes derselben festzustellen und für eine „zweckmäßige geistige Diät“ zu sorgen. Die autoritative Art seiner vornehmen und imposanten Persönlichkeit hat — wenn wir von den Ausschreitungen des Formers Franke absehen — während dieser ganzen Zeitdauer jeden unbefugten Einspruch, jede Auflehnung gegen seine Stellung als Führer fern gehalten, und wie gerecht, wohlwollend und weise diese von ihm gehandhabt worden ist, geht am besten daraus hervor, daß Abeken und Erbkam, daß die Weidenbach und

— außer Franke — alle anderen Mitglieder der Expedition ihm Freundschaft und Anhänglichkeit bis an ihr oder sein Ende bewahrt haben.

Und das ist nichts Kleines, denn Zerwürfnisse jeder Art brechen nirgends leichter aus als unter einer kleinen Gesellschaft, welche, abgetrennt von der heimischen Cultur, bei mancher Entbehrung die Last eines erschlaffenden Climas zu tragen hat und, von Mißbehagen, Müdigkeit und Heimweh gequält, sich nur zu leicht trüben und unzufriedenen Stimmungen hingiebt, in deren Bann es schwer fällt, Billigkeit zu üben und sich dem Willen eines Anderen freundlich zu unterwerfen. So sagt Lepsius auch selbst, daß er von Anfang an bestrebt gewesen sei, das Leben seiner Gesellschaft und besonders die mühevollen und für seine Künstler sehr monotonen Arbeiten nicht nur durch die wöchentliche Sonntagsfeier, sondern auch, so oft es die Gelegenheit gab, durch heitere Festlichkeiten und angenehme Zerstreuungen zu unterbrechen.

Man muß selbst im Orient, fern von dem Treiben der Städte gelebt und gearbeitet haben, um zu begreifen, was es auf sich hat, wenn man von Tagen zu Wochen, von Wochen zu Monden gelangt, wie auf einer einförmigen Bahn ohne Stationen. Dort und in solchen Zeiten fühlt man den Segen unserer Sonntagsfeier, und Lepsius' Reisegesellschaft würde in der langen Zeit ihres Zusammen-

wanderns und Schaffens gewiß dem Überdruß und der Ermüdung anheim gefallen sein, wenn der Führer die heimischen Feste und Erholungstage nicht berücksichtigt und den gemüthlichen Bedürfnissen seiner Gefährten nicht freundlich und weislich Rechnung getragen hätte. Zu unseren eigenen schönsten Lebenserinnerungen gehört der Augenblick, an dem wir nach vielmonatlichen Wanderungen durch muslimische Lande am Weihnachtstage unerwartet eine Kirchenglocke läuten hörten. Wir hatten diesen Ton lange, lange nicht vernommen, und gegenüber dem oberägyptischen protestantischen Kirchlein, von dessen bescheidenem Thurm er ertönt war, haben wir seine seelenerhebende Schönheit zum ersten Male ganz voll gewürdigt.

Wie ein Durstender nach einem frischen Trunk sind wir dann mit neuer Lust und neuem Eifer an die Arbeit gegangen. Die Sonntagsfeier der Preußischen Expedition hat diese nicht nur mit der nöthigen Rast belohnt und gesegnet, sondern sie auch stets mit dem Herzensleben der Ihren zu Hause in Verbindung gehalten.

Es würde die diesem Lebensbilde gesteckten Grenzen überschreiten heißen, wenn wir die Wanderungen, Ausgrabungen, Forschungen und Sammlungen der von Lepsius geführten Gesellschaft von Station zu Station verfolgen wollten. Er hat uns auch selbst dieser immerhin lockenden Aufgabe enthoben, denn seine Briefe aus Aegypten, Aethio-

pien und der Halbinsel des Sinai*) sind ein Buch, welches auch der Nichtgelehrte mit Freude und Nutzen lesen kann und sollte, denn es enthält keineswegs allein die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen, sondern macht den Leser auch mit den persönlichen Erlebnissen des Verfassers bekannt und zeichnet sich durch knappe, klare, anschauliche und oft liebenswürdige Darstellungsweise aus. Für den Fachgenossen ist es in mancher Hinsicht ein wichtiges Buch, besonders weil es ihn in lebendige Berührung mit den Urquellen setzt, denen manche der wichtigsten Entdeckungen und Arbeiten des Verfassers entsprungen sind.

Während seines langen Aufenthaltes in der Todtenstadt von Memphis ist es ihm gelungen, Klarheit in den Verlauf der Geschichte des alten Reiches zu bringen, und die Intuition, mit der er die 12. Dynastie*) von der 18. trennte, den Einfall der Hyksos an den rechten Platz setzte, und das, was Dümichen's Entdeckung der großen Königstafel von Abydos später dokumentarisch bestätigen sollte, gleichsam vorwegnahm, wird stets eine bewunderungswürdige geistige That bleiben.

Von Memphis aus unternahm er auch, unterstützt von den fachmännischen Kenntnissen Erbkam's, die Unter-

*) S. d. Schr. Nr. XLVIII.

*) Später eingehend dargelegt. S. d. Schr. Nr. XLIX.

suchung der bei dem Bau der Pyramiden angewandten architektonischen Methode. Die Resultate derselben wurden noch während der Reise in einer grundlegenden Abhandlung*) niedergelegt und haben sich gegen alle Anfechtungen, auch gegen den Modificirungsversuch des trefflichen Perrot, zu behaupten gewußt. Lepsius bestätigt und erklärt in dieser Arbeit die Mittheilung Herodots, daß die Pyramiden von oben nach unten vollendet und „stufenweise" erbaut worden seien. Auch auf jede andere Frage, welche sich der denkende Beschauer diesen merkwürdigen Denkmälern gegenüber vorlegt, enthält die angeführte Schrift eine tief durchdachte und überzeugende Antwort. Sobald der Pharao den Thron bestieg, begann er mit dem Bau seines Mausoleums, und zwar zunächst in bescheidenen Dimensionen, indem er eine abgestumpfte Pyramide mit steilen Wänden und oft mit Zuhülfenahme des natürlichen Felsens, als Kern des Ganzen errichtete. Wenn der Tod ihn überraschte, wurde diesem Kern zuerst die Spitze aufgesetzt, und man verlängerte die Neigungsflächen derselben bis auf den Boden. War nach der Vollendung des ersten Kerns noch Zeit und Kraft vorhanden, so wurde vor der Aufsetzung der Spitze ein neuer Mantel in Stufenform um die fertige abgestumpfte Pyramide gelegt und so immer fort, bis man endlich zu

---

*) S. d. Schr. Nr. XXXII.

einem Punkte gelangte, wo jede neue Vergrößerung für sich allein ein Riesenwerk gewesen wäre. Immer mußte, sobald es das Denkmal zum Abschluß zu bringen galt, die Spitze zuerst aufgesetzt, dann die dieser zunächst liegende und zuletzt die unterste Stufe ausgefüllt werden. — Es giebt Pyramiden von allen Größen, und das Gesagte erklärt, wie es kam, daß der eine König sich ein Denkmal von ungeheuren Dimensionen errichtete, während ein anderer sich mit einem weit kleineren begnügte, warum wir nur zwei unvollendete Pyramiden nachweisen können, und woher Cheops, der Erbauer der größten Pyramide, den Muth nahm, ein Werk in Angriff zu nehmen, zu dessen Ausführung die Durchschnittsdauer einer Regierungszeit keineswegs ausreichte, dessen Beendigung aber den Nachkommen nicht zugemuthet werden durfte, da diese für ihr eigenes Grabmal zu sorgen hatten. Nehmen wir mit Lepsius an, daß sich die Größe der Pyramide nach der Länge des Lebens ihres Erbauers richtete, und daß es diesem zu jeder Zeit freistand, sie zum Abschluß zu bringen, so ist Alles erklärt.

Im Fajum glaubte er das Labyrinth wiedergefunden zu haben, und vielleicht mit Recht; aber sollte dieses merkwürdige Bauwerk auch an einer anderen Stelle des alten „Seelandes“ wiederentdeckt werden, so bleibt Lepsius doch das Verdienst, die von Linant de Bellefonds zuerst signalisirte Lage des Mörissees festgestellt und den Pharao Amen-

emhā III. aus der 12. Dynastie als den Möris der Griechen erwiesen*) und das, was dieser Fürst für die Regulirung der Nilschwelle geleistet, aufgespürt und mitgetheilt zu haben.

Wir wissen, daß seine Forschungen in Aegypten und Aethiopien sich bis über die Grenzen der Denkmälerzone hinaus erstreckt haben, und auf dieser hat er, wenn der Ausdruck erlaubt ist, keinen Winkel undurchsucht gelassen, und zu Benihassan, Theben (besonders auf dem Rückwege), Gebel Silsile, auf der Insel Philae, zu Abu Simbel am zweiten Katarakt, unter den Trümmern des äthiopischen Meroë fern im Süden, sowie auf der Halbinsel des Sinai die reichste Ausbeute gefunden.

Im Bezirk des Isistempels auf dem lieblichen Eiland jenseits des ersten Katarakts machte er eine Reihe von Entdeckungen, an die er später große und bahnbrechende Arbeiten knüpfte. Zunächst fand er hier eine zweisprachige, erstlich in Hieroglyphen und zweitens in der demotischen (Volks-) Schrift und Sprache abgefaßte, dem Dekret von Rosette verwandte priesterliche Verordnung**), sodann gaben ihm die zahlreichen unter den Inschriften des Isistempels vorkommenden Ptolemäernamen den Anstoß, tiefer auf die Folge der ägyptischen Könige aus dem Hause der Lagiden

*) J. d. Schr. Nr. XXXIII.

**) J. d. Schr. Nr. XLIV, XLIVa und XLIVb.

einzugehen und die Ordnung dieser auch für die Geschichte anderer Reiche so wichtigen Herrscherreihe ein für alle Mal festzustellen*). Wie überall, so wandte er auch hier den griechischen Inschriften — sie sind auf Philae sehr zahlreich — seine besondere Aufmerksamkeit zu, und während durch seinen Spürsinn und sein scharfes Auge die von Letronne und Anderen früher gesammelten ägyptisch-griechischen Inscriptionen reichlich vermehrt worden sind, haben die schon früher bekannten durch die ihm eigene peinliche Genauigkeit vielfältige Berichtigungen und Ergänzungen erfahren. Auch der hieroglyphischen Form des Namens der Jonier**) hat er später eine besondere Abhandlung gewidmet.

In den wohlerhaltenen, über und über mit Inschriften bedeckten Ptolemäertempeln von Dendera und Edfu konnte er sich auch auf der Heimreise nur kürzere Zeit aufhalten, als er gewünscht hätte, und so blieb hier Dümichen, Mariette, Naville, Brugsch und anderen Aegyptologen nicht nur eine reiche Nachlese, sondern das Meiste zu thun übrig; doch nahm in Edfu eine Inschrift, welche ihm später große Dienste leisten sollte, seine Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch. Es fand sich in dieser der Besitz an Ländereien, welche diesem Tempel unter der Regierung Ptole-

*) J. d. Schr. Nr. L.
**) J. d. Schr. Nr. LVIIIa.

mäus XI. Alexander I. gehörten*), verzeichnet, und die Flächenmaße, welche in derselben vorkamen, konnten später bei seinen Studien über die Längen- und Fächenmaße der alten Aegypter schön verwerthet werden.

Nachdem die Expedition den ersten Katarakt überschritten und das nubische Gebiet betreten hatte, wandte der Führer derselben nicht nur den bis dahin ganz ungenügend untersuchten Tempelresten in demselben seine Aufmerksamkeit zu, sondern widmete sich auch mit unermüdlichem Fleiß dem Studium der Sprache aller Völkerschaften, deren Gebiet er berührte. Das Bild, welches er in einem aus Korusko vom 30. Nov. 1843 datirten Briefe von der nubischen Sprache entwirft, faßt schon die wesentlichen Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Idioms in gedrungener Knappheit zusammen. Bei seiner weiteren Wanderung nach Süden hat er dann alle Dialekte derselben Sprachgruppe erforscht und eine so treffliche Kenntnis derselben erlangt, daß er später wagen konnte, eine Übersetzung des Evangeliums des Marcus in's Nubische herauszugeben.**) Bei der Veröffentlichung dieser Übersetzung brachte er das oben erwähnte, von ihm aufgestellte Standardalphabet zur Verwendung; ja ihr zu Gefallen ist

*) Nr. LIV und LVIII.

**) S. d. Schr. Nr. LXIX.

er zunächst an die schwierige Herstellung des Universal-alphabetes gegangen, welches er erst später für bestimmte Zwecke auf eine große Zahl von Sprachen auszudehnen aufgefordert ward. Von drei Idiomen: der Nuba-Sprache des Nuba- oder Berbervolkes, der Kungárasprache der Neger von Dar-Fur und der Begásprache der den östlichen Sudan bewohnenden Bischarīn fertigte er schon unterwegs die Grammatik und das Wörterbuch so vollständig an, daß er sich selbst der Hoffnung hingab, ihre Publication werde einst ein anschauliches Bild der genannten Sprachen gewähren. Nach der Heimkehr hat er diese Studien unablässig fortgesetzt und sich jenen tiefen Einblick in alle Idiome des afrikanischen Continentes verschafft, welcher seinem letzten großen Werke, der Nubischen Grammatik, auf welche wir zurückzukommen haben, eine gewaltige, nie zu erschütternde Bedeutung verleiht. Anfänglich hatte sich Lepsius dem Studium der zu seiner Zeit auf dem Gebiet des alten Aethiopien lebenden Sprachen besonders eifrig hingegeben, weil er die begründete Hoffnung hegte, in ihnen den Schlüssel für die Entzifferung der äthiopischen Volksschrift zu finden, von der er viele Proben auf dem Boden des alten Meroë entdeckt hatte. Diese ist von rechts nach links zu lesen, die Worte werden durch je zwei Punkte getrennt, aber ihr Verständnis ist bis heute unerschlossen geblieben. Von den äthiopisch-hieroglyphischen Inschriften

läßt sich für die Entzifferung der demotisch-äthiopischen geringe Hülfe erwarten, denn sie entsprechen, so seltsame Mißverständnisse sie auch enthalten, sowohl was die Form als die ihnen zu Grunde liegende Sprache angeht, den ägyptischen beinahe gänzlich. Wie unsere lateinischen Inschriften sind sie in der Schrift und Sprache eines fremden Volkes verfaßt. Später kam Lepsius, wie wir sehen werden, zu der Überzeugung, daß der Schlüssel zu den erwähnten äthiopisch-demotischen Inschriften nicht im Nubischen, sondern in der kuschitischen Bischarībasprache zu suchen sei.

Auf dem Gebiete des alten Meroë blieb so viel wie Alles für ihn zu thun, denn Cailliaud, durch den die dortigen Monumente bekannt geworden waren, hatte sie als Nichtkenner gesehen und beschrieben. So war es denn Lepsius vorbehalten, die beliebten Vermuthungen „über ein uraltes, glanzvolles Meroë", dessen Bewohner einst die Vorgänger und Lehrer der Aegypter in der Civilisation gewesen sein sollten, ein für alle Mal zu zerstreuen und den Nachweis zu liefern, daß Alles, was sich hier von einheimischen Denkmälern erhalten hat, einer verhältnismäßig späten Zeit entstammt und nicht früher als unter den äthiopischen Pharaonen der 25. Herrscherreihe, zum größten Theile aber noch weit später, kaum vor dem ersten Jahrh. v. Chr. hergestellt worden sei. Das Wenige, das aus früherer Zeit

vorhanden ist, verdankt den Pharaonen und deren Künstlern die Entstehung.

Die schönen granitenen Widder, von denen der eine gegenwärtig dem Berliner Museum zur Zierde gereicht, und welche den Namen Amenophis III. (18. Dyn.) tragen, sind wohl nur durch spätere Überführung (wahrscheinlich aus Soleb) hierher gekommen. 92 Fellachen haben in drei heißen Tagen den 150 Centner schweren an die Spree zu versetzenden „fetten Hammel“ auf Rollen an den Nil geschleppt.

Die 1834 von dem Italiener Ferlini in einer meroïtischen Pyramide mit römisch gewölbter Vorkammer gefundenen goldenen und silbernen Schmucksachen rieth Lepsius für das ägyptische Museum zu Berlin anzukaufen, nachdem er erkannt hatte, daß sie wahrscheinlich einer besonders mächtigen und kriegerischen äthiopischen Königin angehört hatten, deren Bildnis zu el-Naga in reichem Schmuck und mit spitzigen, fast Zoll langen Nägeln erhalten geblieben ist. Sie bilden gegenwärtig eine Zierde der Berliner ägyptischen Sammlung.

An den sogenannten Ferlini'schen Fund in Meroë und die Erinnerungen an den Aufenthalt und die Arbeiten der Expedition daselbst knüpft sich eine hübsche Anekdote. Die Eingeborenen konnten die unter den alten Denkmälern unermüdlich thätigen fremden Männer, welche den Monu-

menten Meßschnüre und Maßstäbe anlegten, sie mit Papier beklebten und mit Gyps begossen, sie mit der Feder und dem Buche in der Hand anstarrten und bis in ihre innersten Räume vordrangen, natürlich nur für Schatzgräber halten.

Als nun später einer unserer Collegen in diese Gegend kam, sagte ihm ein alter Schēch, er wisse wohl, daß der König der Deutschen die Mittel, den Franzosen zu schlagen, nur durch die Schätze gewonnen habe, welche von dem Chawāga Lepsius bei Meroë gefunden und in seine Heimat gesandt worden seien.

Lepsius' Aufenthalt in Aethiopien hat ihn zu der durch alle späteren Forschungen nur bestätigten Überzeugung geführt, daß von einer alten äthiopischen Ur- und Nationalbildung und -Cultur keine Rede sein kann. Was in dieser Hinsicht von den Nachrichten der Alten nicht auf reinem Mißverständnisse beruht, bezieht sich nur auf die ägyptische Cultur und Kunst, die sich in der Zeit der Hyksosherrschaft nach Aethiopien geflüchtet hatte. Das Hervorbrechen der ägyptischen Macht aus Aethiopien bei der Gründung des neuägyptischen Reiches und ihr Vordringen selbst bis tief nach Asien hinein wurde in den asiatischen und dann auch in den griechischen Traditionen über dieses Weltereignis vom äthiopischen Lande auf das äthiopische Volk übertragen; denn von einem noch älteren ägyptischen

Reiche und seiner hohen, aber friedlichen Blüte war keine Kunde zu den nordischen Völkern gedrungen.

Auf der fernen Wanderung, welche sich nun mit kleinen Abschweifungen ununterbrochen nach Norden wandte und die Expedition wieder der Heimat näher brachte, wurden bei Semne*) und Kumme eine Anzahl von kurzen Felseninschriften entdeckt, welche wichtige historische Aufschlüsse gewährten, denn sie bewiesen, daß die Sorge Amenemḥā's III., des Möris der Griechen (12. Dyn.), für die Regelung der Nilschwelle bis hieher gedrungen war, daß die Sebekḥotep als 13. Dyn. an die 12. geknüpft werden müssen, und daß der Fluß vor 4000 Jahren an 24 Fuß höher angeschwollen sei, als in unserer Zeit.

Der Hauptzweck, welchen Lepsius stets im Auge behielt und welcher auch die Auswahl der zu copirenden Denkmäler bestimmte, war der historische. Wenn er für diesen das Wesentliche erreicht zu haben glaubte, meinte er sich zufrieden geben zu dürfen. Bedenken wir dies, so werden wir leicht verstehen, daß ihn die Durchforschung der Tempel aus der Ptolemäer- und Römerzeit, welche er vor Theben berührte — Philae, Kom Ombos, Edfu, Esne, Erment — beinahe ermüden mußte, und ihn namentlich der unerschöpfliche, aber später erbaute Tempel von Edfu unver-

---

*) J. d. Schr. Nr. XXXIV.

hältnismäßig kurze Zeit fesseln konnte; aber in Theben, das er länger als zwei Jahre nach dem Aufbruch von Europa erreichte, fand er die alte Freudigkeit und den alten Forschungsdrang wieder, und so konnte er in einem Briefe von dort am 24. November 1844 schreiben: „Ich fühle mich hier, wo mir die homerischen Gestalten der mächtigen Pharaonen der 18. und 19. Dyn. in all ihrer Herrlichkeit und Pracht entgegentreten, wieder so frisch wie im Anfang der Reise." Und übersieht man die Fülle der inschriftlichen Schätze, welche er dort mit seinen Gehülfen zusammengehäuft hat, den Reichthum an mustergültigen Aufnahmen, Plänen, Rissen, Bildern, welche die Expedition dort herzustellen Zeit fand, so darf man seiner Versicherung Glauben schenken und muß die Elasticität dieses Mannes und die Begeisterung für seine Aufgabe tief bewundern. Fünf und einen halben Monat hat er Theben gewidmet und nicht abgelassen, bis auch dort sein Ziel erreicht war, obgleich er sich auf dem Heimwege befand, und hinter und rings um ihn her namenlose Beschwerden und Entbehrungen lagen, vor ihm dagegen Alles winkte, woran sein Herz hing, und was ihm Ruhe, Erholung, Anerkennung und gemüthliche Erquickung mit weit ausgestreckten Händen entgegenreichte.

Sein Freund Abeken hatte ihn in Philae verlassen müssen, und wenn es auch dann und wann just in Theben

nicht an europäischen Besuchern fehlte, so würde es doch natürlich gewesen sein, wenn gerade dort seine Reiselust nachgelassen hätte. Aber sein Forschungstrieb scheint damals im Gegentheil neue Schwungkraft gewonnen zu haben, und der Abstecher, den er von Theben aus auf die Halbinsel des Sinai unternahm, nachdem er den Arbeiten der Expeditionsgenossen die Wege gewiesen hatte, wurde in einer Weise in Angriff genommen und zu Ende geführt, als habe er erst eben mit einem gewaltigen Überschuß von Kraft und frischem Drang nach neuen Erfolgen die Heimat verlassen.

Nur von dem jüngeren Weidenbach und der nöthigen Dienerschaft begleitet, wählte er, um von Qene aus an's rothe Meer zu gelangen, nicht die gewöhnliche Karawanenstraße, sondern den Weg mitten durch das Gebirge nach Gebel es-Sēt, welcher Zeit zu ersparen versprach und an dem er Interessantes und Neues zu finden erwarten durfte.

Im Wadi Hammamāt weigerten sich die Araber, ihm auf diesem wasserlosen, wenig bekannten und nicht ungefährlichen Wege zu folgen, er aber wußte sie zum Nachgeben zu bestimmen und würde, da er sich beim Aufsuchen der Porphyrbrüche am Gebel Duchān (Rauchberg), dem Mons porphyrites der Alten, verirrt hatte, um ein Haar um's Leben gekommen sein. Aber er war nicht der Mann, einen wissenschaftlichen Gewinn, der ihm winkte,

schnell aufzugeben, und so sehen wir denn den kaum dem Verschmachten Entronnenen das Suchen neu beginnen und ihn diesmal auch zum Ziele gelangen.

Vom Gebel es-Sēt (Ölberg) aus, wohin er ein Schiff bestellt hatte, fuhr er über das rothe Meer nach Ṭūr, und wenn wir bedenken, daß er seinen gesammten Aufenthalt auf der Halbinsel des Sinai vom 21. März bis auf den 6. April beschränken mußte, und in seinen Schriften*) und in dem großen Denkmälerwerke übersehen, was er in dieser kurzen Zeit geleistet und an Inschriften und Aufnahmen copirt und zu Stande gebracht hat, so wird es uns leicht, den Seufzer zu verstehen, mit dem uns sein Begleiter Weidenbach — er lebt gegenwärtig als wohlhabender Mann in Australien — erzählte, daß diese Zeit die anstrengendste auf der ganzen Reise gewesen sei. Mit dem Aufgang der Sonne wurden die Tage begonnen, und bevor man sich am Abend dem kurzen Schlafe überließ, mußte das Gewonnene geordnet und zu Papier gebracht werden.

Lepsius hat nur eine kleine, aber allerdings, wenn wir die Gegend von Petra ausnehmen, weitaus die interessan-

*) R. Lepsius. Briefe aus Aegypten und Aethiopien. S. 329—357 und Anmerkungen. Ferner: Ind. d. Schr. Nr. XXXVIII. und XXXIX. Ein gewisser Kutscheit ist den Lepsius'schen biblisch-geographischen Resultaten in einer ebenso flachen wie gehässigen Erwiderung entgegengetreten.

teste Zone der Sinaihalbinsel bereist und diese nach jeder Richtung hin fleißig und scharfsichtig ausgebeutet. Was sich von interessanten ägyptischen Inschriften und Darstellungen vorfand, ist von ihm copirt oder in Abdrücken mit nach Hause genommen worden, und auch viele jener Kritzeleien an den Felsen der Halbinsel des Sinai, welche unter dem Namen der Nabatäischen Inschriften bekannt sind, hat er später nach seinen guten Papierabklatschen veröffentlicht. Die bedeutendsten Höhen jener Gegend sind von ihm erstiegen worden, und von ihren Gipfeln aus hat er für die künftig vorzunehmenden kartographischen Arbeiten Kompaßrichtungen genommen. Was der König aller Reisenden in den Orient — Burckhardt — vor ihm vermuthet hatte, daß wohl der herrliche Serbâl und nicht die Gebel-Mûsagruppe, welche gegenwärtig für den Sinai der Schrift gehalten wird, der Berg der Gesetzgebung sei — ist von ihm mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit begründet worden. Auch der Verf. dieses Lebensbildes hat sich auf seiner Sinaireise der Lepsius'schen Ansicht anschließen müssen, sie neu begründet*) und ist der Ansicht, daß sie früher oder später, trotz des Widerspruches, welcher sich noch von vielen Seiten erhebt, zu allgemeiner Anerkennung gelangen wird.

Nachdem Lepsius von diesem Ausflug wieder nach

*) Ebers. Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. 2. Aufl. Leipzig. 1882.

Theben zurückgekehrt war, schrieb er an Bunsen: „Die Sinaireise liegt glücklich hinter uns, und ich bin in der That herzlich froh darüber; nicht nur weil es das beschwerlichste und gefährlichste Stück unserer ganzen Pilgerfahrt, sondern auch weil es der bedeutendste noch übrige Knotenpunkt unserer gänzlichen Rückreise war. Jetzt steht nur noch der Aufbruch von Theben und der von Kairo bevor; es gilt auch nur noch abzubrechen, nichts Bedeutendes mehr anzufangen. Wenn ich das ganze Material überschlage, das wir in den 3 Jahren gesammelt, so macht es mich fast erschrecken, denn ich werde nie im Stande sein es ganz zu verarbeiten, wenn wir es glücklich in die Heimath bringen."

Er hat es, wie wir sehen werden, später dennoch in seinem ganzen Umfang der Wissenschaft zugänglich zu machen verstanden.

Von der Halbinsel des Sinai aus begab sich Lepsius nach Theben zurück, fand dort seine Anordnungen trefflich zur Ausführung gebracht und begab sich mit kurzem Aufenthalt an wichtigen Denkmälerstätten nach Kairo zurück. Unterwegs traf er Dr. Bethmann*), einen alten Universitätsfreund, welcher aus Italien herübergekommen war, um die Rückreise über Palästina mit ihm anzutreten. Vor

*) Ludwig Konr. Bethmann, geb. zu Helmstedt 1812, Mitarbeiter an den „Monumenta Germaniae historica" 2c., † als Bibliothekar in Wolfenbüttel 1867.

seinem Aufbruch in das gelobte Land überwachte Lepsius die Absendung der von ihm gesammelten Schätze und das Abbrechen der Pyramidengräber, welche nach Berlin transportirt werden sollten, und endlich besuchte er auch noch die wichtigsten Denkmälerstätten im Delta.

In einem Briefe vom 11. Juli 1845 legte er die Methode dar, nach welcher er die ägyptischen Alterthümer im neuen Museum zu Berlin aufgestellt zu sehen wünschte. Sie sollte historisch sein und ist später auch in der vorgeschlagenen Weise zur Durchführung gekommen. Zu seiner Freude hatte er in Kairo erfahren, daß man mit dem Ausbau der für die ägyptische Abtheilung des neuen Museums in Berlin bestimmten Säle noch nicht begonnen habe und daß sein Verlangen, diese in allen Theilen im Stil der ägyptischen Architektur hergestellt zu sehen, sich noch von Grund aus durchführen ließ.

„Ich denke mir", schrieb er, „daß, um einen allgemein harmonischen Eindruck hervorzubringen, auch hier die den verschiedenen Zeiten charakteristischen Baustile, namentlich Säulenordnungen, in ihrer geschichtlichen Reihenfolge festgehalten werden müßten, und zwar in ihrem ganzen reichen Farbenschmuck."

Auch während seiner schnellen Wanderung durch Palästina behielt Lepsius das ägyptische Alterthum im Auge, und später konnte er die beste Nachbildung der berühmten

in den lebenden Fels gemeißelten Siegestafeln Ramses' II. am Hundefluß (Nahr el-Kelb), dem Lykos der Alten nördlich von Berytos (Beirût), veröffentlichen*) und auch seinem großen Denkmälerwerke einverleiben.

Als Lepsius sich im December 1845 von Smyrna aus — er wählte den Weg über Constantinopel — endlich zur Heimkehr wandte, trennten ihn weit mehr als drei Jahre von dem Tage des Aufbruches, und diese waren in einer Weise ausgenutzt worden, welche alle Erwartungen und Hoffnungen seines Monarchen, seiner Gönner und Freunde weit übertraf. Die Aufgaben, welche ihm gestellt worden waren, hatten nicht nur die vollständigste Lösung gefunden, sondern der Ausgesandte war unterwegs auch noch bedacht gewesen, sich neue zu stellen, und so kehrte er nun mit einer unerhörten Fülle von Erwerbungen an Inschriften, Plänen, Kunstwerken und sprachlichen Aufzeichnungen heim. Der geradezu begeisterte Empfang, welcher ihm überall und namentlich in Berlin (Anfang 1846) zu Theil wurde, war ein wohlverdienter. Alle öffentlichen Blätter gedachten rühmend der glänzenden Resultate der heimgekehrten Expedition, und der Name ihres Führers wurde in allen Landen bekannt, drang weit über die Kreise der Fachgenossen und Landsleute hinaus und eroberte sich jene „Weltberühmtheit",

*) V. d. Schr. Nr. LIVa.

welche ihm treu bleiben wird, so lange es eine Geschichts- und Sprachforschung gibt.

Sein König Friedrich Wilhelm IV. war der Mann, den Werth seiner Erwerbungen zu erkennen, sein Freund und Arbeitsgenosse Bunsen, sein Gönner A. v. Humboldt, der Museumsdirector v. Olfers und Andere geizten nicht mit der Anerkennung der großen Verdienste des Heimgekehrten und wußten ihren Monarchen zu veranlassen, diesem die Mittel zu bewilligen, die ganze Fülle der eingeheimsten Schätze in der denkbar schönsten und würdigsten Weise zu verwerthen und der gelehrten Welt zur Verfügung zu stellen, und so konnte Lepsius ohne Rücksicht auf die ungeheueren Kosten, welche diese Unternehmung in Anspruch nehmen mußte, an die Herstellung des großen Denkmälerwerkes gehen, welches seinen Namen unsterblich machen und seinem Vaterlande und königlichen Schutzherrn hohen Ruhm eintragen sollte.

Was das unterwegs von ihm Verausgabte angeht, so hatte er seinen Etat nicht überschritten und noch alle Ausgrabungen und Ankäufe damit bezahlt. Humboldt fand die Reise „über die Maßen wohlfeil"; sie hatte im Ganzen 34,600 Thaler beansprucht.

Die Kosten für die Veröffentlichung der gesammelten inschriftlichen und monumentalen Schätze, sowie der unterwegs hergestellten Pläne und Bilder schlug Humboldt auf

60—80,000 Thaler an. Lepsius meinte damals, dies sei zu hoch gegriffen, doch ergab es sich später, daß es auch mit dieser hohen Summe nicht gethan sei. Der König hatte ihn auf's Gnädigste empfangen und war nicht müde geworden, sich von ihm über seine Reise und Erwerbungen Bericht erstatten zu lassen. Dies wird auch durch v. Reumont bestätigt, dessen Buche „Aus König Friedrich Wilhelm's gesunden und kranken Tagen" wir den folgenden Satz entnehmen: „Nach Lepsius' Heimkehr (aus Aegypten) 1846 bereiteten die bedeutenden von ihm erzielten Erfolge und schönen Erwerbungen ihm die günstigste Aufnahme bei Hofe, und er ist ein oft und gern gesehener Gast gewesen, lebendig und anregend, gewandt in der Verwerthung seiner vielen Anschauungen ꝛc." So war es denn natürlich, daß der König ihm sogleich die auf Humboldt's Vorschlag als erste Rate für die Herstellung des Denkmälerwerkes verlangten 15,000 Thaler bewilligte.

Die Meisterjahre.

Durch Lepsius' Berufung zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität am 23. August 1846, der im Mai 1850 die Wahl zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und 1855 die Ernennung zum Mitdirektor des ägyptischen Museums (neben dem oberflächlich gebildeten, aber braven, nicht zu beseitigenden Passalacqua) folgte, gewann er die nöthige Ruhe, sich den großen und vielseitigen Arbeiten, welche seiner warteten, ungestört zu widmen.

Nun, nach Abschluß seiner Wanderjahre, gründete er sich auch eine eigene Häuslichkeit und vermählte sich am 5. Juli 1846 mit Elisabeth Klein, der anmuthigen, damals 18 Jahre alten Waise des bekannten Musikers und Componisten gleichen Namens.

1856 lagen die zwölf Bände des gewaltigen Denkmälerwerkes, dessen Herstellung ihm sein König aufgetragen hatte, und von der er beim Aufbruch von Aegypten gedacht hatte, daß sie seine Kräfte übersteigen werde, vollendet vor. Es war in 62 Lieferungen erschienen, und die 894 Tafeln,

aus denen sie bestehen, haben ein Folioformat von einer Größe, welche diejenige aller ähnlichen Werke übertrifft, und gerade sie möchte das einzige Tadelnswerthe an dieser sonst durchaus mustergültigen Leistung sein, weil sie die Handlichkeit des Buches beeinträchtigt. Der verstorbene Mariette sagte uns einmal scherzend: „Man braucht, um Ihres Lepsius' „Monuments“ zu benutzen, einen Corporal und vier Soldaten“, und in der That nehmen diese zwölf Riesenbände zu viel Körperkraft und zu großen Raum auf dem Studirtische in Anspruch, wenn man sich genöthigt sieht, sie hintereinander zu durchsuchen. Aber die Arbeit mit ihnen wird wesentlich erleichtert durch die unübertreffliche Ordnung, welche ihnen ihr Schöpfer gegeben. Die „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien“*) umfassen die gesammte archäologische, paläographische und historische Ausbeute der Expedition und enthalten neben landschaftlichen und architektonischen Bildern, von denen viele in schönem Farbendruck ausgeführt wurden, neben Plänen und Rissen, die ungeheure Fülle der hieroglyphischen, griechischen und anderen Schriftdenkmäler, welche die Wanderer unterwegs gesammelt und copirt hatten.

Die Tausende der Bogen mit den in Aegypten hergestellten Papierabdrücken, nach denen die meisten Inscriptio-

*) J. d. Schr. Nr. XLV.

nen abgeschrieben und auf den lithographischen Stein übertragen worden sind, werden im ägyptischen Museum als kostbare Dokumente bewahrt. Bemerkt sei hierzu, daß Lepsius der Erste gewesen ist, welcher die treffliche Kopirmethode des Papierabklatsches glücklich und in ausgiebiger Weise anwandte. Übrigens braucht der Forscher nur in seltenen Fällen von geringer Bedeutung auf die Originalabdrücke der Expedition zurückzugehen, denn die Genauigkeit der Reproduction derselben ist wundervoll, und wenn wir in den großen Publicationswerken Champollion's und Rosellini's (S. 94), sobald wir sie mit den Monumenten vergleichen, oft genug auf Verwechselungen und Ungenauigkeiten stoßen, sind solche in den Lepsius'schen „Denkmälern" etwas kaum Erhörtes. — Noch größer ist indessen das Lob, welches der Anordnung des Riesenmaterials, das diese unerschöpfliche Fundgrube umschließt, zukommt. So viel Neues auch spätere Forschungen und Ausgrabungen herzugebracht, so viel Einzelnes auch die monographischen Arbeiten der Aegyptologen seit 1850 klar gelegt haben, so ist doch an der historischen Reihenfolge der Hunderte dieser mit Inschriften dicht angefüllten Tafeln kaum das Geringste zu ändern. Schon vor dem Aufbruch nach dem Orient hatte Lepsius die Folge der ägyptischen Herrschergeschlechter überblickt; unter den Monumenten am Nil war es ihm gelungen, Antworten auf das, was ihm in Europa fraglich geblieben

war, zu finden und Licht in das Dunkel zu bringen. Während seiner Arbeiten „an den Denkmälern" fand er die wissenschaftliche Begründung für das unterwegs Errungene, und so konnte es ihm gelingen, den Herrschergeschlechtern oder Dynastieen und in ihnen den einzelnen Pharaonen den rechten Platz anzuweisen. Da sich auf den historischen Inschriften die Namen der Pharaonen, unter denen sie hergestellt worden waren, verzeichnet finden, war es dann leicht, ihnen die rechte Stelle zu geben. Nicht Datirtes wußte der Scharfblick und die Erfahrung des Kenners auf Grund paläographischer, stilistischer und anderer Merkmale an den rechten Platz zu setzen.

Vergegenwärtigen wir uns den kläglichen Stand der ägyptischen Geschichtsforschung in der Zeit der Entstehung dieses Werkes und die ungeheuere Masse des neuen hier zu bewältigenden Materials, so stehen wir nicht an, auf die Frage, welche Leistung Lepsius' wir für die bedeutendste halten, die Anordnung seiner „Denkmäler" dafür zu erklären. Hier sehen wir ihn hoch über den Bergen des mit eigener Kraft gesammelten Stoffes stehen und die chaotische Masse in einen fein und tadellos richtig gegliederten Organismus umgestalten. Niemals verliert er den Überblick über das Ganze, und dennoch weiß er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit auch dem Kleinsten sein Recht zuzuertheilen. Darin besteht die wahre Gottähnlichkeit des

großen Menschen, daß er wie die ewige, geheimnisvolle Kraft, welche den Gestirnen unwandelbare, weite Bahnen vorschreibt und doch nicht vergißt, dem winzigen Insekt das Fühlhorn zu geben, das Große und Ganze im Auge behält und niemals verschmäht, auch das Kleine zu achten.

Diese Riesenarbeit wird von keinem erläuternden Texte*) begleitet, und die Trefflichkeit der Anordnung macht einen solchen auch leicht entbehrlich. Jede einzelne Inschrift kann nur da gesucht werden, wo sie sich findet, und die Beischriften machen uns mit der Stätte, woher sie stammen, und dem Fürsten bekannt, unter dem sie entstanden sind. Wen es zu wissen verlangt, in welche Zeit er den Pharao setzen soll, um den es sich handelt, der nehme Lepsius' früh begonnenes und 1859 abgeschlossenes Königsbuch zur Hand, und er wird in demselben die gewünschte Belehrung finden.

In der Mitte der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts war die Zeit noch nicht gekommen, fortlaufende und genaue Übersetzungen großer Hieroglyphentexte zu geben; und darum hat der Herausgeber der Denkmäler weislich davon abgesehen. Solches Unternehmen würde auch die Kraft eines Einzelnen weit überschritten haben, und dies corpus

*) Die in den Sitzungen d. Berl. Akad. d. Wissensch. gegebenen Erläuterungen zu seinem Denkmälerwerke beziehen sich nur auf einzelne Punkte.

inscriptionum ohne Gleichen, in dem sich die wichtigsten ägyptischen Inschriften von der ältesten Zeit bis zu den römischen Kaisern streng systematisch geordnet beisammen finden, stellt der weit vorgeschrittenen ägyptischen Philologie noch auf Jahrzehnte eine Fülle von schwer zu lösenden Aufgaben.

Die „Denkmäler" sind das große Haupt- und Fundamentalbuch für das Studium der Aegyptologie, und werden es auch in Zukunft bleiben.

Ihre Anordnung setzt eine bis dahin unerhörte Vertiefung in die Geschichte des Pharaonenreiches voraus, und wir haben gesehen, wie Lepsius in seinen Wanderjahren sich mit Vorliebe dem Studium der historischen Denkmäler hingegeben und in Aegypten überall gerade auf diese das schwerste Gewicht gelegt hatte.

Auch in den Meisterjahren, welche mit seiner Rückkehr nach Berlin 1846 begannen, blieb er der historischen Richtung treu. Was die Monumente an geschichtlichen Angaben boten, stand ihm mit lückenloser Vollständigkeit zur Verfügung, und schon die systematische Anordnung der „Denkmäler", welche er in Aussicht genommen, stellte ihm die Aufgabe, das Gerippe des Körpers der Geschichte, für ihn zunächst der ägyptischen, auf kritischem Wege herzustellen und die zeitlichen Abstände zu ermitteln, welche die historischen Begebenheiten von einander und von

unseren Tagen trennen. Mit anderen Worten: Er mußte sich mit allem Eifer in das Studium der ägyptischen Chronologie versenken.

Selbstverständlich ging er dabei überall von den Denkmälern aus, aber es galt auch die außer diesen vorhandenen geschichtlichen Nachrichten zu Rathe zu ziehen und zu verwerthen.

Unter diesen nahm den ersten Rang die ägyptische Geschichte ein, welche Manetho von Sebennytos, ein des Griechischen kundiger ägyptischer Priester, für Ptolemäus II. Philadelphus (285—247 v. Chr.) geschrieben hatte oder geschrieben haben sollte, denn in christlicher Zeit waren dem Manetho mehrere Schriften (das Sothisbuch und die alte Chronik) fälschlich untergeschoben worden. Die heidnischen Griechen hatten die Geschichte dieses priesterlichen Gelehrten wenig beachtet, aber außer von dem Juden Fl. Josephus war sie von christlichen Chronographen bei ihren Versuchen, eine Zeitrechnung für die legendarischen und historischen Ereignisse im alten Testament herzustellen, eifrig benutzt worden. Bei ihnen finden sich denn auch die von dem Sebennyten zusammengestellten Listen der ägyptischen Könige mit Angabe der Dauer ihrer Regierungen, aber was sie geben, weicht vielfach von einander ab, weil jeder einzelne Chronograph die überlieferten Zahlen seinem System angepaßt und sie für seine Zwecke willkürlich ver-

ändert hatte. So können denn die manethonischen Bruchstücke der Herrscherfolgen nur mit großer Vorsicht benutzt werden, und Lepsius unterzog sie wie die anderen in den Klassikern (Hekatäos von Milet, Herodot, Hekatäos von Abdera, Diodor ꝛc.) vorkommenden Nachrichten über die ägyptische Geschichte einer ernsten Kritik, indem er versuchte, das echt Manethonische von dem diesem Historiker Untergeschobenen oder Verderbten zu sondern. In Folge seiner Annahme, daß einige der in den Listen aufgezählten Herrschergeschlechter nicht hinter-, sondern nebeneinander regiert hätten, kam er zu dem Ergebnis, daß Manetho die Dauer der ägyptischen Geschichte von dem ersten Könige Menes bis zum Ende der Regierung des Nektanebus II. *) auf 3555 Jahre berechne und darum die Thronbesteigung des Menes 3892 v. Chr. zu setzen sei. An diese Zahl, auf deren Sicherheit er bis an sein Ende beharrt ist, knüpfte er mit Hülfe des ihm angeborenen feinen mathematischen Sinnes die übrigen eben so subtilen als geistreichen Berechnungen, welche seinem Zahlensystem zu Grunde liegen.

Rosellini's fleißiger Versuch eine ägyptische Geschichte zusammenzustellen konnte ihm wenig dienen, wohl aber

*) Gegenkönig während der Zeit der Herrschaft des Perserreiches über Aegypten.

fand er in Bunsen's schönem Werke,*) welches inzwischen unter Beirath des tüchtigen englischen Aegyptologen S. Birch vollendet worden war, und zu dem er selbst manchen Beitrag geliefert hatte, viele fruchtbringende Ideen. Theils durch Champollion's, theils durch seine eigenen Forschungen angeregt, war kurz vor ihm kein geringerer als Boeckh**) an die Kritik des Manetho gegangen, und in Frankreich hatten Biot,***) Lesueur und Nolan tüchtige Arbeiten über die ägyptische Chronologie veröffentlicht. Ideler's schon 1825 erschienenes Handbuch genoß immer noch hohes Ansehen, obgleich diesem scharfsinnigen, aber all zu beweglichen Gelehrten die Denkmäler so gut wie fremd geblieben waren.

Lepsius hatte vor all seinen Vorgängern den umfassenden Überblick über sämmtliche ägyptische Monumente und das Verständnis der Hieroglyphenschrift voraus. Auf den Denkmälern fußt er, und von diesem damals nur ihm eigenen günstigen und sicheren Standpunkte aus operirt er mit voller Selbständigkeit, aber ohne die genannten Vorarbeiten, denen er in den meisten Fällen entgegenzutreten

---

*) J. Bunsen. Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Hamburg 1845. Fortsetzung. 1856—57.

**) A. Boeckh. Manetho und die Hundssternperiode. Berlin. 1845.

***) S. oben S. 100.

hat, zu übersehen. Was die Bunsen'sche Chronologie angeht, so muß er sie in den Fundamenten erschüttern, und er sieht sich gezwungen, an die Listen des Eratosthenes, deren Werth sein gelehrter Freund, wie wir wissen, weit überschätzt hatte, ganz andere kritische Maßstäbe zu legen als dieser. Obgleich er darum natürlich zu Resultaten gelangt, welche den Bunsen'schen widersprechen, eignet er diesem dennoch das große Werk*) zu, dessen erster Band schon 1849 mitten unter den schweren Arbeiten an der Herausgabe der Denkmäler erschien. Der ursprünglich geplante zweite und dritte Band sind ungeschrieben geblieben; sie sollten, während der erste Theil sich hauptsächlich mit der Kritik der Quellen befaßte, die Anwendung und Nachweisung im Einzelnen enthalten. Diese findet sich gegenwärtig in dem Text-Foliobande, welcher die Tafeln des oben erwähnten Königsbuches**) begleitet. In der schönen Widmung seiner Chronologie an Bunsen hebt er hervor, daß er ihm diese Arbeit als „ein öffentliches Zeichen der Dankbarkeit" darbringe. Lepsius weiß, daß Bunsen, wie er, nur die Sache im Auge habe, und daß jener mit ihm überzeugt sei, nur aus der scharfen Darstellung der möglichen Gegensätze werde sich die Wahrheit zuletzt heraus-

*) Die Chronologie der Aegypter. V. d. Schr. Nr. XLVI.

**) V. d. Schr. Nr. LXVI.

stellen. Diese Gegensätze waren vorhanden, aber so unumwunden sie auch zur Aussprache kamen, so wenig haben sie die innige Beziehung dieser beiden Männer zu trüben vermocht.

Lepsius' Arbeit sollte nicht wie das große Bunsen'sche Werk Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, sondern nur in den äußerlichen Formen derselben, in der Zeitgeschichte nachweisen, sie wollte keine Geschichte, sondern nur eine Chronologie sein, und diese Aufgabe löst das Hauptbuch, von dem wir zu reden haben, wiederum in bahnbrechender und dabei in jener großartigen Weise, welche das Ganze im Auge behält und selbst das Kleinste immer und überall als Glied und Factor der Gesammtheit sorgsam und liebevoll betrachtet und an seinen Platz stellt.

Nachdem er die Chronologie der Römer, Griechen und Inder, der Chaldäer in Babylon, der Chinesen und Hebräer gewürdigt und dabei deutlich gemacht hat, daß bei all diesen Völkern die Bedingungen einer sehr frühen Zeitrechnung fehlen, weist er nach, daß kein Volk und Land günstigere Bedingungen für eine frühe Chronologie und Geschichte besessen habe als das ägyptische. Dann geht er auf die astronomische Grundlage der ägyptischen Chronologie über und beschäftigt sich eingehend mit den Zeiteintheilungen, deren man sich im alten Aegypten bediente. Dabei werden neben den Denkmälern, welche er überall in

erster Reihe berücksichtigt, auch die Klassiker herangezogen, und in gemessenem Aufstieg geht er von der Zeiteintheilung im Kleinen, den Tertien, Secunden, Minuten, auf die Tage, Wochen, Monate, Schalttage und Jahre über. Bei diesen verweilt er und setzt mit seltener Klarheit seine Ansichten über das Wandeljahr und das feste Siriusjahr auseinander. Nachdem diese Grundbegriffe festgestellt sind, faßt er die größeren Zeitperioden in's Auge, indem er bei der 25jährigen Apisperiode beginnt und mit der Vermuthung schließt, daß die Aegypter schon Kenntnis von einer größten astronomischen Umwälzungsperiode von 36,000 Jahren gehabt hätten. Diese dürfte nach unseren Rechnungen allerdings nur 26,000 Jahre betragen, doch kann man sie in den 36,525 Jahren wiederfinden, welche der Syncellus als ägyptische Periode der allgemeinen Apokatastasis des Himmels anführt.

Dann geht er auf den ägyptischen Kalender, seine Einführung und Reformen über und sucht, obgleich er besser als jeder Andere weiß, daß die Ereignisse auf den Denkmälern gemeinhin nicht nach einer Aera, sondern nach den Jahren der einzelnen Regierungen gezählt werden, zu erweisen, daß die Sothisperiode von 1460 Jahren zur Aera benutzt worden sei für solche Zwecke, welche das Bewußtsein einer längeren Zeitreihe als Einheit voraussetzten.

Vielen unserer Leser werden die Worte „Sothisperiode"

und „Siriusjahr“ bloßer Schall sein, und wir werden sie ihnen darum, gemäß unserem Versprechen, auch für Nichtgelehrte verständlich zu bleiben, erklären müssen. Halten wir uns dabei so eng wie möglich an Lepsius' eigener Darlegung! — Es gab eine siderische Erscheinung am ägyptischen Himmel, welche merkwürdiger Weise über 3000 Jahre lang und zwar gerade während der ganzen Dauer des ägyptischen Reiches, bis auf eine verschwindende Kleinigkeit vollkommen genau mit dem Julianischen Jahre von 365¼ Tagen Schritt hielt. Dies war der heliakische Aufgang, d. h. das Wiedererscheinen des hellsten Fixsternes, des Sirius, vor Sonnenaufgang. Dieses Gestirn war wegen gleichzeitigen Aufganges mit der Sonne eine Zeit lang unsichtbar gewesen. Der erwähnte Frühaufgang trat nun nach Ablauf von je vier (bürgerlichen) Jahren zu 365 Tagen, der einfachen und früh beobachteten Grundlage des ägyptischen Kalenders, immer um einen Tag später ein. Wenn also der Neujahrstag des festen Jahres von 365¼ Tagen auf den ersten des Neujahrsmonats (Thot) des bürgerlichen Jahres zu 365 Tagen gefallen war, so fiel er nach vier festen Jahren auf den zweiten des Neujahrsmonats Thot, nach 2×4 auf den dritten, nach 3×4 auf den vierten Thot u. s. f. Nach 365×4, d. i. nach 1460 festen Jahren hatte er alle Tage des bürgerlichen Jahres durchlaufen, der nächste Neujahrstag des festen Jahres fiel wieder auf den

ersten des Neujahrsmonats Thot, und beide Jahresformen hatten sich dahin ausgeglichen, daß 1460 feste Jahre zu 365 1/4 Tagen genau 1461 bürgerlichen zu 365 Tagen gleichkamen. Der kleine Fehler, welcher sich daraus ergibt, daß das wahre Sonnenjahr nicht 365 Tage und 6 Stunden beträgt, sondern nur 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und 48 Secunden, sowie sein Ausgleich kann hier nicht berücksichtigt werden. Jedenfalls ergibt sich aus dem Gesagten, daß die Aegypter in ihrem Siriusjahre, nach heliakischen oder Frühaufgängen gemessen, während ihrer ganzen Geschichte das vollkommenste siderische Vorbild für ihre einfache Jahresrechnung von 365 1/4 Tag gehabt haben, welches irgend ein Volk jemals besaß, und Lepsius hat Recht, wenn er behauptet, die Sothisperiode von 4×365, d. i. 1460 Siriusjahren, in welcher sich das um 1/4 Tag kürzere Jahr dahin ausglich, daß es sich in derselben Zeit 1461 Mal erneuerte, sei für die Aegypter eine vollkommen astronomisch genaue Periode gewesen.

Hier schließt auf Seite 240 die großartige und reichhaltige Einleitung, und nun beginnt die Kritik der Quellen. Nach einer Übersicht über dieselben erfahren Herodot und Diodor eine eingehende Würdigung, aus welcher die Unbrauchbarkeit dieser Autoren für chronologische Zwecke hervorgeht. Im folgenden Abschnitte bemüht sich Lepsius, daß Verhältnis der ägyptischen zur althebräi-

schen Chronologie festzustellen, und er legt mit gutem Rechte an die biblischen Zahlen denselben kritischen Maßstab, dessen er sich denen gegenüber bedient, welche in Profanschriften enthalten sind. Er geht dabei von dem einzig richtigen Grundsatze aus, daß die durch den gesunden Fortschritt irgend einer Wissenschaft erkannte Wahrheit der christlichen Wahrheit nicht entgegenstehen könne, sondern sie vielmehr fördern müsse, „denn alle Wahrheiten der Welt", sagt er, „haben von Urbeginn an ein solidarisches Bündnis geschlossen gegen Alles, was Unwahrheit und Irrthum ist. Um aber auf irgend einem Felde Wahrheit von Irrthum wissenschaftlich zu unterscheiden, dafür besitzt die Theologie keine anderen Mittel als jede andere Wissenschaft, nämlich nur eine vernünftige und umsichtige Kritik. Was diese aufstellt, kann nur durch eine noch bessere und noch umsichtigere Kritik berichtigt oder ganz widerlegt werden".

Ihm wie uns scheint die praktische religiöse Bedeutung, welche das alte Testament für jeden christlichen Leser haben muß, garnichts zu thun zu haben mit den Zahlenangaben für Zeiten, deren genaue Kenntnis den späten Verfassern und Bearbeitern jener Schriften nicht anders als durch eine zwecklose Inspiration hätten bekannt sein können.

„Mit Ehrfurcht und Freiheit will die Wissenschaft geübt sein", diesen schönen Worten Bunsen's schließt

er sich an, und er verlangt Ehrfurcht vor Allem, was ehrwürdig, heilig, edel, groß und bewährt ist, Freiheit in Allem, wo es gilt, die Wahrheit und die Überzeugung von derselben zu gewinnen und auszusprechen. Diesen herrlichen Grundsatz hat er auch seinen Schülern eingeprägt, und wir möchten ihn den Jüngeren in's Gedächtnis rufen, welche sich in unserer Zeit so gern von Allem, was „Ehrfurcht" heißt, loslösen, und sich für die Größeren und Stärkeren halten, wenn es ihnen gelingt, Bewährtes zu erschüttern, an dem Großen etwas Kleineres, an dem Lichten einen Flecken aufzuspüren. Sie haben die Kritik als Erbgut mit auf den Weg bekommen; aber Lepsius' oft wiederholte Klage, daß unter ihnen die edelste aller Waffen ruchlos und am liebsten zum Zweck der Zerstörung gehandhabt werde, ist nur zu wohl begründet. Von dem Meister, welcher einer ganzen Disciplin die Methode gegeben und Gewaltiges aufgebaut hat, können sie lernen, wie man Ehrfurcht und Dankbarkeit üben und dabei doch mit voller männlicher Freiheit die eigene Meinung behaupten und mit scharfer Kritik dem Irrthum zu Leibe gehen kann.

Der letzte und vielleicht bedeutendste Abschnitt der Chronologie beschäftigt sich mit Manetho und den auf ihn zurückführenden Quellen, und ferner mit dem Verhältnis dieser Quellen unter sich. Auch dem Eratosthenes und Apollodor ist ein eigener Abschnitt gewidmet.

Das Gegebene umfaßt die gesammten Grundlagen der ägyptischen Chronologie und zeigt die Methode an, nach der alle chronologischen Forschungen, gleichviel auf welchem Gebiete, unternommen werden sollten. Die einzelnen historisch-chronologischen Specialuntersuchungen*), welche er der „Chronologie" folgen ließ, sind eben so viele Musterstücke für die consequente Anwendung dieser Methode.

In der „Chronologie" selbst tritt uns die schöne und tiefe humanistische Durchbildung ihres Verfassers besonders erfreulich entgegen, und die Neueren, welche sich schon als Studirende auf ihr Specialfach beschränken und banausisch nicht über den Acker hinaussehen, auf dem sie pflügen, säen und ernten wollen, können von ihm lernen, wie man, ohne in's Weite zu schweifen, das Gewonnene in Zusammenhang bringt mit dem Verwandten auf anderen Gebieten, und wie man dem Einzelnen auf den Grund geht, ohne je das Ganze aus dem Auge zu verlieren. Lepsius war ein tüchtiger Philolog, Linguist, Archäolog und Historiker, bevor er Aegyptolog ward, und von der Kenntnis der obersten Sätze der Wissenschaft — vom Allgemeinsten — ist er zu der Kenntnis des Besonderen allmählich und ohne

*) J. d. Schr. Nr. XLIX. LI. LIa. LII. LIII. LX. LXIa. LXIV. LXIVa. LXVIa. LXVII. LXVIIa. LXXVII. XCIV. XCVII. XCIX. CIII. CXX. CXXXIV.

Sprünge herabgestiegen. Das gemeine Wissen häuft Wissensstoff auf und läßt das Gewonnene neben einander liegen, die echte Wissenschaft schreitet vom Allgemeinen zum Besonderen fort, verknüpft das Einzelne mit dem Ganzen und ordnet jenes immerdar diesem unter. In solchem Sinne ist auch Lepsius' wissenschaftliche Thätigkeit verlaufen, und wenn wir prüfen, was ihn auch über die fleißigsten und findigsten Fachgenossen hoch hinaushebt, so ergibt sich, daß er seine herrschende Stellung eben jener echt wissenschaftlichen Entwickelungs-, Forschungs- und Arbeitsweise verdankt, welche seine Leistungen, im Gegensatz zu den außer Zusammenhang mit dem Ganzen und Allgemeinen zusammengehäuften Erkenntnissen vieler Anderer, zu einem System von Erkenntnissen macht.

Daher kommt es auch, daß seine Chronologie als Wegweiser und Lehrer nicht allein für den Aegyptologen, sondern ebensowohl für jeden Historiker, welcher sich einem methodischen Studium der Zeitrechnung aller Völker oder irgend eines beliebigen Einzelvolkes hingeben will, gelten kann und überall gilt. So viel Einzelnes in Folge der jüngsten Erwerbungen der Wissenschaft in diesem Werke auch anfechtbar und unhaltbar geworden ist, so bleibt es doch für alle Zukunft die Ablaufslinie, von der sämmtliche Forschungen auf dem gleichen Gebiete auszugehen haben.

Trotz der vielseitigen und tiefen Untersuchungen, welche

diesem Werke zu Grunde liegen, und trotz der Zeit und Kraft, welche die Herausgabe der „Denkmäler" in Anspruch nahm, widmete sich Lepsius doch in den seiner Heimkehr folgenden Jahren mit besonderer Lust und unermüdlichem Eifer der Ausschmückung der für die Aufnahme der ägyptischen Sammlung bestimmten Räume im neuen Museum zu Berlin und der Aufstellung und Katalogisirung derselben.

Der alte Passalacqua, ein wißbegieriger Mann, welcher als Kaufmann nach Aegypten gekommen war und sich später als Dilettant mit den Entdeckungen und Arbeiten Champollion's bekannt gemacht hatte, bekleidete die Stelle eines Directors der von ihm am Nil gesammelten Denkmäler mit „Liebe und Gewissenhaftigkeit". Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn beim Ankauf seiner Collection gleichsam mit erworben; man wollte ihn nicht verdrängen, und so kam es, daß Lepsius erst 1855 zum Mitdirector und gar erst 1865 zum leitenden Vorsteher des Museums ernannt werden konnte.

Vor ihrer Überführung in das neue Museum hatte die Berliner Sammlung ägyptischer Alterthümer, welche die Collectionen v. Minutoli's, Passalacqua's, v. Koller's und Bartholdy's umfaßte, im Schlosse Monbijou Aufstellung gefunden und dort mancherlei Bereicherungen, besonders durch den Ankauf der dritten Sammlung Drovetti's,

erfahren. Dieser Mann, der schon unter Napoleon I. französischer Generalconsul in Alexandria gewesen war, hatte früher die reichen Schätze gesammelt, welche gegenwärtig das S. 112 u. 158 erwähnte ägyptische Museum zu Turin bilden, und überließ eine andere kleinere Collection, wie S. 116 mitgetheilt ward, auf Lepsius' Drängen und in Folge seiner Vermittelung dem Könige Friedrich Wilhelm IV. Bunsen hat nur als Bevollmächtigter dieses Fürsten 1837 den Kauf abgeschlossen. 1839 gelang es, die Sammlung des Staatsrathes Saulnier in Paris, 1843 die des Herrn d'Athanasi in London zu erwerben, und wir ersehen aus der 1880 erschienenen Festschrift „zur Geschichte des königl. Museums in Berlin"*) und dem von Dr. L. Stern der ägyptischen Abtheilung gewidmeten Abschnitt in derselben, daß diese schon 1849, d. h. vor der Einverleibung der von Lepsius aus Aegypten heimgesandten Schätze, 5000 Nummern umfaßte.

Die Expedition, deren Wanderungen und Arbeiten wir gefolgt sind, hatte nicht weniger als 1500 ägyptische Alterthümer und Gypsabgüsse nach Hause gesandt. Unter diesen sind als besonders werthvoll die drei Grabkammern aus der Todtenstadt des alten Memphis von dem Pyra-

*) Diese dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm gewidmete Festschrift erschien zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der kgl. Museen in Berlin. 3. Aug. 1880.

midenfelde bei el-Gîse, über die wir schon zu reden hatten, sowie viele Skulpturen und Inschriften aus anderen Gräbern des alten Reiches hervorzuheben. Von großer Bedeutung sind auch die farbigen Bildnisse Amenophis' I. und seiner berühmten und lange heilig gehaltenen Mutter Nefertari, welche die Expedition mit dem Stuck, auf dem sie gemalt sind, aus einer Grabkammer löste, sowie ein Pfeiler aus der Gruft Setī I. Diese beiden Monumente stammen aus Theben, und an sie sowie an eine dem Tempel von Philae entnommene Säule knüpft sich — und was den Pfeiler aus dem herrlichen Setīgrabe angeht, leider nicht ohne Grund — der Vorwurf der Zerstörung ehrwürdiger Denkmäler zu Gunsten besonderer Interessen, gegen den wir die Expedition oben aus voller Überzeugung vertheidigt haben. Von den anderen Lepsius'schen Erwerbungen nennen wir noch einen Obelisken und mehrere Grabsäulen, ein Reliefbild Thutmes III., eine Kolossalbüste des Königs Horus, die naophore Statue des Prinzen Setau-ān, einen Altar aus Ben Naga, ferner unter zahlreichen anderen meroïtischen Denkmälern. von welchen viele mit jenen äthiopisch-demotischen Inschriften bedeckt sind, für deren Entzifferung der Schlüssel noch immer fehlt, den S. 187 erwähnten Widdersphinx vom Berge Barkal, verschiedene schöne Sarkophage von Stein und Holz, die Tafel des Moschion mit griechisch-demotischer Inschrift, viele Ziegel

mit Stempeln von Pharaonen aus der 18. und 19. Herrscherreihe und endlich, außer zahlreichen kleineren Denkmälern, werthvolle Papyri.

Die Gypse, welche die Expedition am Nil hergestellt hatte, sollten die Abgußsammlung vervollständigen, welche auf Lepsius' Rath angelegt worden war. Später wurde dieselbe stark und mit glücklicher Hand bereichert, und ihr Begründer hat auf sie stets, und zwar mit Recht, besonderes Gewicht gelegt. Durch diese Copieen ließen sich die Lücken, an denen es mit Bezug auf die historische Folge unter den Originalmonumenten nicht fehlen konnte, in nützlicher und wünschenswerther Weise ausfüllen, und andere Museen sind dem Berliner in der Gründung von Abgußsammlungen gefolgt. Der Ausbau und die Bemalung der für die ägyptische Sammlung renovirten Säle wurde unter Lepsius' Leitung, welche nach keiner Seite hin Einschränkungen erfuhr, in Angriff genommen und vollendet, und zwar durchaus entsprechend jenen Gedanken und Wünschen, denen er schon zu Kairo Ausdruck gegeben. Alle Anforderungen des ägyptischen Stils wurden in den drei zur Verfügung stehenden Sälen berücksichtigt, und Wände, Säulen und Decken empfingen jene decorative, reich gefärbte Bilderzier, mit welcher die Tempel und Grüfte aus der Pharaonenzeit geschmückt sind. Die interessantesten Darstellungen aus den Gräbern und Heilig-

thümern am Nil wurden hier reproducirt, und Ernst Weidenbach, dem die Ausführung der von Lepsius ausgewählten und geordneten Bildermenge oblag, vollendete diese Aufgabe mit der nur ihm eigenen feinen Empfindung für die Besonderheit des ägyptischen Stils. Es standen die in der nördlichen Hälfte des Erdgeschosses im neuen Museum gelegenen Räume zur Verfügung. Der Eingang führt zunächst in den Vorraum, wo eine Säule mit Palmenkapitäl aus Philae aufgestellt ist. Wendet man sich von hier nach dem rechts anstoßenden Hofe, so hat man eine Reihe von Räumen vor sich, welche einigermaßen die Hauptheile eines ägyptischen Tempels: Vorhof, Hypostyl und Sanktuarium vergegenwärtigen können. Der Hof pflegte mit Säulenhallen umgeben zu sein, deren Architrave die Dedikation des Tempels enthielten. In der Mitte stand ein Altar. Hinter dieser Festhalle folgten kleinere Räume, von denen der letzte in der Axe des Gebäudes das Sanktuarium war, welches die Statue des Tempelgottes enthielt.

Dieser gewöhnlich wiederkehrenden Anordnung entsprechen im Allgemeinen die Räume der Berliner ägyptischen Sammlung. Sie enthalten den mit Glas bedeckten und von Säulen umgebenen Hof, das sich anschließende Hypostyl und im Hintergrunde die Cella. Drei Haupträume liegen zu beiden Seiten dieses Mitteltempels;

zur Rechten befindet sich der mythologische Saal und der Gräbersaal; zur Linken nimmt der historische Saal die ganze Länge ein.

Wenden wir uns zuerst den rechts oder östlich gelegenen Räumen zu: es sind der Mythologische und der Gräbersaal. In dem ersteren haben die Sarkophage und Särge Aufstellung gefunden, und der Beschauer wird in demselben von jener ernsten Stimmung ergriffen, welche lauter Gegenstände, die an den Tod erinnern, so leicht in unserer Seele erwecken. Er befindet sich hier in Gesellschaft der Götter, und jede Darstellung an den Wänden nimmt Bezug auf sie und schließt sich an die mythologischen Anschauungen des religiösesten aller Völker. Von der Decke blicken auf den Besucher wie in den großen Sälen der Felsengrüfte und den geweihten Hallen der Tempel die göttlichen Sternbilder des ägyptischen Himmels nieder, und jedes Gemälde zu seinen Häupten hat astronomische und mythologische Bedeutung. In dem abgeschlossenen hinteren Raume dieser Halle, dem Gräbersaal, fanden die Grabkammern aus Memphis und die anderen Denkmäler aus dem alten Reiche Platz.

Der mittlere Saal zerfällt in den Säulenhof (südlicher), den hypostylen Raum und das Sanktuarium (ganz nördlich) eines ägyptischen Tempels. Der Säulenhof, welchen am Nil nur das lichte Blau des Himmels=

gewölbes überdacht, soll in dem Besucher die Stimmung erwecken, als befinde er sich noch im Freien, und so passen die schönen Landschaftsbilder, mit denen moderne Künstler hier die Wände geschmückt haben, und die uns an die merkwürdigsten Gegenden und ehrwürdigsten Denkmälerstätten im heutigen Aegypten erinnern, recht wohl gerade hierher, wo auch die kolossalen Bildsäulen und Todtenstelen Aufstellung fanden. In dem hypostylen Theile dieses Saales versetzen uns die Darstellungen mitten unter das Volk der Pharaonen und machen uns durch zahlreiche Illustrationen aus dem Privatleben der alten Aegypter mit der hohen und eigenartigen Cultur vertraut, welche im Nilthale weit früher als an irgend einer anderen Stätte auf Erden Wurzel geschlagen und Blüthen getrieben hatte. An den Wänden dieses Raumes wurden ausgewählte Papyri aufgehängt. Im Sanktuarium steht die Statue des Königs Horus.

Der dritte oder historische Saal (links oder westlich) ward mit Darstellungen aus der Geschichte des Pharaonenreiches — auch mit Bildern von Schlachten zu Wasser und zu Lande — geschmückt, und als passende Decoration zieht die lange Reihe der hieroglyphischen Namensschilder der alten königlichen Beherrscher des Nilthales das Auge des Wißbegierigen auf sich. Diejenigen Denkmäler, welche sich durch historische Bedeutung auszeichnen, haben

hier in einer nach der Zeit ihrer Entstehung geordneten Reihenfolge Aufnahme gefunden. Die Gypsabgüsse stehen in einem eigenen Raume neben dem Vestibulum und beginnen auch dieses mehr und mehr anzufüllen.

Gehört das ägyptische Museum in Berlin schon längst durch den Reichthum der in ihm conservirten Schätze zu den bedeutendsten in Europa und der Welt, so hat es durch den von Lepsius ein- und durchgeführten historischen Gedanken einen nur ihm eigenen Werth erlangt. Gruppenweise treten uns hier die Kunstepochen der ägyptischen Geschichte in chronologischer Folge entgegen, und doch ist es gelungen, das Zusammengehörende, wie Sarkophage und Särge, bei einander zu behalten. Auch wo Absonderungen nöthig waren, ist im Innern der Gruppe, welche dieselben bildeten, die historische Methode zur Anwendung gekommen.

Über die Zweckmäßigkeit und die wissenschaftlichen Vorzüge der Lepsius'schen geschichtlichen Aufstellungsweise herrscht nur eine Stimme; die Ausschmückung der Räume des Berliner Museums hat sich dagegen keineswegs eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt. Zwar gibt man zu, daß dieselbe möglichst stilvoll, schön und ansprechend ausgefallen sei, aber von manchen Seiten wird behauptet, daß die bildlichen Darstellungen an den Wänden, das Nebenwerk, die Aufmerksamkeit der Besucher zu mächtig an

sich und von der Betrachtung der Monumente, auf die es allerdings besonders ankommt, abzieht.

Es liegt etwas Wahres in diesem Einwand; aber es gilt doch zunächst der Sammlung überhaupt Besucher zu schaffen, und gerade die Ausschmückung des Berliner ägyptischen Museums ist es, welche ihm seine besondere Anziehungskraft verleiht.

Wer von vorn herein Verständnis für die Denkmäler mitbringt, hält sich nicht an die Decoration der Säle, sondern an jene; der Laie aber wird hier in ganz anderer Weise für die Cultur und das Kunstvermögen der alten Aegypter gewonnen als in einem Museum, wo die Monumente in nackten Sälen für sich allein zu reden haben. Die Bilder ziehen ihn an und führen ihn gleichsam in das ägyptische Alterthum ein. Sie machen ihn in zuverlässiger Weise mit der ägyptischen Cultur vertraut, auf deren Boden die hier aufgestellten Kunstwerke erwachsen sind, und lehren ihn diese in Zusammenhang zu bringen mit dem Organismus, zu dem sie als einzelne Theile und in vielen Fällen als seine schönsten Blüten gehören.

Für das Verständnis jedes Stadiums der Entwickelung dieses Organismus treten hier bildliche Darstellungen, dort Monumente hinweisend und belehrend ein, und wer mit offenem Sinne diese Räume betritt, wird die decorativen Gemälde bald in Zusammenhang mit den Denkmälern

bringen und leicht dahin kommen, diese in Verbindung mit denjenigen Kategorieen des ägyptischen Lebens und Schaffens zu setzen, zu denen sie gehören. Er wird den Sarg, welchen er mit Händen greifen kann, in den Leichenzug versetzen, welchen ihm ein Gemälde zeigt, wird den Koloß, zu dem er aufschaut, im Geiste an derjenigen Stelle des Tempelthores aufstellen, wohin er nach dem Bilde an der Wand wirklich gehört. Ja die decorativen Gemälde werden ihm die ägyptischen Künstler bei der Arbeit, den Fürsten, dessen Denkmal er vor sich sieht, auf dem Kriegswagen im Schlachtgetümmel zeigen und ihn mit den Göttern vertraut machen, deren die hieroglyphischen Texte auf Särgen, Stelen und Papyrus gedenken. Ganz abgesehen von dem, was sie dem Auge bieten, dem ebenso eigenartigen als ansprechenden Aussehen, das sie den Museumssälen verleihen, besitzen diese Gemälde also eine hohe belehrende und erklärende Bedeutung, und wir möchten sie nicht missen. Wer sich durch sie von den Monumenten abziehen läßt, der wird das Museum doch nicht vergeblich besucht, sondern durch sie immerhin etwas Zuverlässiges und Interessantes über das ägyptische Alterthum erfahren haben.

Schon im Anfang des Jahres 1850 war die Aufstellung der ägyptischen Denkmäler im neuen Museum beendigt, und nachdem Lepsius nach Passalacquas' Tode das Directorium der Sammlung auch offiziell übernommen

hatte, ließ er Ernst Weidenbach als Hülfsarbeiter bei der ägyptischen Abtheilung anstellen. Für den Gebrauch der Besucher des Museums verfaßte er zunächst eine ausführliche Beschreibung der Wandgemälde*) und sodann auch einen kleinen Katalog.**) 1878 sorgte er dafür, daß die größeren Monumente mit kurz erklärenden Etiquetten versehen wurden. Dr. L. Stern, ein tüchtiger Aegyptolog und feiner Kenner der koptischen Sprache, den er sich nach seiner Ernennung zum Oberbibliothekar als ersten Directorialassistenten an die Seite gestellt hatte, unterstützte ihn bei allen Arbeiten, welche das Museum betrafen, mit Fleiß, Sachkenntnis und Umsicht. Unter Lepsius' Directorium hat die ägyptische Sammlung fortwährend Bereicherungen erfahren, und die Zuvorkommenheit, mit der seine Schätze durch ihn auch fremden Gelehrten zur Verfügung gestellt worden sind, ist allgemein anerkannt worden.

Auch als akademischer Lehrer bewährte Lepsius das ihm eigene hohe Geistesvermögen und sein treffliches Können. Die erste Vorlesung ward am 29. October 1846 gehalten, und zwar über die Stellung der ägyptologischen Wissenschaft in Frankreich und Italien zu dem auf dem Gebiet der gleichen Disciplin in Deutschland Geleisteten.

*) V. d. Schr. Nr. LV u. LVI.

**) V. d. Schr. Nr. LVII.

Sie fiel vortrefflich aus, und zu seinen hundert Zuhörern hatten sich auch hochstehende Beamte und Militärs gesellt. Beim weiteren Verlauf seiner Collegia wußte er auch die seiner Obhut anvertraute Sammlung nutzbar zu machen, und wir erinnern uns mit Freude des Collegs, welches er mitten unter den Denkmälern in den Sälen des Museums allwöchentlich las. Den eigentlichen Vorträgen im Directorialzimmer pflegte er Wanderungen durch das Museum folgen zu lassen, welche ebenso instruktiv als anregend waren.

Die privaten Vorlesungen, die er im eigenen Hause vor wenigen jungen Gelehrten hielt, welche sich dem Studium der Aegyptologie ernstlich zu widmen wünschten — die Publica im Museum zogen Studirende aus allen Facultäten an — sind musterhaft namentlich in Bezug auf die tief durchdachte Anordnung des Stoffes gewesen, und unter ihnen müssen die historischen und chronologischen, denen auch mancher junge Geschichtsforscher mit Nutzen folgte, als besonders instruktiv hervorgehoben werden. Die rein sprachlichen Vorlesungen führten nicht über die Grenzen der altägyptischen Grammatik hinaus und berücksichtigten nur gelegentlich das Hieratische oder die jüngeren Sprachformen des Demotischen und Koptischen. Sein Vortrag war durchaus schmucklos; und dennoch fesselte die überlegene Urtheilskraft und die strenge kritische Methode des

Lehrers. Mit der Feinheit der Anordnung hielt die Fülle des Stoffes gleichen Schritt, und wie ernst Lepsius es mit seinem Lehramte nahm, ein wie schönes menschliches Wohlwollen er mit so vielen anderen großen Eigenschaften verband, davon hat er dem Schreiber dieses Lebensbildes die herrlichste Probe geliefert.

Als junger, eifriger Student mußte ich krankheitshalber während eines ganzen Wintersemesters das Haus hüten, und Lepsius hatte damals die große und seltene Güte, für die ich ihm über das Grab hinaus dankbar geblieben bin, mich allwöchentlich an einem bestimmten Tage zu besuchen und mit mir den Stoff des Collegs, dem mein Leiden mich fernhielt, auf's Gründlichste durchzugehen. Diese Privatissima oder besser diese Stunden der durch den Meister geleiteten Arbeit des Lehrlings, für welche es natürlich kein äußeres Aequivalent geben konnte, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen, und ein größeres Geschenk als sie hab' ich nie wieder empfangen. Unter seinen Schülern haben später der Aegyptologie besondere Dienste geleistet: J. Dümichen, Professor in Straßburg, und Ed. Naville, der vorzügliche Genfer Aegyptolog. Auch A. Erman, Professor in Berlin, und A. Wiedemann, Privatdocent in Bonn, haben in späteren Semestern bei ihm gehört. Die von mir in Leipzig herangebildeten jüngeren Aegyptologen nannte er gern seine „Enkelschüler“.

In dieser Zeit, und zwar 1856, wurde der Berliner Akademie durch Professor Dindorf in Leipzig ein Palimpsest, welches das bis dahin für verloren gehaltene Werk des von Stephanus von Byzanz erwähnten Uranius Αἰγυπτίων βασιλέων ἀναγραφῶν βίβλοι τρεῖς (drei Bücher ägyptischer Königslisten) enthielt, vorgelegt und angeboten. Bei der ersten Prüfung, der auch Lepsius beiwohnte, zeigte sich kein Grund, die Echtheit des Manuscriptes in Zweifel zu ziehen, denn es war zwischen den Zeilen eines echten Textes aus dem 12. Jahrh. geschrieben, und die meisterhaft im Stil der ersten Jahrhunderte n. Chr. hergestellten Züge der griechischen Uncialschrift würden auch noch jetzt, wo die Fälschung dieses Codex feststeht, dem Paläographen unverdächtig erscheinen. Als man erfuhr, daß die Handschrift dem übel berufenen Griechen Simonides gehöre, regten sich einige Zweifel, doch würde die Wiederauffindung des Uranius gerade für die Lepsius beschäftigenden historischen und chronologischen Studien von so eminenter Wichtigkeit gewesen sein, daß er, um sie für Berlin und sich selbst zu sichern, die Hälfte des Kaufpreises aus eigener Tasche als Anzahlung leistete, denn ohne eine solche, erklärte Dindorf, könne er in Folge eines Übereinkommens mit Simonides die Handschrift nicht zur näheren Prüfung in Berlin zurücklassen. Diese Prüfung wurde Lepsius übertragen, und bei tieferem Eindringen in die Königslisten,

welche Simonides für die des Uranius ausgab, fand er bald, daß hier ohne Zweifel eine freche und dabei unerhört geschickte Fälschung vorliege. An die inneren Gründe, welche Lepsius zu dieser Überzeugung geführt hatten, schlossen sich bald auch unabweisliche äußere, und so galt es denn nur noch dem Fälscher seine Beute von 2500 Thalern abzujagen. Dies gelang auch der Klugheit des Polizeidirectors Stieber, welcher Lepsius nach Leipzig begleitete, und so ward durch den Scharfblick unseres Freundes die Berliner Bibliothek vor Schaden und Täuschung, die Wissenschaft aber vor namenloser Verwirrung bewahrt. Über den Verlauf dieser Angelegenheit hat Lepsius selbst in einer klaren und das Thema erschöpfenden Erklärung *) Auskunft gegeben. Simonides selbst scheint sein Fälscherhandwerk fortgetrieben zu haben, denn das Manuscript der Perser des Aeschylus, welches über Aegypten nach Leipzig kam und nicht ohne unsere bescheidene Mitwirkung von Ritschl als Fälschung erkannt ward,**) kann kaum von einem anderen als von ihm hergestellt worden sein.

In den Berliner Meisterjahren wandte sich Lepsius bald auch jenen metrologischen Studien zu, denen er sich

---

*) S. d. Schr. Nr. LXII und LXIII.

**) F. Ritschl. Aeschylus Perser in Aegypten: ein neues Simonideum. Rhein. Museum. Bd. XXVII. p. 114—126. F. Ritschl. Opuscula philol. Vol. V. S. 194—210.

bis an sein Ende gewidmet hat, und wenn wir die Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften durchgehen, so finden wir, daß er — ganz abgesehen von der nie ruhenden Arbeit an der nubischen Grammatik und der Ergründung des Baues der anderen afrikanischen Sprachen — auch der Forschung auf linguistischem Gebiete treu geblieben ist.

Während seines Aufenthaltes in Aegypten mitten unter den Denkmälern aus der Pharaonenzeit durch die Messungen, denen er dort so viele derselben unterwerfen mußte, und durch gewisse mit Zahlen versehene Längenmaßzeichen, welche ihm schon auf Monumenten des alten Reiches aufgefallen waren, auf die Maße der alten Aegypter hingewiesen, wandte er denselben seine besondere Aufmerksamkeit zu, und er that dies nach der gleichen Methode, welche sich ihm bei seinen früheren Arbeiten bewährt hatte. Er führte den vorhandenen Denkmälerstoff in einer bis dahin unerhörten Vollständigkeit zusammen, unterwarf die früheren Untersuchungen und Nachmessungen einer scharfen Kritik, zog von dem Gewonnenen aus scharfsinnig und vorsichtig bindende Schlüsse und verwob auch die verwandten Maße anderer alter Völker mit in seine Untersuchungen.

Schon in seiner schönen Arbeit über die altägyptische Elle und ihre Eintheilung*) war er zu dem Resultate ge-

*) S. d. Schr. Nr. LXXIX.

kommen, daß die kleine Elle von 0,450 Meter „dem ganzen System als eigentliche Einheit zu Grunde liege“; die neben ihr existirende große königliche Elle hielt er für eine besondere, von der gewöhnlichen verschiedene und zu dieser sehr früh hinzugekommene Elle. Zweck der Vergrößerung der im Privatleben benutzten kleinen Elle scheint ihm gewesen zu sein, „daß die Könige oder Priester für die große Elle am Bau denselben Arbeitslohn bezahlten wie sonst für die kleine Elle, indem sie den Überschuß der Arbeit als Frohn nicht bezahlten“. Außer den gesammten größeren und kleineren Einheiten des ägyptischen Längenmaßes*) wendet er auch anderen Maßen der alten Aegypter seine Aufmerksamkeit zu**) und beschäftigt sich dann, nachdem er sich mit den Resultaten der mächtig fortschreitenden Assyriologie vertraut gemacht hat, mit umfassenden Untersuchungen über die Längenmaße der alten Völker überhaupt. Mit besonderem Eifer unterzog er die berühmte Tafel von Senkereh,***) in welcher er eine der wichtigsten Grundlagen der asiatischen Metrologie sah, einer gründlichen Prüfung und fand dabei die Unterstützung der hervorragendsten Assyriologen. Er stellte die ganze Tafel her und erkannte in ihr

*) V. d. Schr. Nr. LXXXIV. CII. CXXXVI. CXXXVII. CXXXIX. CXL.

**) V. d. Schr. Nr. LXXXV.

***) V. d. Schr. Nr. CXXIV. CXXVII. CXXIX. CXXXVII.

eine Vergleichungstabelle, mit deren Hülfe sich babylonisch-assyrische Maße auf Ellen, welche nach dem Sexagesimalsystem gezählt wurden, reduciren ließen. Die metrischen Systeme der Assyrer, Babylonier und Perser erwies er als gänzlich unter sich verschieden, doch konnte er ihnen ein Gemeinsames, Ausgleichendes zusprechen: die Bauelle von 0,525 Metern, die in Aegypten schon im vierten Jahrtausend v. Chr. beim Bau der Pyramiden in derselben Größe in regelmäßigem Gebrauch gewesen war.

Zwar hatte Lepsius auf dem Gebiete der Metrologie mit Scharfsinn und Vorsicht operirt, seine Resultate sollten aber dennoch gerade auf diesem Felde nicht unangefochten bleiben, und er sah sich gezwungen, die Ergebnisse seiner Forschungen erst gegen den ausgezeichneten Assyriologen Jules Oppert, dann gegen die Angriffe des Architekten Dörpfeld zu vertheidigen. Dieser junge Gelehrte, welcher sich in seinem Fache durch ganz vortreffliche Arbeiten ausgezeichnet hatte, machte den Versuch, Lepsius eines fundamentalen Irrthums zu zeihen und nachzuweisen, daß die kleine Elle, welche dieser für einen besonderen Maßstab hielt und halten mußte, in der That kein solcher gewesen sei, sondern nur als Unterabtheilung der großen königlichen Elle betrachtet werden dürfe. Aber der greise Gelehrte, welcher, obgleich ihn ein Schlaganfall getroffen, sich immer noch einer Schneidigkeit des Geistes erfreute, um die ihn

mancher jüngere hätte beneiden können, wehrte sich tapfer und trat, kaum ein Jahr vor seinem Ende, dem Gegner nicht nur in einer Streitschrift gegenüber, sondern wies auch in der letzten seiner Schriften „die Längenmaße der Alten"*), welche wenige Tage vor seinem Ende erschien, die Erwiderung Dörpfeld's energisch zurück. — Wir haben beide Ansichten unparteiisch geprüft und können nicht umhin, uns auf die Seite des Altmeisters Lepsius zu stellen, welcher vor seinem Gegner die Kenntnis des gesammten monumentalen Materials und das Verständnis der Hieroglyphenschrift voraus hatte. In seiner Polemik kam es ihm zu Gute, daß sich sein Widersacher zum Theil auf zweite, mißliche Quellen und verkehrte Übersetzungen gestützt hatte. Diese Irrthümer wußte der alte Kämpe geschickt in den Vordergrund zu drängen, und so den Gegner, welcher sonst mit Geist und gutem Glauben an die Richtigkeit seiner Sache operirt hatte, von vornherein bloszustellen. Diese Polemik sieht am letzten aus wie die eines leidenden Greises. Er mag die Frische der Entgegnung der Überzeugung entnommen haben, im Rechte zu sein. Zudem sah der rüstige Greis die Errungenschaft mühevoller und gewissenhafter Arbeiten unerwartet gefährdet, und „darum" — so sagt er in seinem letzten Werke selbst — „mußte und wollte ich deutlich

---

*) V. d. Schr. Nr. CXXXVII.

antworten in einer Sache, die nur Wenige verstehen, und wo sonst, bei ihrer Tragweite, ein so ausgedehnter, zuversichtlicher und doch gänzlich unmotivirter Angriff von einem sonst achtbaren Manne, der auf seinem eigenen Felde entschiedene Verdienste hat, die größte Verwirrung in den Köpfen halbwissender Leser hervorrufen mußte."

Lepsius' letzte Arbeit über die Längenmaße der Alten schließt die gesammten Resultate seiner metrologischen Studien in sich. Er erhebt sich in derselben zu dem hohen Standpunkt, von dem aus man die Vielheit des erkennbaren Einzelnen als Ganzes zu überblicken vermag, und er begnügt sich nicht, die Längenmaße der Aegypter, Hebräer, Griechen, Römer, Assyrer, Perser und das Philetärische System, welches er in Aegypten, namentlich im Tempel von Dendera, angewendet findet, monographisch zu behandeln, sondern setzt all diese Systeme in Beziehung zu einander und weiß es wahrscheinlich zu machen, daß sie einen geschichtlichen Zusammenhang unter einander gehabt haben.

Die linguistischen Arbeiten, welche Lepsius verfaßte, fanden sämmtlich Aufnahme in den Abhandlungen und Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften und sind schon zum größten Theil angeführt worden.

Bis 1866 blieb er in rastloser Arbeit in Berlin und unternahm nur in den Herbstferien größere Reisen zu seiner Erholung oder zu wissenschaftlichen Zwecken. Mehrmals

ging er, besonders in Sachen seines Standardalphabets nach London. Auch nach Paris zog es ihn immer wieder; ein Mal (1857) ging er dorthin im Auftrag der Regierung, um bei einer Auktion ägyptischer Alterthümer für das Berliner Museum mitzubieten, und bei einem zweiten längeren Besuche des Museums von Leyden 1852, wo ihn das Leemans'sche Paar und die Mutter des trefflichen Direktors mit warmer Herzlichkeit aufgenommen hatten, erntete er neuen wissenschaftlichen Gewinn.

Anfangs 1866 trat er seine zweite Reise nach Aegypten an, auf der er sich wiederum von seinem getreuen Hierogrammaten E. Weidenbach begleiten ließ. Am 2. April brach er nach Kairo auf, und zwar dies Mal mit dem Vorhaben, das östliche Delta und die dort gelegenen, für die biblische Geographie besonders wichtigen Trümmerstätten aufzusuchen. Zunächst besichtigte er die von den Arbeitern am Sueskanal neu ausgegrabenen persisch-ägyptischen Denkmäler, welche sich nach seiner Ansicht auf den Kanalbau des Darius bezogen und Gedächtnisstellen waren, die das große Unternehmen verherrlichen sollten. Nachdem er auch die anderen in der Nähe der Lesseps'schen Grabungen aufgefundenen Monumente und ihre Umgebung durchforscht hatte, suchte er die Stätte des alten Pelusium auf.*)

*) V. d. Schr. Nr. LXXXVIII.

Das Scherbenfeld, welches die ganze Gesîret el-Farama bedeckte, war gegen Osten mit einem fortlaufenden Walle begrenzt, dessen festungsartige Einbiegungen an der Scherbenkette auf ihrem Abhange von den Sanddünen der Wüste unterschieden und bis über das westlich bleibende Tell el-Hēr hinaus verfolgt werden konnten. Hier glaubte er die Stätte des alten, vielgesuchten Hauaris (Auaris) gefunden und somit erwiesen zu haben, daß dies nicht in Tanis, sondern an der Stelle oder in der Nähe des späteren Pelusium gesucht werden müsse. In dem Hēr in Tell el-Hēr meinte er vielleicht einen Rest des alten Namens Ha-uar (die altägyptische Form von Auaris) erkennen zu dürfen. Diese Vermuthungen sind von keiner späteren Forschung erschüttert worden, dagegen scheint Lepsius' schon früher ausgesprochene Ansicht, Tell el-Maschuta, das er vor Pelusium besuchte, sei das Ramses der Bibel, durch die jüngsten Naville'schen Ausgrabungen widerlegt zu werden, und man wird den genannten Ort, trotz des Widerspruches, welchen unser Altmeister später dagegen erhob*), für das biblische Pithom und Succoth ansehen müssen.

Der Hauptgewinn sollte ihm zu Sān, dem Tanis der Griechen, dem Zoʿan der Bibel, wohin ihn der Wiener Aegyptolog Reinisch begleitete, zufallen, und dieser Treffer

---

*) J. d. Schr. Nr. CXXXVIII.

war von so großer und epochemachender Bedeutung, daß er alle anderen Erwerbungen der Reise weit in den Schatten stellte. Die Entdeckung des Dekrets von Tanis oder der Tafel von Kanopus unter den Trümmern von Sān gehört zu den belangreichsten, welche seit dem Funde der Tafel von Rosette in Aegypten gemacht worden sind, denn sie enthält die Probe auf die bis 1866 von den Aegyptologen mit Hülfe des Schlüssels von Rosette und der Champollion-schen Entzifferungsmethode gewonnenen Resultate.

Dies seltene Monument besteht aus einer Stele von festem Kalkstein und enthält auf ihrer vorderen Fläche eine hieroglyphische Inschrift von 37 Zeilen und die griechische Übersetzung derselben in 76 eng geschriebenen Linien. An dem Rande der Tafel befindet sich der gleiche, von Lepsius zunächst unbemerkt gebliebene Text in demotischer Schrift, d. h. dem Volksdialekt der späteren heidnischen Aegypter. Der ganze Stein mit der oberen Rundung hat 2,16 Meter Höhe und 0,78 Breite und wird gegenwärtig im Museum von Bulaq aufbewahrt. Alles ist ausgezeichnet erhalten, und Lepsius konnte beide Texte im ersten Anlauf mit Leichtigkeit lesen.

Die Übersetzung des hieroglyphischen Dekretes auf Grund der Champollion'schen Entzifferungsmethode und mit Hülfe der nach derselben bis 1866 hergestellten Grammatiken und Lexica stimmte vollkommen mit der griechischen

Fassung desselben auf dem gleichen Steine überein, und so wurde denn auf Grund dieses kostbaren Denkmals ein für alle Mal festgestellt, daß sich die ägyptologische Sprachforschung auf dem rechten Wege befinde.

Das von Lepsius entdeckte Dekret ist datirt vom 9. Jahre Ptolemäus Euergetes I. Seine Herstellung war, ganz ähnlich wie der Beschluß auf der Tafel von Rosette, von Priestern beschlossen worden, welche sich zur Geburtstagsfeier des Königs zu Kanopus versammelt hatten, und es wurden in demselben zuerst die Wohlthaten aufgezählt, die der Herrscher dem Lande erwiesen und welche die Hierarchie veranlaßt hatten, ihm nicht nur die seinem Vorgänger erwiesenen, sondern auch viele neue Ehren zukommen zu lassen. Bei der Ansetzung eines neuen, den Euergeten in allen Tempeln des Landes zu feiernden Volksfestes waren besonders kalendarische Anordnungen getroffen worden, aus denen, was Lepsius sogleich erkannte, hervorgeht, daß in der That ein schwankendes neben dem festen Jahre schon früh in Gebrauch gewesen war, und ferner, daß im 9. Jahre Euergetes I. das feste julianische Jahr in Aegypten bereits ein Mal im civilen Leben Anwendung gefunden hatte.

Die hieroglyphischen Namen für Kanopus, Syrien, Phönizien, die Insel Cypern und Persien ließen sich mit Hülfe der griechischen Übersetzung feststellen; auch lieferte dies wichtige Dokument eine Menge von anderen für die

Geschichte, Chronologie und Kalenderkunde wichtigen Ergebnissen. Die ägyptische Sprachforschung hatte diesen Inschriften, wenn wir von wenigen Ergänzungen des Lexicons und einigen Besonderheiten des unterägyptischen Dialekts, in dem es geschrieben war, absehen, nur Bestätigungen zu verdanken.

Lepsius machte das von ihm entdeckte Denkmal ungesäumt durch eine musterhafte Publication*) beider Texte, denen er vollständige Übersetzungen und höchst belangreiche Erläuterungen beigab, zum Gemeingut der Wissenschaft und gab damit dem großen Alleinherrscher über alle Denkmäler in Aegypten, Mariette, welcher die von ihm ausgegrabenen Inschriften immer erst lange nach ihrer Freilegung veröffentlichte, ein nachahmungswerthes Beispiel.

Geschmückt mit einem großen, neuen Ruhmestitel **), kehrte Lepsius nach Berlin zurück und nahm dort die alte Thätigkeit mit aller Frische von Neuem auf.

1863 hatte Heinrich Brugsch, ein Gelehrter, welcher ganz unabhängig von Lepsius zu einem der hervorragendsten Führer der Wissenschaft herangewachsen war, ein eigenes Organ für die ägyptologischen Forschungen unter dem

*) V. d. Schr. Nr. LXXXVII.

**) Dr. Reinisch erhob den Anspruch, das unendlich wichtige Dekret mit entdeckt zu haben; aber mit Unrecht. Wir verweisen auf die von Lepsius abgegebene Erklärung. V. d. Schr. Nr. XC.

Namen „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde“ begründet. Eine tiefgehende, durch mancherlei widrige Zufälligkeiten und Zwischenfälle verschärfte Entfremdung hatte diese beiden bedeutenden Männer bis dahin fern von einander gehalten; als aber Brugsch, nachdem er den ersten Jahrgang des neuen Journals in glücklicher und erfolgreicher Weise zu Ende geführt, im preußischen Consulardienste eine Anstellung in Aegypten gefunden und Europa verlassen hatte, traten sie zu einander in Beziehung, und Lepsius übernahm „unter Mitwirkung von H. Brugsch zu Kairo“ die Leitung des ägyptologischen Fachorganes. Gelehrte aus allen Ländern ließen demselben Beiträge zukommen, und es ist auch das Centralorgan für die Specialforschungen der Aegyptologen — auch assyriologische Arbeiten fanden bald Aufnahme in demselben — geblieben, bis ihm in Frankreich erst der Vieweg'sche Recueil*) und dann die von Revillout und Brugsch 1880 in's Leben gerufene Revue égyptologique**), in England aber die Zeitschrift der Gesellschaft für biblische Archäologie***) Concurrenz machten. Doch das deutsche Organ behauptete trotz der genannten Mit-

*) Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes. Paris. Vieweg.

**) Revue égyptologique publiée sous la direction de H. Brugsch, F. Chabas, E. Revillout. Paris. Leroux.

***) Proceedings of the society of biblical archaeology. London.

bewerber seinen Rang und seine Bedeutung; auch nachdem Lepsius, überhäuft von amtlichen Geschäften und mit geschwächter Gesundheit den Löwenpart der Redactionsarbeiten dem ausgezeichneten jungen Aegyptologen A. Erman, welcher als Privatdocent an der Berliner Universität neben ihm lehrte und daselbst jüngst zum Professor ernannt worden ist, überlassen hatte.

H. Brugsch-Pascha blieb, auch nachdem er die Revue égyptologique mit Revillout gegründet hatte, an der Zeitschrift thätig, und seine Beziehungen zu dem älteren Collegen gewannen mit der Zeit eine freundlichere Gestalt. Nach Lepsius' Tode trat Brugsch wieder an die Spitze der Zeitschrift und widmete dem Altmeister einen im wärmsten Tone gehaltenen Nachruf.

Im Herbst des Jahres 1869 unternahm Lepsius seine dritte und letzte Reise nach Aegypten und wohnte dort auch der Eröffnung des Sueskanales bei. Seine schnelle Fahrt nach Oberägypten konnte der Wissenschaft geringe Frucht bringen, aber sie gereichte ihm zu großer Freude, und in den Briefen an seine Gattin weiß er die Liebenswürdigkeit des Kronprinzen von Preußen, dem er als Cicerone die Denkmäler zeigte, nicht genug zu loben.

Eine reiche Fülle von Auszeichnungen ward dem Altmeister während des letzten Abschnittes seiner Laufbahn zu Theil, aber in ihrem Gefolge sah er sich auch bewogen,

in einem Lebensalter, welches Anderen den Wunsch nach Ruhe nahelegt, eine Arbeitslast auf sich zu nehmen, die manchen Mann in der Blüthe der Jahre erdrückt haben würde.

1873 ward er zum Geheimen Regierungsrath ernannt und mit der provisorischen Leitung der Berliner Bibliothek betraut. Wir sind Zeuge der großen wohl begründeten Bedenken gewesen, mit denen er an die Übernahme dieses anspruchsvollen Amtes ging. Er verhehlte sich nicht, daß es ihn an der Vollendung mancher lieben, begonnenen Arbeit hindern werde, aber er sagte sich von der anderen Seite, daß er der Mann sei, mancherlei durchzusetzen und zu ordnen, was er als heilsam für das wichtige von ihm zu leitende Institut erkannt hatte.

Die breite und feste Grundlage seiner Bildung, seine lange gelehrte Thätigkeit in Paris, Rom und London und der ihm eigene praktische Sinn befähigten ihn auch durchaus zu der Stellung eines Oberbibliothekars, welche er am 25. März 1874 annahm. —

Wie wir aus der zuverlässigsten aller Quellen ersehen, hatte er es im Auftrage des damaligen Vizekanzlers Delbrück übernommen, den einst hochverdienten, nun aber altersschwachen und schwer zu behandelnden Pertz erst zur Resignation von der Leitung der Sammlung der Urkunden des Deutschen Volkes (der Monumenta Germaniae) und

dann auch zum Rücktritt von seinem Amte als Ober-bibliothekar zu bestimmen. Nachdem dies gelungen war — der Berliner Witz nannte ihn als Nachfolger des alten Pertz „Properz“ —, forderte der Minister Falk (April 1873) Lepsius auf, die Leitung der kgl. Bibliothek zunächst provisorisch zu übernehmen. Als er sie im März 1874 definitiv antrat, that er es unter der Bedingung, daß das Budget der Bibliothek bedeutend erhöht und für die Herstellung eines neuen Bibliotheksgebäudes gesorgt werden müsse.

Ein solches that und thut dringend noth, denn die Beschränktheit der Räume in der alten „Roccoco-Commode Friedrich's II.“ brachte und bringt unerhörte Unzuträglichkeiten mit sich. Lepsius ließ sich nun, nachdem er in den großen Ferien 1873 viele große auswärtige Bibliotheken besichtigt und, was er dort zweckmäßig gefunden, in den Kreis seiner Erwägungen gezogen hatte, die Pläne der disponiblen Terrains mittheilen, und als Resultat seiner Erwägungen trat ein kühner Gedanke zu Tage: Der Platz, den er für die künftige Bibliothek der Reichshauptstadt erkoren hatte, war das große Quadrat, welches von den Straßen: Unter den Linden, Charlotten-, Dorotheen- und Universitätsstraße eingeschlossen wird. Ein kühnes, aber außerordentlich glückliches Project, welches auch, hätte es der Regierung und den Kammern früher vorgelegt werden können, vielleicht angenommen worden wäre. Aber die goldenen Tage

der Hochflut in den preußischen Kassen verrannen, und wenn er es auch noch durchsetzte, daß der hintere Theil des niederländischen Palais nach der Behrenstraße zu, wodurch man wieder für 100,000—200,000 Bände Raum gewann, besonders für die Journalzimmer zur Verfügung gestellt ward, so hat er doch die Realisirung seines Projektes nicht mehr erlebt. Dennoch wirkt die Anregung, welche Lepsius gegeben, immer noch fort, und der Tag ist wohl nicht fern, an dem man den Schätzen der Berliner Bücherei ein ihrer würdiges Heim bereiten wird.

Für die innere Ordnung der Bibliothek hat Lepsius mancherlei gethan. Besonders gern sprach er über das von ihm eingeführte System für die Einordnung neu angeschaffter Bücher und der Katalogisirung, sowie von den folgenden Neuerungen:

Wie überall waren die Titel der Bücher, welche von Einzelnen begehrt wurden, auf Zettel verzeichnet und eingereicht worden; konnte nun dem mitgetheilten Wunsche nicht gewillfahrt werden, so wurde der Zettel einfach zurückgegeben, und solche Zurückweisungen kamen in der Berliner Bücherei weit häufiger vor, als in irgend einer anderen. Darauf hin verordnete Lepsius, daß die Zettel mit unrealisirbaren Forderungen einzubehalten seien, und er machte es den höheren Bibliotheksbeamten zur Pflicht, nachzusehen, ob der Abweisung keine Nachlässigkeit der unteren

Angestellten zu Grunde liege. Die nicht zu erledigenden Zettel mußten zusammengestellt werden, und bald ergab es sich, daß bestimmte Bücher immer wieder verlangt wurden. Das waren natürlich solche, welche für die Studirenden besondere Wichtigkeit hatten, und Lepsius ließ sogleich mehrere Exemplare von diesen anschaffen. — Ferner forderte er die erfahrensten Professoren auf, ihm diejenigen Werke anzugeben, welche für ihr Fach besonders bedeutend, aber zu kostbar seien, um von unbemittelten Einzelnen angeschafft zu werden; denn er ging von dem richtigen Grundsatze aus, daß den Studirenden gerade solche Bücher, welche sie nicht selbst kaufen könnten, in der Bibliothek zur Verfügung stehen müßten. Nach seiner eigenen Angabe ist früher das dritte der geforderten Bücher und ein Jahr nach Beginn seiner Leitung nur das zwölfte nicht ausgeliefert worden. Das geringe Entgegenkommen, ja die Ungefälligkeit der Berliner Bibliothek war unter Pertz geradezu berüchtigt gewesen und hatte grell abgestochen von der Dienstwilligkeit der anderen großen deutschen Büchereien, und besonders der Göttinger, Münchener und Leipziger Bibliothek. Diesen bösen Leumund hat die Lepsius'sche Verwaltung einigermaßen gebessert.

Die Fülle der Verpflichtungen, welche dem Oberbibliothekar oblagen, hinderte ihn doch nicht, das ehrenvolle, aber Zeit raubende Präsidium des Vorstandes des archäolo-

gischen Institutes fortzuführen. Seit Gerhard's Tode 1867 hatte er dasselbe bekleidet, und die Mitglieder des Vorstandes waren, wie er an die Spitze der Bibliothek trat, keine Geringeren gewesen, als Haupt, Curtius, Mommsen, Kirchhoff und dann auch Hercher. Unter Lepsius' Vorsitz war das Institut von einer preußischen zu einer wissenschaftlichen Anstalt des deutschen Reiches erweitert und der Bau eines stattlichen Hauses auf dem Kapitol für dasselbe genehmigt und ausgeführt worden. Er hat auch viel dazu gethan, daß die Stipendien für junge Archäologen vermehrt und erhöht worden sind. Die Meldungen für solche wurden immer häufiger, und unter die Archäologen mischten sich viele Philologen, welche an den Wohlthaten des Institutes theilzunehmen wünschten. Die Archäologen erhielten gewöhnlich den Vorzug, aber Lepsius trat mit Recht besonders gern auch für junge Universitätsdocenten und Gymnasiallehrer ein, damit sie durch den Aufenthalt auf dem klassischen Boden Italiens, wo sich das ganze innere Leben eines wohl vorbereiteten und empfänglichen Jünglings so leicht erweitert und adelt, höhere Kunstanschauungen und eine geläuterte Auffassung der Wissenschaft und des Lebens gewinnen möchten. Den heimgekehrten Lehrern mußte, ganz abgesehen von den erworbenen Wissensschätzen, die Erinnerung an Italien in's Dasein, in den akademischen Vortrag und auch in den trockenen Unterricht hineinleuchten, und diesem

höheren Schwung verleihen. Für die Errichtung einer Filiale des römischen Institutes in Athen ist Lepsius gleichfalls mit allem Eifer und dem ihm zu Gebote stehenden Einfluß eingetreten. Ernst Curtius, „dessen geistiges Vaterland Griechenland ist", hat sich natürlich bei der Durchführung dieses Projectes am thätigsten erwiesen. Die Correspondenz, welche Lepsius als Präsident des Vorstandes in Berlin zu führen hatte, war so angelaufen, daß sie ihn 1874 in einem Vierteljahre an 80 Briefe zu schreiben nöthigte. Bei seinem Rücktritt 1880 erwies ihm das Institut, dem er seit 1833 als correspondirendes, seit 1835 als ordentliches, seit 1836 als Directions- und endlich als vorsitzendes Mitglied in der Centraldirection angehört hatte, die wohlverdiente Ehre, ihn zum Ehrenmitgliede zu wählen.

Schon 1859 hatte ihn die theologische Facultät in Leipzig zu ihrem Doctor ernannt.

Seit 1850 war er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, seit 1858 correspondirendes Mitglied des Institut de France. Außerdem hatten ihn beinahe ein halbes Hundert von gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede erwählt. Als nach Trendelenburg's Tode das Secretariat der Berliner Akademie der Wissenschaften erledigt war, wurde bei ihm angefragt, ob er dasselbe zu übernehmen geneigt sei, und erst nach seiner entschiedenen Weigerung und auf seinen Vorschlag E. Curtius erwählt. 1872 em-

pfing er die edelste aller deutschen Decorationen, den Orden pour le mérite für Wissenschaft und Künste, nachdem er schon 1869 zum Ritter des dieser Auszeichnung verwandten bayerischen Maximilian-Ordens ernannt worden war. 1883 wurde er Geheimer Ober-Regierungsrath. Die Ovationen, welche er zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum im gleichen Jahre empfing, waren so außerordentlich und mannigfaltig, wie sie wenigen Gelehrten zu Theil geworden sind.

Seine späteren Arbeiten über die ägyptische Kunst und die ältesten Texte des Todtenbuches sind schon oben erwähnt worden. An diese schloß sich eine Reihe von werthvollen Monographieen*) in den Abhandlungen und Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften und in der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde, und in seinem siebzigsten Lebensjahre beschenkte er, nachdem ihn ein Schlaganfall getroffen und ihm den Arm leicht gelähmt hatte, die Wissenschaft mit seiner längst erwarteten Nubischen Grammatik.**)

Dies Epoche machende Werk faßt die Resultate langjähriger Studien zusammen. Was er in Nubien und am

---

*) Von besonderer Wichtigkeit ist seine schon oben S. 156 erwähnte Arbeit über die Metalle in den Aegyptischen Inschriften. J. d. Schr. Nr. CVII.

**) J. d. Schr. Nr. CXXX.

blauen Nil als Sprachforscher gewonnen, hatte er zu Hause während des ganzen Verlaufes seiner Meisterjahre ausgearbeitet, durch tief gehende Studien geklärt und so mächtig erweitert, daß er zur Herrschaft über sämmtliche Sprachzweige des afrikanischen Kontinents, soweit dies die vorhandenen Vorarbeiten zuließen, gelangt war.

Die 126 Seiten umfassende Einleitung ist ein für sich bestehendes Riesenwerk. Wir haben ihr bald nach ihrem Erscheinen eine besondere Abhandlung gewidmet.*) Der Leser wird durch jene gleichsam auf eine hochfliegende Wolke gehoben, von wo aus es gestattet ist, ganz Afrika zu überschauen und einen Theil der frühen Geschichte seiner Völker an sich vorüberziehen zu sehen. An der Hand des kundigsten Erklärers gewinnt er von dort aus einen vollen Überblick über sämmtliche Völker Afrikas und ihre Sprachen. Diese werden ihm in ihrer ganzen Menge wohlgeordnet in Zonen und Gruppen vorgeführt, und zwar, vorzüglich soweit es diejenigen Völker angeht, auf welche es ihm hier besonders ankommt, während aller erforschbaren Stadien ihres historischen Lebens. Es war nichts Kleines, den Nubiern, in denen er einen Zweig der afrikanischen Urbevölkerung erkannt hatte, und welche niemals eine historische Literatur in ihrer Sprache besessen haben, aus den Mit-

*) Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Gesellsch. Leipzig. 1881. Bd. XXXV. S. 207—218.

theilungen der Aegypter und gelegentlichen Notizen bei Griechen, Römern und Arabern die Grundzüge einer eigenen Geschichte zu construiren, welche in der frühen Zeit der Pyramidenerbauer beginnt und mit der Vernichtung des großen christlichen Nubierreiches am Ende des dreizehnten Jahrhunderts n. Chr. endet.

Die von den Denkmälern gebrachte Kunde über die Kämpfe, welche die schwächeren Nubier gegen die Kuschiten zu bestehen hatten, die früh beide Ufer des rothen Meeres besaßen und sich der diesem benachbarten östlichen Nilbeugung bemächtigt hatten, sowie der Wunsch, einer Lösung der Frage näher zu kommen, ob die noch unentzifferten sogenannten äthiopischen Steininschriften, von denen sich viele zwischen Philä und dem Zusammenflusse beider Quellströme des Niles finden, in der afrikanischen Sprache der Nubier geschrieben seien oder in der Kuschitensprache, als deren Nachfolger man das weniger bekannte heutige Bega halten muß, haben Lepsius veranlaßt, auch eine Geschichte der Kuschitischen Völker zusammenzustellen. Dieser Theil seiner Arbeit gehört zu seinen kühnsten Geistesthaten, und wenn auch diejenigen Abschnitte, welche er den kuschitischen Puna als Vorfahren der phönizischen Kolonisten am Mittelmeere und ihrer Einwanderung in Babylon widmet, vielfachen Widerspruch erweckt haben und auch bei uns auf ernste Zweifel gestoßen sind, so besitzen doch andere Theile gerade dieser

historischen Darlegungen einen hohen Werth und werden nicht aufhören, zu neuen und immer neuen Nachuntersuchungen anzuregen.

Das Endresultat all dieser Forschungen ist, daß der Schlüssel der mehrfach erwähnten „äthiopischen" Inschriften nicht in der Nubischen, sondern in der Begásprache zu suchen sei, und die Zukunft wird, denken wir, die Richtigkeit desselben erweisen. Wäre Lepsius schon auf seiner großen Reise in der Lage gewesen, die Schlüsse zu ziehen, aus denen ihm die hohe historische und linguistische Wichtigkeit gerade der Begásprache später hervorging, so hätte er ihr damals den ersten Platz in seinen sprachlichen Studien eingeräumt und sich mit ihr so eingehend beschäftigt wie nun mit dem Nubischen. In wie gründlicher und umfassender Weise dies geschehen ist, dafür legt der zweite Theil des Werkes mit der Nubischen Grammatik, ihrer Laut- und Formenlehre, ihrer Syntax, sowie den Lesestücken, zu denen das ganze Evangelium Marci, das Vaterunser und eine Reihe von nubischen Liedern gehört, legt das Wörterbuch und die Darstellung der nubischen Dialekte Zeugnis ab. Der alte brave Achmed Abu Nabbût, welcher, aus Derr gebürtig, zwei Dialekte des Nubischen, das Kenûz und Mahas, völlig beherrschte und Lepsius zuerst in das Nubische einführte, hat auch Monate lang in meinen Diensten gestanden und mich versichert, der einzige Europäer, welcher

die Sprache seiner Heimat zu schreiben verstanden, sei Lepsius gewesen. Nach Deutschland zurückgekehrt, hat ihm der Nubier ʿAli wed Schaltūf, welchen Graf W. von Schlieffen aus Afrika mitgebracht hatte, gute Dienste geleistet. Gewiß ist die nubische Grammatik selbst ein nützliches Werk, aber die großartige Einleitung, welche ihr vorangeht, ist von noch weit schwererem Gewicht und höherer Bedeutung. Sie darf als schöne, bleibende Summe vieljährigen treuen Fleißes und schwieriger Vorarbeiten*) auf einem vor ihm nur von Wenigen betretenen, weiten Forschungsgebiete bezeichnet werden.

Max Müller, ein treuer Freund des Verstorbenen und seines Hauses, hat dieser Einleitung die folgenden treffenden Worte gewidmet: „Während die meisten sprachvergleichenden Philologen gerade jetzt in Minutien über den Charakter und die möglichen dialektischen Verschiedenheiten einzelner Vokale und Consonanten vertieft sind, zieht Professor Lepsius in kühnen Zügen die mächtigen Umrisse einer Sprachgeschichte, welche 4—5000 Jahre durchläuft und das ganze Festland von Afrika und die benachbarten Küsten von Asien umfaßt. Wie die Bewunderer von Gerhard Douw vor den großen Flächen, die Paul Veronese mit Farbe bedeckt hat, den Kopf schütteln, so können wir wohl verstehen, daß

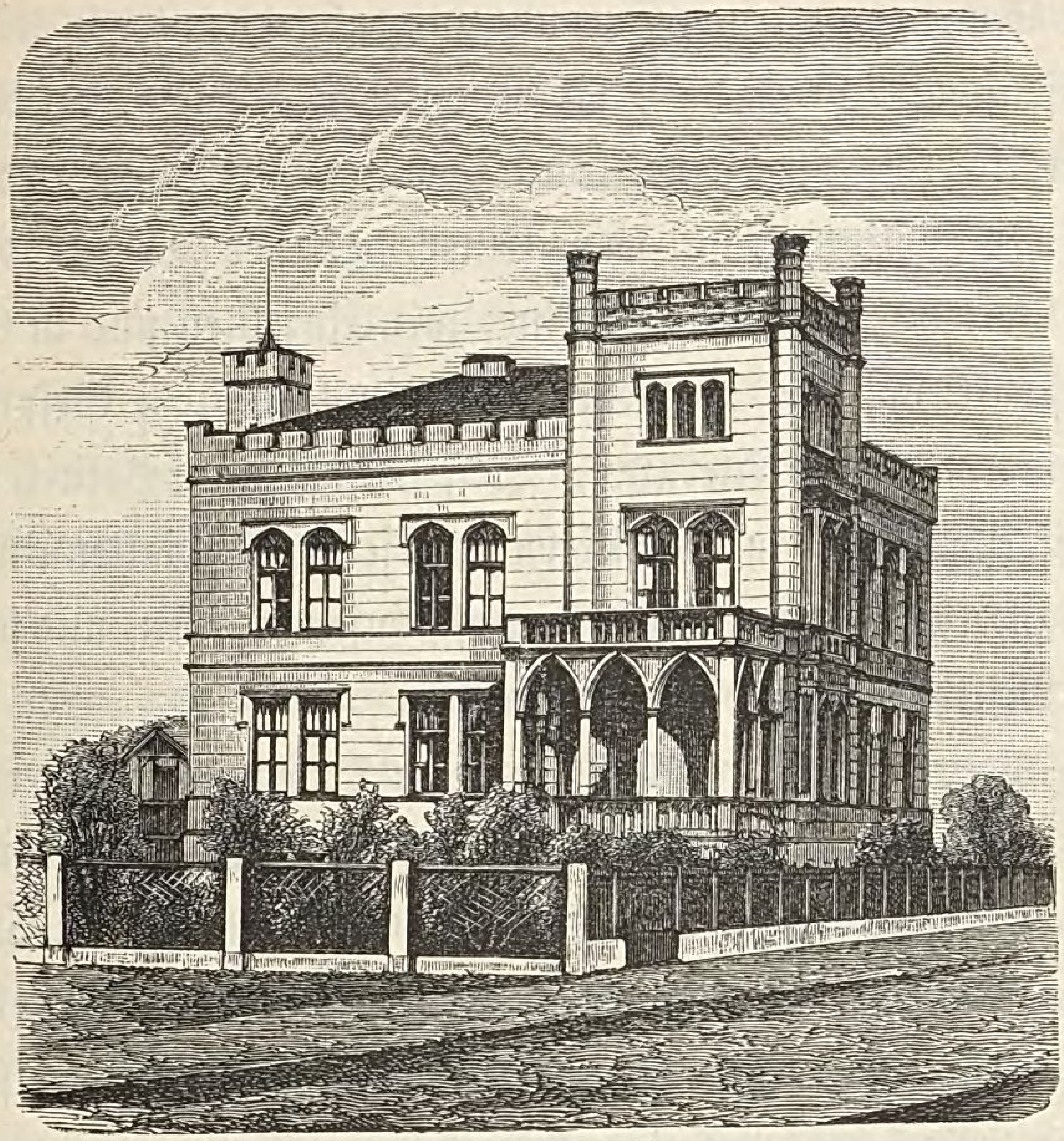
*) S. d. Schr. Nr. XXXV. CVIIIa. CXXIXa.

Gelehrte, welche in die Frage vertieft sind, ob die arische Sprache ursprünglich vier oder fünf verschiedene a besaß, mit einer Art von Schrecken von Untersuchungen sich abwenden, in welchen Sprachen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden, so wie Lepsius es thut. Glücklicherweise ist in der Wissenschaft Raum für beide, für die Gerhard Douws und die Veronese; ja es ist sogar im Interesse der Wissenschaft aufrichtig zu wünschen, daß beide Stile immer neben einander geübt werden mögen. Es ist noch viel grobe Arbeit unter den unerforschten Sprachen der Welt zu thun, und für diese Arbeit ist das kühne, weitreichende Auge des Jägers weit nöthiger, als die konzentrirte Thätigkeit des linguistischen Mikroskopikers."

Uebrigens enthält die Grammatik selbst vieles, woraus sich ergibt, mit einem wie feinen Ohre und Sinne auch für das Einzelne ihr Verfasser begabt war. Als Mikroskopiker erweist er sich ohnehin bei seinen chronologischen und metrologischen Untersuchungen. Diesen blieb er, wie wir wissen, treu bis an's Ende. Die Folgen des Schlaganfalles hatten seine kräftige Natur nicht zu brechen vermocht, und daß die Frische und Schärfe seines Geistes völlig unberührt von diesem so oft verhängnisvollen Unfall und den schweren Schicksalsschlägen, welche ihn in seinen letzten Lebensjahren betreffen sollten, geblieben war, das beweisen am besten seine letzten Arbeiten in der Zeitschrift für ägyptische

Sprache und Alterthumskunde, seine Streitschrift gegen Herrn Dörpfeld, und seine oben erwähnten „Längenmaße der Alten".

Lepsius' Meisterjahre enden mit seinem Leben. Bis an die Grenze des Erdendaseins ist er ein emsiger und treuer Arbeiter gewesen. Er, der Altmeister einer kräftig aufstrebenden Disciplin, hat sein Pionier- und Führeramt niedergelegt. Die Aegyptologie, der er den besten Theil seiner großen Kraft geweiht hat, wird so lange den Namen einer Wissenschaft verdienen, wie sie den Wegen folgt, welche ihr der Verstorbene gewiesen. Die Berliner Universität hat in ihm eine ihrer Zierden, und das Vaterland einen Forscher verloren, welcher weit über seine Grenzen hinaus zu den bedeutendsten seiner Zeit gezählt wird.



Das Lepsius'sche Haus.

Das Lepsius'sche Haus.

Seit Lepsius' glücklichem Einlaufen in den Hafen der Ehe haben wir bei der Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen in den „Meisterjahren" seine persönlichen Erlebnisse, soweit sie nicht in den Kreis seiner gelehrten Arbeiten fallen, unerwähnt gelassen. Es kam uns darauf an,

sein häusliches Leben und den Menschen Lepsius im Kreise der Seinen und seiner Freunde ganz abgetrennt von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu schildern. Diese verlief in dem Allerheiligsten seines Studirzimmers, im Hörsaale oder auf der Bibliothek, und wenn Einer, so hat er es verstanden, im Verkehr mit Weib und Kind, mit Einzelnen und in Gesellschaft von ihr abzusehen, sich in lebhaftem Gespräch über Kunst und Literatur, Wissenschaft und Politik mit Geist und Herz zu betheiligen und seine Specialkenntnisse so lange zu verbergen, bis sie aufgerufen wurden, und man die Mittheilung derselben verlangte.

Der Lepsius, welcher, aus dem Orient zurückkehrend, ein eigenes Haus gründete, war doch ein wesentlich anderer, als der junge Gelehrte, den man in Göttingen zu den Conservativen zählte, und den wir in Berlin das Colleg Schleiermacher's über das Leben Jesu unwillig verlassen sahen. Er hatte durch einen langen Aufenthalt in England, welcher ihn mit hervorragenden Leitern des politischen Lebens in Verbindung brachte, die Rechte des Volkes und die Vorzüge eines freien, constitutionell geleiteten Staates zu würdigen gelernt. Drei Jahre lang hatte er im Morgenlande unter ungewöhnlichen Bedingungen geweilt, immer gebietend und niemandem unterthan, und was erweitert auch den beschränkteren Blick so leicht, was führt gewisser zu einem freien und kräftigen Gebrauch des Lebens, was

stärkt mächtiger auch des Blödesten Selbstgefühl, was führt mit zwingenderer Nothwendigkeit zur Selbstschau und zur Erkenntnis der eigenen Fehler und Vorzüge, als ein längerer Aufenthalt im Morgenlande und in der schweigenden Wüste?

Fest in sich abgeschlossen, selbst- und zielbewußt, als ein ganzer widerstandskräftiger, freidenkender Mann von leidenschaftsloser Gelassenheit, der auch gelernt hatte, die Schranken, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten jeder Art feindselig zwischen die Menschen stellen, zu verachten, und dennoch festhielt nicht mehr an Dogmen und Formeln einer begrenzten Confession, wohl aber an jenem Christus, zu dem ihn der freidenkende Vater als Vorbild und als Verkündiger der reinen, opferfrohen Menschenliebe aufzublicken gelehrt hatte, war er heimgekehrt.

Und dieses Mannes Wahl hatte sich auf ein Mädchen von achtzehn Jahren gerichtet. Ein reizendes, heiteres, kindlich muthwilliges Geschöpf nennen sie Alle, die sie als Braut gekannt haben; aber dennoch rann in den Adern dieses jungen Wesens leidenschaftliches Blut, war Elisabeth's schön ausgebildeter Geist unruhig und mehr als lebhaft, und ihre Seele ganz erfüllt von heißer und schwärmerischer religiöser Glut.

Welche Gegensätze! Selten wohl hat es ein in jeder Hinsicht so verschiedenes Paar gegeben, und dennoch sollte

sich Schiller's „denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten" auch an ihnen bewähren, denn Liebe war das Metall der Glocke, deren Ruf sie zu einander hingezogen hatte, und der sie ein Menschenalter lang verbunden hielt. Sie hat einen guten Klang gegeben; und nur ein Mißton, der sich besonders in den späteren Jahren fühlbar machte, wurde hervorgerufen durch die große Verschiedenheit ihrer religiösen Überzeugungen. Dieser hat sein Ohr nur leise berührt; denn ruhig und zielbewußt, schaffens- und daseinsfroh, widmete er sein Leben der Arbeit und Wissenschaft, seine Erholungszeit den Kindern, der Geselligkeit, den gelehrten Gesellschaften, denen er angehörte, seinem Garten, der Musik, deren Gaben er gern mit der Gattin theilte, und dem lieben Schachspiel. Anfänglich hatte sie es wohl versucht, ihren Mädchentraum zur Wahrheit zu machen, und sein Herz mit dem Feuer der eigenen Schwärmerei zu entzünden; aber immer vergebens. Ruhig und freundlich besuchte er mit ihr die Kirche, nahm er, wenn es ihm die Arbeit gestattete — gewöhnlich am Sonntag — an den täglichen Hausandachten Theil, die sie eingerichtet hatte, ließ er sie die Kinder erziehen und mit religiösem Sinn, an dem es ihm selbst nicht fehlte, und in dem er die schönste Ausblüte des Gemüthes und besonders des weiblichen sah, erfüllen; aber er warnte sie vor dem Zuweitgehen und Ueberschwang, welcher seinem eigenen Wesen so

fremd war, und diese seine ablehnende Haltung gegen ihr Höchstes und Heiligstes wirkte vielleicht gerade dahin, ihr leidenschaftliches Herz zu immer glühenderer Hingabe an die Heilslehre ihres positiven protestantischen Bekenntnisses zu führen. Daß diese Hingabe eine rein innerliche war, muß hier mit besonderer Schärfe hervorgehoben werden. Frau Lepsius trat nie mit ihr hervor, und die Einzigen, welche sie an derselben theilnehmen ließ, waren ihre nächsten Angehörigen, ihre Seelsorger und ihr Tagebuch. Dem Treiben der Zeloten und Pietisten, für welche es unter Friedrich Wilhelm IV. goldene Tage gab, ist sie immer fremd geblieben, und als sie einmal eine Predigt des bekannten Pastor Knak gehört hatte, verließ sie dieselbe mit Entrüstung. Der edle Jonas und der treffliche Kögel sind ihre Seelsorger gewesen und haben ihren Glaubenseifer gewiß häufiger zu dämpfen als anzufeuern gehabt. Der Gatte sah keinen Grund, in den überhohen religiösen Flug ihrer Seele ernstlich einzugreifen, denn sie gab ihm vollauf, was ein Mann nur immer von seiner Lebensgefährtin fordern darf: Ein Herz, ganz voll von Liebe, tiefe, bis zur Bewunderung gesteigerte Achtung und warmes Interesse an seinem Schaffen und Wirken, auch dem gelehrten. Dazu sorgte sie mit Klugheit, Geschick und unermüdlichem Fleiß für die Ordnung und Zier des Hauses, war sie eine Wirthin, bei der sich die Gäste so wohl fühlen mußten wie in wenigen

anderen Häusern, denn nichts lag ihr ferner als puritanische Abwendung von den Freuden und Vergnügungen der Welt, wußte sie mit nie erschöpfter Ideenfülle die häuslichen Feste durch selbsterdachte Aufführungen und Schaustellungen zu würzen, erfreute sie in Gesellschaft durch Liebenswürdigkeit und Geist, war sie die beste Mutter, und als die Kinder heranwuchsen, eine so treffliche und nie ruhende Erzieherin, daß er, der sich niemals die Gabe als Pädagog zu wirken zugetraut hatte, ihr mit Freude und Dank das Amt überließ, die Geistes- und Herzensbildung der Kinder — und unter ihnen erwuchsen schwer zu leitende und am Ende doch trefflich gediehene Knaben — zu übernehmen. In Wohlthätigkeitssachen ließ er sie vollends gewähren.

Dieser seltenen Frau inneres Dasein liegt offen vor uns, und es ist uns vergönnt, das Leben im Lepsius'schen Hause beinahe Tag für Tag zu verfolgen. Ihr Tagebuch — mehrere zwanzig Bände — macht uns, die wir das Lepsius'sche Haus nur als Gast und Freund seines Hauptes besucht haben, geradezu zum Mitglied desselben. Es ist wahr, einfach und doch mit großer Anschaulichkeit geschrieben. In die treffliche Prosa mischen sich viele Gedichte, meist religiösen Inhaltes, unter denen sich manche durch hohen Schwung und schöne Gedanken auszeichnen. So hat uns denn die Lecture dieses Journals wahren Genuß bereitet und uns ein Frauenbild vor die Augen und vor die Seele

geführt, so eigenartig und groß im Lieben, Handeln und Kämpfen, daß wir mit aufrichtiger Bewunderung, aber auch mit tiefer Wehmuth von ihm geschieden sind. Es würde ein großes Vertrauen mißbrauchen heißen, wenn wir dem Verlangen folgen wollten, nach den in diesem Journal niedergelegten Bekenntnissen ein Charakterbild seiner Verfasserin zu zeichnen, und dennoch würde dies ein ganz anderes, zehnfach höheres Interesse gewähren, als das ihres Gatten; denn um wie viel weniger anziehend ist für den Psychologen das gelassene Fortschreiten, das erfolgreiche Ringen gegen jugendliche Triebe und das am erreichten Ziele ruhige Wirken eines früh gereiften Mannes, als das nimmer müde Ringen einer durch Feuer der Seele und Schärfe des Geistes vor Tausenden ausgezeichneten Frau. Gestattet ist uns dagegen, dem Tagebuche Alles zu entnehmen, was dem Leser das Leben im Lepsius'schen Hause, seinen Verkehr mit der Außenwelt und die Erlebnisse seines Hauptes als Ehemann und Mitglied einer auserlesenen Gesellschaft zu veranschaulichen vermag.

Jede Verlobung hat eine Geschichte. Die viel umworbene Lilli (Elisabeth) Klein*) hatte Freunden den Ge-

---

*) Frau Lepsius war die Tochter des berühmten Componisten Klein, und mancher Musikfreund wird gern hören, was die Kölner Tanten, welche Frau Elisabeth 1856 in Berlin besuchten, dieser von der Jugendgeschichte ihres Vaters erzählten. Er war

fallen gethan, als Vierzehnte in einer Gesellschaft zu erscheinen. Die verhängnisvolle Zahl dreizehn war dadurch entstanden, daß Lepsius spät abgesagt hatte; aber nachdem die Gäste beisammen waren, erschien er dennoch, und bei dieser Gelegenheit lernte sie ihn kennen. „O Aberglauben!“ schrieb sie darauf in ihr Tagebuch, „zum ersten Male segne ich Dich!“

Schon diese erste Begegnung hatte sie ganz für ihn

---

der Sohn eines Musikers, der, als er plötzlich starb, seine Frau und Kinder, von denen das Jüngste erst 7 Monate zählte, mittellos hinterließ. Bernhard Klein war damals 21 Jahre alt und erklärte sogleich, die Mutter und die Geschwister durch Musikstunden ernähren zu wollen. Vertrauensvoll und mit heiterer Zuversicht auf bessere Tage führte er dies durch. Die Mutter mußte stets für seine Kleider sorgen, denn er hielt gar nichts auf sein äußeres Ansehen. Einmal besuchte er einen Freund, und als dieser ihm klagte, keinen Rock zu haben, gab er ihm im guten Glauben, deren zwei zu besitzen, den seinen, fand aber zu Hause, daß er sich geirrt habe, und mußte sich einen neuen kaufen. Als Kind hatte er Kaufmann werden wollen und nicht Musik lernen mögen, bis er plötzlich von Leidenschaft für die Tonkunst ergriffen wurde und nun zu seiner Mutter sagte: „Wenn ich jetzt ein Kaufmann geworden wäre und so reich, daß ich mit 4 Pferden fahren könnte, so wollt' ich doch lieber ein Musiklehrer sein.“ Nicht lange nach des Vaters Tode ist er mit Begas auf 2 Jahre nach Paris gegangen und hat dort unter Cherubini Musik studirt; 1818 zog er nach Berlin. Dann ist er erst 10 Jahre später als berühmter Komponist nach Köln zurückgekehrt zum großen Musikfest, bei dem sein „Jephta“ mit großem Beifall aufgeführt worden ist.

gewonnen, ja am nächsten Sonntag mußte sie in der Predigt an ihn denken, und als sie dann mit Verwandten, unter denen sich auch junge Damen befanden, zu ihm ging, um die Merkwürdigkeiten anzusehen, welche er aus dem Orient mitgebracht hatte, fühlte sich ihr junges Herz nicht nur beunruhigt, sondern tief bekümmert, denn er schien ihre Schwester mehr berücksichtigt zu haben als sie, und sie liebte ihn doch schon.

Der folgende Tag machte bereits ihrem Bangen ein Ende. Es war ein Palmsonntag; und wie er am Abend desselben in seinen „Terminkalender" schrieb, „heute ward die Palme des Lebens davongetragen", so vertraute sie den Jubel ihres Herzens in später Stunde dem Tagebuche an, und die Sätze, in denen sie ihrem Entzücken Ausdruck gab, hob sie an mit Chamisso-Schuberts: „Ich kann es nicht fassen, nicht glauben".

Dann heißt es weiter: „Gott, mein Gott, wie soll ich Dir danken für das unaussprechliche Glück! Nein, es ist zu groß und viel, mein himmlischer Vater. „Geliebt!" Von ihm geliebt! Ich habe so viel auf dem Herzen, aber schreiben kann ich nicht! Meine Seele jauchzt auf in dem Gedanken: Geliebt von ihm! Wie kann ich mich aber seiner würdig zeigen?"

Auch die Briefe, welche er an Elisabeth richtete, liegen vor uns, und nicht ohne innere Bewegung versenken

wir uns in diese schönen Ergüsse des von zärtlicher Leidenschaft tief ergriffenen Herzens eines Mannes, zu dem wir uns als zu unserem ernsten Lehrer und würdigen Altmeister aufzuschauen gewöhnt hatten. Hier sehen wir ihn vor uns, wie er in liebenswürdiger Schwäche einer schönen menschlichen Empfindung erliegt.

Die Leidenschaft für seine „Lilli" ersetzt ihm den Zauber des Morgenlandes, den er noch vor Kurzem so tief empfunden, ... und er nennt sie seine „Sulamit" und seine „Rose von Saron". Aber auch in den Banden der Liebe weiß er die Grundstimmung seiner Seele zu wahren, und er schreibt ihr: „Ich frage mich oft und ernst, meine theuere Lilli, ob es nicht doch zuletzt unedle Selbstsucht ist, wenn ich so innige Seligkeit empfinde in Deiner hingebenden Liebe, in dem Bewußtsein, daß ich Dich, eine so heißgeliebte Seele, für mich gewonnen habe; wenn ich dann aber wieder fühle, daß mir durch Deine Liebe alles Gute, was ich besitzen mag, gefördert und gekräftigt wird, ich auch gegen Andere und gegen Gott einer höheren, reineren Liebe fähig werde, dann kommt es mir wieder vor, als könne es nicht unrecht sein, ein solches Verhältnis mit aller Kraft der Seele zu wünschen, sondern als sei diese Seligkeit unser Beruf, der nur leider auf Erden so selten ganz ungestört und nie rein erreicht wird. Oh, meine Lilli, welch ein seltenes, reiches Leben würde uns bevorstehen,

wenn die Worte, welche wir in unseren Briefen gewechselt haben, einst ächte, lebendige Wesenheit, nicht blos im Rath, sondern in der That würden."

Das laute Jauchzen eines von wahrer Liebe ergriffenen Mädchenherzens klingt uns aus ihrem Tagebuche während des ganzen Brautstandes entgegen. Wohl kam es zu mancher Meinungsverschiedenheit zwischen den Verlobten, besonders wenn religiöse Fragen besprochen wurden, aber seine heitere Ruhe wußte immer bald wieder gut zu machen, was ihre Leidenschaftlichkeit bei solchen Wortkämpfen verschuldet, und ihr Brautstand war im Ganzen ein langer, heiterer Festtag. Er lehrte sie das hieroglyphische Alphabet und schrieb kleine Liebesbetheuerungen in der Bilderschrift der alten Aegypter für sie auf. Unermüdlich war der gelehrte Fünfunddreißiger in der Erfindung von zärtlichen Anreden, und Elisabeth-Lilli mußte es sich gefallen lassen, sich in seinen Briefen und auch wohl von seinen Lippen mit achtzehn Kosenamen — sie hat sie selbst zusammengezählt — nennen zu lassen. An Versen, Blumen und Huldigungen seinerseits fehlte es nicht; Gesellschaft folgte im Parthey'schen Hause, das die elternlose Nichte als Tochter aufgenommen, auf Gesellschaft, heitere Partieen auf's Land und Verkleidungen wurden veranstaltet, bei denen Elisabeth auch als Türkin erscheinen mußte. Sie war bei diesem fröhlichen Leben verschieden gestimmt, er immer der Gleiche. Am

5. Juli 1846 wurde die Hochzeit gefeiert, und zwar nicht im alten Nicolai'schen Hause in der Behrenstraße, wo sie einander kennen gelernt hatten, sondern zu Dresden. Der treffliche Berliner Prediger Jonas traute das junge Paar in der Frauenkirche, und nach dem glänzenden Hochzeitsdiner fuhr dasselbe bis Pirna, der ersten Station einer größeren Hochzeitsreise, welche es über Paris nach England führen sollte. Dort wurde es von Bunsens herzlich aufgenommen, und die junge Frau fand den Gönner ihres Gatten und vornehmen Staatsmann so zuvorkommend und freundlich, daß ihre Furcht, verlegen vor ihm zu erscheinen, sich als durchaus unbegründet erwies.*) Lebendig beschreibt sie alles Bemerkenswerthe, das ihr begegnet, keck und mit gewandter Feder leiht sie dem Eindruck Worte, welchen Gegenstände und Menschen auf sie machen. Überall sieht sie ihren Richard mit gleicher Achtung und Wärme empfangen werden, das Licht seines Ruhmes fällt mit auf sie und erfreut sie; aber auf der Heimreise wird auch ihr eine schöne Huldigung zu Theil, denn zu Köln kommt ihres Vaters große Messe als Huldigung für sie — sie hatte dieselbe noch nie gehört — in ausgezeichneter Weise zum Vortrag.

Am 17. September zogen sie wieder in Berlin ein,

*) Frau von Bunsen befand sich damals, wie ich aus Hare's „Lebensbild" ersehe, in Wildbad und Baden.

und „Richard", schreibt Elisabeth, „mußte lachen über die kindische Freude, die ich an der schönen, großen Wohnung, an unserer eigenen Wohnung (in der Behrenstraße), wo ich nun schalten und walten sollte, hatte."

Bald war die Einrichtung fertig, und das junge Paar, von dem das sehr beträchtliche Vermögen der Frau und das Gehalt des Mannes jede äußere Sorge fern hielt, konnte jetzt die Gastlichkeit erwidern, welche ihm von vielen Seiten geboten worden war. Trotz ihrer strengen Religiosität zeigte sie sich ebenso geneigt wie ihr Gatte, mit heiteren Gästen froh zu verkehren. Schon wenige Wochen nach seiner Heimkehr bewirthete das junge Paar mehrere Freunde, und wie diese beschaffen waren, das lehren die Aufzeichnungen, welche uns vorliegen. Am 3. November 1846 vereinigten sich bei ihnen Gerhard, v. Olfers, Homeyer, Max Müller, die Brüder Grimm, Parthey, Carl Ritter, Ehrenberg, Lachmann, L. Ranke und E. Curtius, am 15. December A. v. Humboldt, welcher sie auch sonst besuchte, und von dem Frau Elisabeth schreibt, sie habe eine wahre Zärtlichkeit für ihn gefaßt, v. Olfers, Boeckh, Pertz, Cornelius, v. Reumont, die Brüder Grimm, Homeyers, Strack, Partheys, Schelling und Bethmann.

Eine solche Schaar von bedeutenden Männern ließ sich damals nur in Berlin zusammenladen, und wenn wir das Tagebuch der Frau und Lepsius' spätere Notizbücher auf-

schlagen und die eigenen Erinnerungen wachrufen, so sehen wir an die hervorragenden Collegen und Landsleute sich immer mehr bedeutende Fremde: Gelehrte, Reisende, Staatsmänner, Künstler und selbst die Gesandten auswärtiger Mächte schließen, welche Berlin ungern verließen, ohne das Lepsius'sche Haus besucht zu haben. Der treuste Hausfreund war neben den Partheys und Pinders des jungen Gatten lieber Reisegefährte Abeken, welcher seine Laufbahn als Geistlicher aufgegeben hatte und im auswärtigen Amt zu immer hervorragenderen Stellungen gelangte.

Wie freundlich der König Friedrich Wilhelm IV. Lepsius gesinnt war, geht daraus hervor, daß er ihm bald nach seiner Heimkehr von der Hochzeitsreise — für die Einrichtung des neuen Hausstandes — 1500 Thaler übersandte. „Es ist", schreibt Frau Elisabeth, „ein ganz eigenthümliches Gefühl, eine so bedeutende Summe, wie vom Himmel gefallen, in der Hand zu halten. Mir wurde ganz bang zu Muthe über unser vieles äußerliches Glück, und ich erinnerte Richard an den Ring des Polykrates. Als ich dann den Tag darauf in einem Briefe von C. P. an Richard las: Wer ein so reiches und unentweihtes Jugendleben hinter sich hat, wie Sie, der kann auch Anspruch an das Leben machen, das nicht verfehlen wird, Sie reich zu lohnen. — Wenn man aber so denkt, welch' eine unermeßliche Summe und welch' großes Glück armen Leuten ein

solches Geschenk wäre, und wie es Richard nur angenehm war als Freundlichkeit des Königs, wie er es ruhig in den Kasten für Einrichtungsausgaben (bis auf 500 Thaler für Unterstützungen zurückgelegt) that, und wie es verschwand, wie es gekommen war, so wundert man sich, und solche Glücksvertheilung scheint fast ungerecht."

Lepsius stand im eigenen Hause mit sicherer Hand am Steuer, seine Gattin aber blieb stets bestrebt, ihm die Fahrt durch's Leben lieb und angenehm zu machen.

Rührend ist ihr Ringen nach größerer Ruhe und einem gleichmäßigeren Wesen, sowie die liebevolle Demuth, mit der sie seine Überlegenheit anerkennt; und wie oft gibt ein Satz, ein Ausruf mitten unter dem Bericht von Thatsachen ihrer treuen und zärtlichen Liebe Ausdruck. Da heißt es: „Es ist prächtig bei Richard, daß er Alles so natürlich nimmt; das kommt daher, daß er so ganz wahr ist; könnt' ich mich nur recht zu ihm erziehen", und dann: „Wär' ich nicht seine Frau, ich hätte ungeheueren Respekt vor ihm". Als ihr erstes Töchterchen sich schon aufrichten konnte, schrieb sie: „Richard und Anna, diese Namen umfassen all mein Glück, den duftenden Blumenregen des Segens, den der Vater im Himmel aus dem reichen Füllhorn seiner Gnade und Liebe über mich ausschüttet". An dergleichen Aussprüchen sind die Tagebücher übervoll. Ganz besonders knapp und treffend gezeichnet sind die kleinen Bilder, welche

die junge Frau von bedeutenden Männern entwirft. Wer Meister Peter Cornelius — er stand mit meiner Mutter in geselliger Beziehung und hat mich als Knaben sogar einmal gezeichnet — persönlich gekannt hat, der wird zugeben, daß es nicht möglich ist, seinen äußeren Menschen knapper und treffender zu skizziren, als dies in den folgenden Worten von Frau Lepsius in ihrem Tagebuche geschehen ist. Sie schreibt: „Kleiner, untersetzter Mann mit schwarzer Perrücke, schwarzen, stechenden Augen, freundlichem, breitem Munde mit Gedanken auf der gefurchten Stirn.“

Am 25. Juli 1847 ward dem jungen Paare ein Töchterchen geschenkt, welches den Namen Isis Anna erhielt. Prediger Jonas, der großdenkende Seelsorger des Hauses, fand nichts Unrechtes in der Wahl des heidnischen Götternamens Isis, Bunsen aber nahm seltsamer Weise in allem Ernst Anstoß daran und gab seiner Mißbilligung in einem Briefe Ausdruck. Da antwortete der glückliche Vater in folgendem Schreiben, aus dem uns der frohe Lebensmuth, welcher ihn damals erfüllte, freundlich entgegenschaut:

„Unsere kleine Isis macht uns unendliche Freude; sie gedeiht prächtig. Ihre Mama ist mit dem Rufnamen Anna für sie durchgedrungen. Daß ich den Berlinern, die uns mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, einigen Witzstoff

durch den Namen Isis geben würde, sah ich voraus; man muß ihnen zu Zeiten so einen Brocken hinwerfen, damit sie sich nichts Schlimmeres ausdenken. Einen ernstlichen Anstoß habe ich so wenig wie der treffliche Täufer Jonas darin finden können. An den Kalender hält sich selten noch jemand des Kalenders wegen, und ich würde noch immer Ranke's jüngst gegebene Kindernamen Friedhelm und Maxhelene den kalendarischen Fides, Spes und Charitas oder Titus, Ptolemäus, Sosthenes, Loth, Habakuk, Methusalem u. s. w. vorziehen, obgleich er fast gegen die einzige Vorschrift, die ich gelten lassen würde, keine lächerlichen Namen zu wählen, angestoßen sein würde. Auch hat man keineswegs etwas gegen Namen wie Erica, Berenike, d. i. Veronica oder Emin, wie der junge Wildenbruch heißt, (des hochbegabten Dichters Ernst von Wildenbruch älterer Bruder und unzählige andere, weil sie so wenig im Kalender stehen oder auch sonst einen christlichen Vorgang haben, wie 100,000 ἅπαξ λεγόμενα seit Christi Geburt bis auf uns in allen christlichen Ländern. Auch ist Isis für jeden, der die ägyptische Göttin kennt, ein sehr ehrenvoller Name, der nur an die Urheberin alles Guten, an eine treue Gattin und Schwester, an das Muster und anerkannte Vorbild aller Königinnen erinnert; was die Römer daraus gemacht haben, darf uns so wenig bekümmern, wie ihre Ansicht vom Bilde Jehova's im jüdischen Tempel, und kann den

Namen so wenig verdächtigen wie das Christenthum der Königsberger Mucker den Namen Christian. Wenn ich über's Jahr vielleicht einen Knaben zu taufen hätte, so würde ich nicht nöthig haben, ihn Apis zu nennen, weil Osiris unter einem viel schöneren Namen bereits im christlichen Kalender als Onophrius*) recipirt ist, aber ich würde mich hüten, ihn mit dem gleichfalls christlichen Namen des Typhon „Seth" zu belasten. Ich möchte den sehen, der mit einer Theorie über christliche Namengebung nicht ebenso durchfallen würde, wie vor nicht langen Jahren das Gesetz gegen die Juden, keine christlichen Namen zu führen. Dagegen halte ich es für sehr weise, der Geistlichkeit eine gewisse Freiheit zu geben, unschickliche, anstößige Namen aller Art nach ihrer eigenen, redlichen Beurtheilung auszuschließen".

Der kleinen Anna folgte ein zweites Mädchen Elisabeth**) und dieser vier Knaben, zur großen Freude des

---

*) Un nofer das gute Wesen, die Gottheit als Urheber alles Guten, der griechische Agathodämon.

**) Beide Töchter sind längst vermählt: Anna mit dem Astronomen Professor Valentiner in Karlsruhe, Elisabeth mit dem Pastor Siegel, erst in Tegel, dann in Neuenhagen bei Berlin. Richard, der älteste Sohn, ist Professor für Geologie und Mineralogie an der technischen Hochschule zu Darmstadt und vermählt mit der Tochter von Ernst Curtius. Bernhard, Docent für Chemie am Senkenberg'schen Institut zu Frankfurt a. M., ist

Großvaters in Naumburg, denn obgleich dieser mit sechs Söhnen und drei Töchtern gesegnet gewesen war, sind ihm wunderbarer Weise keine anderen Enkel „Lepsius" geschenkt worden als diejenigen, welche der Ehe seines Sohnes Richard entstammten.

Nach der Taufe verbrachte die Familie schöne Wochen im lieblichen Ilsenburg, der Winter ging in lauter Geselligkeit und stiller Freude an der Erstgeborenen dahin, bis im Februar 1848 die Nachricht von der Revolution in Paris alle anderen Interessen tief in den Schatten stellte. Lepsius hatte schon in Paris den Sturz des Bürgerkönigs Louis Philippe vorausgesehen, und wenn er auch hoffte, daß die neue freiheitliche Bewegung in Frankreich der politischen Entwickelung Deutschlands und Preußens zu Gute kommen werde, so fürchtete er doch, daß auch hier gewaltsame Erhebungen des Volkes unvermeidlich sein würden.

Die Tage wurden immer bänger, die Gefahr rückte immer näher heran, und doch ging — ein merkwürdiger Anblick — im Haus wie bei der Pflichterfüllung des Mannes und im geselligen Leben der Hauptstadt alles den

vermählt mit einer Tochter des Göttinger Historikers Professor Pauli. † Reinhold ist Maler. Der Vater hatte für den talentvollen Sohn in dem neuen Hause in der Kleiststraße ein schönes Atelier erbauen lassen, und Johannes hat jüngst, nachdem er sich vorher mit bestem Erfolg philosophischen Studien hingegeben hatte, seine theologischen Examina absolvirt.

gewohnten Gang. Man fürchtete für Wien wegen der heillosen Metternich'schen Wirthschaft, man hatte offene Ohren für jedes Gerücht: der Kaiser von Rußland sollte vergiftet, Metternich von einem Schlaganfall in Folge der Pariser Nachrichten getroffen worden sein und der Papst die Flucht ergriffen und Rom verlassen haben; für Berlin schwand die Besorgnis trotz der Volksaufläufe in den Straßen an jedem Abend dieses besonders schönen Märzmondes, weil man in gut unterrichteten Kreisen zu wissen glaubte, daß der König große Concessionen zu machen geneigt sei. Endlich drücken die politischen alle anderen Interessen zu Boden, und der ernste akademische Lehrer Lepsius spricht, statt Aegyptologie mit ihnen zu treiben, mit seinen Zuhörern im Privatcolleg über die Tagesereignisse. Da bricht am 18. März 1848 die Berliner Revolution aus, mitten unter den Zugeständnissen des Königs und dem Jubel des Volkes, und über den Verlauf derselben liegen uns interessante Mittheilungen von dem Gatten wie von der Gattin vor. Die Politik übt in jenen Tagen eine solche Macht auf jeden rechten Mann, daß auch Lepsius sich gelegentlich mit in sie einmischt. — Als Abeken, da es gerade noth that, ihm eine gute, bündige Proklamation für den Prinzen von Preußen, den Lepsius besonders schätzte, gebracht hatte, trug er sie sofort in die für ihn thätige Druckerei und ließ sie durch

den Factor drucken, anschlagen und vertheilen. Er begriff völlig, daß die Revolution einen großen Fortschritt im politischen Leben seines Vaterlandes bezeichne, und die Frau sagt, daß die Kreuzzeitungsleute ihnen ihre Stellung links verübelten. Die Familie Bismarck hatte mit ihnen im selben Hause gewohnt, und als an einem heiteren Abend freiheitliche Volkslieder und „noch ist Polen nicht verloren" bei ihnen gesungen worden war, schrieb Frau Elisabeth: „Gott Lob, daß Bismarcks ausgezogen sind; er würde uns sonst als Republikaner in die Kreuzzeitung bringen." Wie die Zeiten und Menschen sich ändern! Diese, glücklicherweise, bisweilen auch zum besseren und größten.

Im September 1848 reiste Lepsius nach Frankfurt, und aus den Briefen an seine Gattin geht hervor, mit wie warmem Interesse er dort den parlamentarischen Verhandlungen in der Paulskirche gefolgt ist. Von dem Staatsmanne Bunsen hatte er mancherlei gelernt, und wir haben gesehen (S. 146), wie eifrig er zeitweise dem Verlaufe der preußischen Kirchenpolitik gefolgt war. Im Ganzen schloß sich seine politische Gesinnung an die des Gönners in London. Er wollte nicht nur Gelehrter und Vater, sondern auch Staatsbürger sein und hielt es 1848 für Recht, „daß jeder wenigstens einer Fahne folgen wolle, und lieber einer schlechten als gar keiner".

Als im Anfang des Jahres 1849 seinem Vater die

politischen Verhältnisse das Verbleiben in Naumburg und unter den Stadtverordneten dieses Ortes (er hatte 1847 sein Staatsamt niedergelegt) unleidlich zu machen drohten, schrieb er ihm: „Solltest Du Dich wirklich entschließen, Naumburg zu verlassen, so würdest Du gewiß hier in Berlin bei weitem die meiste Befriedigung für Deine höheren geistigen Bestrebungen und Interessen, die an sich weit über allen politischen stehen, finden: Bibliotheken, Kunstsammlungen, gelehrte Verbindungen aller Art würden Dir offen stehen, und in dem engeren Kreise unseres Hauses, unserer Verwandten und nächsten Freunde würdest Du die Ruhe, Freude und Liebe ganz im alten Sinne, wie sie Dir zum innersten Bedürfnis Deines Lebens geworden sind, wiederfinden."

Trotz der geringen Werthschätzung, welche er in diesen Sätzen den politischen Interessen zollt, ist er doch der politischen Entwickelung seines Vaterlandes bis ans Ende mit warmer Theilnahme gefolgt. 1849 schreibt er Bunsen den Hauptantheil an des Königs Schwenkung nach einer von Oesterreich unabhängigen Politik zu, und betont dann, nachdem sich die Verhältnisse trüber und trüber gestaltet hatten, immerfort die Nothwendigkeit eines kräftigeren Hervortretens der preußischen Macht, welcher die Hegemonie über Deutschland zukomme.

Er war Friedrich Wilhelm IV. zu großem Danke ver-

pflichtet und erkannte die Huld, welche dieser Monarch ihm persönlich erwiesen, und das Verständnis, das derselbe für seine Arbeiten und Bestrebungen stets gezeigt hatte, voller Erkenntlichkeit an, aber schon 1850 spricht er sich tief bekümmert über die preußische Politik aus. Der Waldeck'sche Prozeß erfüllt ihn mit Entrüstung, und 1850 schreibt Frau Elisabeth, das Echo der Ansichten ihres Gatten, in das Journal: „Unser stolzes Preußen, der einzige Hort deutscher Hoffnungen, nun wieder Oesterreichs und Rußlands Befehlen gehorsam! ... Nie habe ich Richard so niedergeschlagen wie jetzt gesehen um der Politik willen. In W. Grimm's Augen hab' ich Thränen gesehen über Preußens, Deutschlands Schmach. ... Der Prinz von Preußen soll außer sich sein über die schmachvolle Wendung der Dinge. ... Er wird jetzt von allen Parteien als einzige Rettung Preußens dargestellt". Nach der Olmützer Demüthigung und dem wackeren Einstehen der Hessen für ihre Verfassung schreibt sie: „Jacob Grimm sagte neulich: Ich bin stolz ein Hesse zu sein. O wir Armen, daß wir sagen müssen: Schäme sich, wer Preuße ist! In den schlimmsten Tagen der Revolution war man nicht so verfahren und hoffnungslos, so ganz geschlagen wie jetzt ... Der König, der Alles billigt und dabei heiter und vergnügt sein soll!" Dennoch hängt sie warm an Friedrich Wilhelm IV. und sagt von ihm: „Welch ein Charakter! So edel, so ge-

wissenhaft, so gütig, so umfassenden Geistes, und doch kein großer Mann." Nachdem Friedrich Wilhelm IV. später Berlin verlassen hatte und nach Potsdam übergesiedelt war, schreibt Lepsius dem Vater: „Hier macht uns die Abreise des Königs auch den Eindruck eines Sterbefalles. Das Andenken an ihn ist sehr jammervoll. Andererseits zieht mit des Prinzen Regentschaft wieder neues Leben ein. Mit der schicklichen Ruhe und ohne Überstürzung wird sich bald vieles zunächst in den leitenden Männern und dann in den allgemeinen Tendenzen ändern." Beim Anbruch der sogenannten „neuen Aera" gab Lepsius seiner Freude lebendigen Ausdruck.

Mit welcher Begeisterung ist er später der Erhebung seines Vaterlandes unter König Wilhelm I. gefolgt. Unser erhabener Kaiser ist ihm auch ein gnädiger Herr geblieben, und Lepsius hat stets zu den wenigen Auserwählten gehört, welche zu den Theeabenden im kaiserlichen Schlosse geladen wurden. Unserem Collegen Dümichen gegenüber nannte der Kaiser die Aegyptologie eine „in Deutschland durch unseren Lepsius in's Leben gerufene Wissenschaft", und auch gegen den Verfasser dieses Lebensbildes sprach sich derselbe große Monarch in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheiten des Herrn Großherzogs und der Frau Großherzogin von Baden mit einer an Freundschaft grenzenden Wärme über den Altmeister seiner Wissenschaft aus.

Charakteristisch für Friedrich Wilhelm IV. und sein Verhältnis zu Humboldt ist die folgende von Frau Lepsius mitgetheilte wahre Begebenheit. Ein Freund war mit Lepsius und Anderen nach Potsdam geladen worden und bat dort den König naiver Weise, bei dem Herzog von Braunschweig, welcher gleichfalls zugegen war, ein gutes Wort für ihn einzulegen, da er Musikdirector in Braunschweig zu werden wünsche; und der Monarch versetzte: „Da kann ich nichts für Sie thun; Sie müssen sich an Humboldt wenden.“

Wer auch immer von geistig bedeutenden Männern nach Berlin kam, besuchte das Lepsius'sche Haus. Einmal kehrte der treffliche Missionär Krapf dort ein und ward mit Lepsius zu Hofe geladen. Bei Tafel fragte der König den Heidenbekehrer, Sprachforscher und Geographen: „Wie lange denken Sie noch in Afrika zu bleiben?“ und dieser versetzte: „Bis ich todt bin. Meine ganze Familie liegt dort begraben, und wo die weilt, ist doch meine Heimat.“

Außer den Collegen von der Universität und einheimischen und fremden Gelehrten kamen auch Kammerdeputirte von allen Schattirungen in das Lepsius'sche Haus. Den Gesprächen der Männer, welche manchmal zu lebhaften Debatten wurden, zuzuhören, machte Frau Elisabeth nicht nur das größte Vergnügen, sondern gereichte ihr auch zu wahrem inneren Gewinn. Drei Jahre nach ihrer

Vermählung schreib sie: „Bedeutende Leute verschiedener Gesinnungen bestärken die in Richard's Charakter liegende Toleranz und lehren mich, jeden zu nehmen, wie er ist, und mich daran zu freuen."

Am 9. Nov. 1851 wurde die Taufe des dritten Kindes*) und ersten Sohnes gefeiert. Pathen waren der Großvater Lepsius, Bunsen, dessen Stelle Abeken vertrat, Jacob Grimm, der große Geograph Carl Ritter, Ehrenberg und mehrere andere Herren und Damen.

Lepsius hatte Bunsen mit folgenden Worten zu Gevatter gebeten:

„Nachdem Sie fast bei allen meinen geistigen Produkten von nah oder fern Gevatter gestanden haben, kommt mir sehr natürlich der lebhafte Wunsch, daß auch eins meiner leiblichen Kinder zu Ihnen in dieses schöne Pietätsverhältnis treten möchte. Ihre freundschaftliche Theilnahme und väterliche Liebe, die Sie mir jederzeit weit über meine Fähigkeit würdiger Erwiederung hinaus geschenkt haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir auch diesen Wunsch gern erfüllen werden. Für das Kind aber ist Ihr Name eine Mitgift, deren Werth mit jedem Jahre wächst, und ich freue mich auch im Geiste der Zeit, wenn ich ihm die Bedeutung derselben einst zu vollem Verständnis bringen

---

*) Carl Richard Georg Lepsius, geb. am 19. Sept. 1851.

werde. Meine Frau hält darauf, daß er mit meinem Namen gerufen werden soll; außerdem soll er noch Carl heißen, nach meinem Vater, nach Ihnen und nach Carl Ritter. Zwischen beiden wird vielleicht noch ein dritter eingeschoben, über den wir noch schwanken; doch wird es weder ein Pachomius, noch ein Onofrius oder Nilus werden, sondern ein ehrlicher deutscher Name, vielleicht Jacob nach Ihrem Mitgevatter Jacob Grimm“ u. s. w.

Bei der Taufe erwies es sich, daß statt des noch unbestimmten Namens nicht Jacob, sondern Georg gewählt worden war, und zwar nach dem ersten bekannten Stammvater der Lepsius'schen Familie Georg Leps. *) Es ging

*) Aus dem von Vater Lepsius bei Gelegenheit der Taufe seines ältesten Enkels Richard verfaßten Schriftchen „die Stammhalter der Familie Lepsius. Naumburg. 1851“ ersehen wir, daß das Geschlecht der Lepsiaden ursprünglich Leps hieß und seinen Namen wahrscheinlich dem Dörfchen Leps im Anhalt-Dessauischen Gebiete, doch wohl dem Stammsitze der Familie, verdankt. Vielleicht kommt er von dem wendischen Lipz, der Lindenbaum, her, welches Wort auch dem Namen der Stadt Leipzig zu Grunde liegen soll. Der älteste nachweisbare Stammhalter ist der Weißgerbermeister Georg Leps zu Trebbin in der Mittelmark, welcher 1699 starb. Der Enkel dieses Georg war der Erste, welcher den Namen Leps in Lepsius verwandelte. Sein Vater, der neben der Weißgerberei einen Leder- und Wollhandel betrieb, „und sich wohl genährt und bei seinen Mitbürgern in Ansehen und Achtung gestanden“, hatte ihm schon bei der Taufe — als habe er ihn zum Gelehrtenbestimmt — die lateinischen Namen Petrus Christophorus gegeben. Er war es, der die Familie nach Naumburg führte,

munter her bei diesem Feste, und die Taufmutter hat auch die Toaste, welche gehalten wurden, in knappen Umrissen aufgezeichnet. Der, welchen Jacob Grimm auf des Großvaters Gesundheit ausbrachte, ist so charakteristisch für jenen, daß er jedem, der den herrlichen Gelehrten und Menschen gekannt hat, ebenso ergötzlich erscheinen wird, wie er für die Taufmutter beunruhigend gewesen sein mag. „Ich bin", so ungefähr fing er an, „gern auf einer Kindtaufe; da geht es viel ordentlicher her als bei Hochzeiten und Leichenschmäusen, bei denen man gewöhnlich von den Hauptpersonen nichts zu sehen bekommt." Dann tadelte er die jetzigen Taufen, die vielen Pathen, an denen es bei dem jungen Carl Georg Richard nicht gefehlt hatte, und sagte, daß es früher viel feierlicher zugegangen sei. Da wären nur zwei Pathen gewesen, das Kind sei ganz ausgezogen worden — da hätte man mehr zu sehen bekommen — und man habe es in das Taufbecken untergetaucht, dann aber ihm ein Westenhemdchen übergedeckt. Die Pathen hätten ganz andere Bedeutung gehabt. Das Kind habe später zu allen Feiertagen zu ihnen kommen müssen und ein Angebinde von ihnen erhalten. Die Kirche hätte in der Taufe eine Wiedergeburt gesehen, und diese darum viel

---

und ist als Dr. jur., Verwalter mehrerer Gerichtsstellen, Domprobst 2c. 1793 gestorben. Er, der Urgroßvater Richard Lepsius', war, wie dessen Großvater und Vater, ein Rechtsgelehrter.

mehr Bedeutung gehabt; darum sei das Kind auch gleich getauft worden. Dann sagte er, meistens überlebten die Pathen das Kind nicht lange (allgemeiner Widerspruch), sein Pathe sei ein halbes Jahr nach seiner Taufe gestorben; indeß seinen Namen könne der Junge ja aus den Büchern lernen. Der Knabe habe drei Namen, und das sei eigentlich dumm. (Dies Wort wurde stark betont, und Frau Lepsius ward es schwül zu Muthe.) Er brauche doch gewißlich nur einen, denn wenn er einmal auf der Straße herumtollen werde mit anderen Jungen und die Mutter werde ihn vom Fenster aus rufen, so werde sie nicht schreien: „Carl — Georg — Richard" komme her, sondern Richard komm her! Er habe immer gehorcht und gewartet, ob der Prediger nicht auch „Jacob" vorbringen werde, aber vergebens. Was denn an dem Namen auszusetzen sei? Es sei zwar ein jüdischer Name, aber der Jacob sei auch ein guter Mann gewesen, und er könne noch manche treffliche Leute nennen, die Jacob geheißen. Ihm gefalle der Name sehr gut, und es thue ihm doch leid, daß der Junge nicht so genannt worden sei."

Zu den letzten Worten fügt Frau Lepsius die Bemerkung: „Mir auch in diesem Augenblick, und auch später noch, sehr."

Hier brechen wir die Skizze dieses Toastes ab. Dem biederen Mann war es nahe gegangen, daß er die Pathen-

würde bei dem Erstgeborenen seines lieben Lepsius mit so vielen theilen sollte, und er hätte den Kleinen gern mit seinem guten Namen, wie ihm in Aussicht gestellt worden war, heranwachsen sehen. Eine Herzensmeinung zurückzuhalten war nie seine Sache; aber nichts lag dem Kindergemüthe dieses Riesen im Reiche der Wissenschaft ferner als die Absicht, Verlegenheit zu bereiten.

Sein Bild lebt mit voller Lebendigkeit in meiner Seele fort. Viele Jahre hat meine Mutter, und ich bei ihr, das gleiche Haus in der Lennéstraße mit den Grimms bewohnt, und ich weiß, wie Recht Frau Lepsius hatte, als sie in ihrem Tagebuche sagte, es gäbe nichts Wohlwollenderes und Gemüthlicheres auf der Welt als Wilhelm Grimm's Frau; bei ihr fühle sich jeder wie bei einer lieben Mutter. Die Güte und heitere Freundlichkeit, mit der sie auch uns Geschwister beglückte, — wer von uns hat sie vergessen? Wenn mir Jacob auf dem Schulweg begegnete, strich er mir jedesmal über das Haar und sagte: „Hurtig Blondkopf". — Später ist es Jacob Grimm gewesen, der mich mit Lepsius bekannt gemacht hat; Frau Grimm sah ich zum letzten Male, als sie mir vortrefflichen Fruchtsaft an das Krankenbett brachte. Jede Erinnerung an sie bezieht sich auf etwas Freundliches und Liebes.

Die Grimm's waren von allen gelehrten Freunden des Lepsius'schen Hauses, wenn wir Abeken ausnehmen,

dem Hausherrn wie der Hausfrau neben Gerhard, dessen Gattin Frau Elisabeth's Seelenfreundin wurde, die liebsten. Auch auf Wilhelm Grimm's Kinder erstreckten sich diese warmen Empfindungen, und besonders auf Hermann, dessen dichterischen Anfängen sie mit Liebe, aber unparteiischer Kritik folgten.

So vergingen die Wochen und Monde. Der Winter gehörte der Arbeit und Geselligkeit in der Stadt, im Sommer zog die Frau mit den Kindern auf's Land. Weitere Reisen, wie die Fahrt nach Oberitalien, wurden gewöhnlich erst im Herbst unternommen. Sehr wohl befand sich die Familie in Park-Birkenwäldchen bei Berlin, das 1852 noch völlig frei auf dem Lande lag, jetzt aber längst von der Weltstadt Berlin aufgesogen worden ist. Der Gatte kam häufig zu den Seinen heraus, mit ihm erschienen Freunde, und in der Ruhe der Villegiatur stellte Frau Elisabeth das Register zu den Briefen aus Aegypten und Aethiopien her. Sie waren A. v. Humboldt gewidmet, und dieser nahm sie mit Dank und Rührung auf, obgleich sich zu Lepsius' Bedauern die Beziehungen zu ihm in Folge einer Angelegenheit, welche Lebende betrifft und darum unerwähnt bleiben muß, getrübt hatte.

Im Sommer 1852 waren die ersten Lieferungen des großen Denkmälerwerkes fertig, und die Vertheilung derselben, auf welche Lepsius schon seit Monaten drang, wollte

nicht zur Ausführung kommen. Endlich ging er ein Mal nach Sanssouci, um Niebuhr die Beschleunigung dieser Angelegenheit an's Herz zu legen, und fand ihn, wie er mit Gerlach auf einer Terrasse spazieren ging. Da trat der König eben auf eine höhere Terrasse heraus, und als er den Aegyptologen gewahrte, rief er: „Lepsius, Lepsius!" hinunter.

Dann schüttelte der Monarch ihm die Hand, und es folgte ein Gespräch, welches wir wegen seiner charakteristischen Form, so wie es unmittelbar darauf niedergeschrieben wurde, mittheilen möchten.

König: „Ich habe Sie ja lange nicht gesehen; Sie sind recht dick geworden."

Lepsius entgegnet Einiges und spricht dann von der Verzögerung der Vertheilung der fertigen Lieferungen des großen Werkes.

König (zu Niebuhr): „Ja wie steht es denn eigentlich damit?"

Niebuhr: „Es steht so, wie Lepsius es darstellt. Majestät haben die Vertheilung befohlen, und sie erfolgt nicht."

König: „Na, woran hängt es denn?"

Niebuhr: „Ich habe schon dreimal deswegen an den Minister geschrieben."

König: „Welchen Minister?"

Niebuhr: „Raumer.“

König: „Na ja, das kenne ich schon! Wenn der was hat, dauert es immer ein Jahr, eh' es heraus kommt. Aber sagen Sie's ihm ja nicht wieder. Purren Sie doch noch einmal an, Niebuhr!“

„Richard hat da auch von Humboldt gehört, daß Niebuhr's geheimnisvolle Sendung diesen Frühling (1852) zum Zweck hatte, Bunsen zu fragen, ob er nicht zurücktreten wolle*), was der natürlich höflich deprecirt hat. Und wen wollte man an seine Stelle setzen? Bismarck Schönhausen, diesen witzigen, suffisanten Junker! Es ist großartig!“

Frau Elisabeth hat später die Bedeutung dieses „witzigen Junkers“ vollauf würdigen gelernt.

In diesem Herbste reiste Lepsius allein nach England und Schottland. In London wirkte er mit Erfolg für die Annahme seines Standardalphabetes. Dabei nahm er den Weg über Leyden, versenkte sich wiederum in die Schätze des dortigen Museums und genoß die Gastfreundschaft des trefflichen Leemans'schen Paares. In Warmond, auf dem Gütchen der Mutter des ausgezeichneten Aegyptologen und Museumdirectors kam ihm der Gedanke, sich auch ein so hübsches Sommerhaus für die Seinen zu erwerben.

---

*) Von dem Gesandtschaftsposten in London.

Frau Elisabeth reiste ihm im September bis Straßburg entgegen, wo sie die Familie des Studienfreundes ihres Gatten, Kreiß, gastlich aufnahm; dann fuhr sie mit ihrem Manne über Stuttgart, München und Nürnberg nach Hause.

Nach der Heimkehr begann das alte Leben von Neuem. Zu den gewohnten Gästen kamen auch der General von Radowitz und der Graf Raczynski, die Frau Lepsius beide scharf und treffend charakterisirt. Sie schließt, nachdem sie bekannt hat, wie staunenswerth ihr Radowitz durch Geist und Wissen erscheine, mit folgender Parallele: „Raczynski führt die Conversation nicht; er überwacht sie mehr und läßt sich erzählen, deshalb liebt er die Gesellschaft geistreicher Leute, während Radowitz ein nur staunendes und zuhörendes Publikum vorzieht, wie er stets zu imponiren bestrebt ist.“

Solche vornehme Besuche gehörten nur zu den Ausnahmen; ihr großer und anregender Kreis blieb fast ausschließlich aus den Koryphäen der Berliner Gelehrtenwelt zusammengesetzt. Gab es am Abend keine Gesellschaft und nahm Lepsius nicht an den Societäten Theil, von denen wir zu reden haben werden, so spielte er Schach und sah es gern, wenn seine Gattin dazu musicirte. Manchmal gab es auch „Singabende“, bei denen Mann und Frau und auch Nichtmitglieder, wie Hermann Grimm u. s. w., mit-

wirkten. Im Winter 1852—53 versammelte sich bei den Lepsius fast jede Woche eine zahlreiche Gesellschaft. Am 7. April wird von einem großen Balle bei ihnen erzählt. „Die alte Garde", schreibt Frau Elisabeth, „rückt vor. Auch ich entschloß mich nach achtjähriger Pause wieder zum Tanz. Zuerst kam's mir wunderlich vor, mich da herumzudrehen, doch allmählich fand ich wieder Vergnügen daran, besonders mit Richard, der wirklich ein sehr liebenswürdiger Wirth war. Es ist so hübsch an ihm, daß er Alles, was er thut, dann auch mit vollem Herzen thut, ohne Vorbehalt, sei es nun Ernstes oder Lustiges."

Bald nahmen die Freuden dieses Winters ein Ende, denn die liebste Freundin ward der Hausfrau entrissen, und im April starb der treffliche Vater des Hausherrn. Sein Kummer war groß.

„Von der ganzen Familie hatte der Vater ihm am nächsten gestanden", sagt Frau Elisabeth. „Er hatte immer die größte Freude und die reinste Theilnahme an Allem, was Richard anging, an all seinen Arbeiten, seinen Erfolgen, seinen Ehren genommen; mit ihm konnte Richard sich über seine ganze geistige Thätigkeit aussprechen, weil er Verständnis für alles Gelehrte hatte, und dazu das lebhafte Vatergefühl, die Freude an unseren Kindern u. s. w. . . Richard denkt nun an jedes Buch, das er schreiben wird

und es dann nicht mehr dem Vater zu dessen größter Freude schicken kann."

Es folgte eine stille Zeit, und in der häuslichen Zurückgezogenheit der folgenden Monate wurden angemessen der damaligen Mode Tischrückversuche gemacht, welche gut gelangen und den Eifer der Hausfrau und ihr Verlangen nach Übersinnlichem stark erregten; Lepsius selbst stand ihnen kühler gegenüber. „Daß wir allmählich alle Hände aufgehoben haben und der Tisch dennoch lief, das haben Richard, Abeken und Eduard gesehen; da es indeß nicht wieder so gegangen ist, meint Richard, wir hätten uns getäuscht."

Als die äußere Trauer endlich abgelegt war, und das Leben wieder seine Anforderungen an das Lepsius'sche Paar stellte, hat die Erinnerung an die Feste von 1852—53 den Grund gelegt zu den vielen hübschen Aufführungen, deren Schauplatz das neu zu erbauende Lepsius'sche Haus werden sollte.

Im October 1853 hatte man der Familie die Wohnung in der Behrenstraße (wegen Hausverkaufs) gekündigt, und so faßte das Lepsius'sche Paar den Entschluß, sich ein eigenes Heim zu gründen. Frau Elisabeth warf sich mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit der sie alles ergriff, auf die Durchführung dieser Idee und entwarf mit dem Maßstabe in der Hand Plan auf Plan, bis sie endlich einen

Riß zu Stande gebracht hatte, der auch die Billigung des Gemahles und der ihm befreundeten Architekten, besonders Erbkam's erfuhr. In der That hat derselbe allen Bedürfnissen der Familie Rechnung getragen; aber die Wahl der Baustelle fiel schwer. Lepsius hatte erst den großen Seeger'schen Holzplatz am damaligen Exercier-, heute Königsplatze, welcher eben parcellirt werden sollte, in's Auge gefaßt, aber hier waren die Grundstücke so theuer, und der Besitzer hoffte so sicher auf die Erwerbung dieses Baugrundes durch den Fiscus, daß sich Lepsius nach anderen Baustellen umsehen mußte. Unter diesem Suchen vergingen lange Wochen, und bevor das Paar mitten im Sommer mit lieben Freunden zu einer Reise nach Lübeck aufbrach, empfing es außer anderen Fremden Oskar von Redwitz, von dem es im Tagebuche heißt: „Er ist der Dichter des viel gelesenen (von uns nicht) und bewunderten sentimental-katholisch-religiösen Amaranth. Ein junger frischer Wiener, naiv, aber gar nicht sentimental; also besser als sein Werk." Die Zukunft hat allerdings bestätigt, daß dieser talentvolle Dichter weit Erfreulicheres zu leisten fähig war als sein berühmtestes Werk.

Während die Frau mit den Kindern im schönen Friedrichroda, Elgersburg und Ilmenau in Thüringen den Rest des Sommers verlebte, reiste ihr Gatte nach Schlieffenberg in Mecklenburg, wohin er von dem Grafen Schlieffen,

der Aegypten mit offenen Augen und gutem Verständnis bereist und aus der Kataraktengegend einen Nubier mitgebracht hatte, geladen worden war. Diesen Afrikaner Namens ʿAli, einen verständigen und seiner Sprache durchaus mächtigen Mann, benutzte Lepsius, wie wir wissen, um manche Lücken in der Nubischen Grammatik, an welcher er fort und fort arbeitete, auszufüllen.

Im Januar 1854 hatte die Berliner Akademie der Wissenschaften beschlossen, Typen für Drucke in Lepsius' Standardalphabet gießen zu lassen, und um dieses auch jenseits des Kanals zur Annahme zu bringen — auch der bekannte Missionar Kölle hatte sich bereit erklärt, es zu verwenden — reiste Lepsius vor Beginn des Februar wiederum nach London. Während er dort mit Geschick und Erfolg für sein Alphabet wirkte, genas seine Frau eines Knäbleins, welches nach der Heimkehr des Vaters bei einem schönen und heiteren Tauffeste den Namen Bernhard erhielt. Dies war der Vorname des Vaters der Frau Lepsius, des berühmten Komponisten B. Klein gewesen. Zu den vielen Pathen des Täuflings gehörten diesmal A. v. Humboldt, die Grafen von Schlieffen und von Usedom, Peters u. s. w. Humboldt's Erscheinen freute nach der Entfremdung, welche zwischen ihm und Lepsius Platz gegriffen hatte, Frau Lepsius ganz besonders; aber die verbindliche Weise, in der er ihr sagte: „Ich danke Ihnen noch besonders, daß Sie

die Gnade gehabt haben, dem Kinde meinen Namen zu geben", konnte sie nicht erwärmen. — Da zugleich mit dem kleinen Bernhard E. Curtius' Tochter Dorothea (später Gattin des älteren Lepsius'schen Sohnes Richard) getauft ward, brachte Jakob Grimm auf beide Kinder einen Toast aus, und diesmal in tief poetischer und herzerquickender Weise. Er verglich in demselben den Knaben mit dem Hagel, der derb und kräftig daherkomme, und das Mädchen mit dem Schnee, der sanft und mild niedersäusele.

Der Frühling verlief mit Ausspähen nach einem Bauplatze und in angenehmer Geselligkeit. Als sie am 25. Mai 1854 Paul Heyse bei Schott zum ersten Male persönlich begegneten, schrieb Frau Elisabeth in ihr Tagebuch: „Ich habe Richard lange nicht so entzückt von einem Menschen gesehen, als von diesem jungen, frischen, offenen, schönen, trefflichen, enthusiastischen, höchst liebenswürdigen Dichter."

Schmerzlich für Lepsius war der Fall seines alten Gönners und Freundes Bunsen, welcher in dieser Zeit erfolgte. Man hatte ihm das Cultusministerium in Berlin angeboten, als er aber Anfangs 54 in London angedeutet haben sollte, Preußen würde im Nothfall mit England gehen, brachte dies den König außer sich, und General von Gröben wurde nach London geschickt, um ihm einen Verweis zu ertheilen. Die Vermittelungsversuche seines Sohnes Ernst, den er nach Berlin geschickt hatte, blieben vergeblich,

und trotz der ernstlichen Verwendung des Prinzen von Preußen für ihn hatte die Camarilla und besonders Gerlach und Manteuffel so starken Einfluß auf den König, daß dieser seinen Freund Bunsen fallen ließ und seine Entlassung annahm.

Bald sollten die Sorgen des Bauherren alle anderen in den Hintergrund stellen, denn ein passendes Grundstück war endlich in der damals noch spärlich bebauten Bendlerstraße gefunden und unter günstigen Bedingungen erworben worden. Der zur Verfügung stehende Platz war umfänglich genug, um neben dem geräumigen Hause einen großen Garten anzulegen. —

Bei der Grundsteinlegung am 18. October 1854, welche natürlich festlich begangen wurde, hielt Lepsius eine schöne Rede, aus der wir später einige Sätze mittheilen wollen, und Freund Abeken verfaßte für dieselbe das folgende Sonett:

Im Grund der Erde wurzelt alles Leben:
Der Baum entfaltet reich der Krone Pracht,
Doch ruht sein Keim in dunkler Erdennacht,
Und nach der Tiefe muß die Wurzel streben.

Soll sich das Haus in heiter'm Schmuck erheben,
So legt der Meister, klug und vorbedacht,
Den festen Grund in tief gegrab'nem Schacht,
Ihn mit der Erde innig zu verweben.

Doch ist ein fester Grund, auf dem wir bauen
Und uns'res Hauses sich'ren Frieden gründen,
Daß gut sich's wohne an dem heil'gen Heerde:

Das ist der Glaub' und freud'ges Gottvertrauen,
Mit dem sich Lieb' und Hoffnung treu verbünden,
Auf daß das Haus zugleich ein Tempel werde.

Sinnigen Geistes hatte Lepsius den Grundstein dahin legen lassen, wo sich später die Wohnstube der Hausfrau erheben sollte, und er motivirte dies in seiner Weihrede mit schönen Worten. Das fertige Haus gewährte mit seinen gothischen Bogen über Thüren und Fenstern, seinen Zinnen an Thurm und Dach, seiner vornehmen Einfahrt, seinem verdeckten Altan im unteren und seinem offenen Balcon im oberen Stockwerk und seinen Inschriften in Steinschnitt einen schönen und stattlichen Anblick.

Als es bezogen werden konnte, schloß Abeken, der frühere Theolog, an das erste Sonett das folgende zweite:

Daß dieses Haus zugleich ein Tempel werde,
Das haben wir dem Grundstein eingeschrieben;
In tiefem Grund ist er versenkt geblieben,
Sich innig zu verweben mit der Erde.

Doch nur von oben kommt das mächt'ge „Werde",
Das ird'schen Keim erfüllt mit Himmelstrieben,
Von oben kommt das Leben und das Lieben,
Zu zünden heilig Feuer auf dem Heerde.

Drum ist zum Himmel Hand und Herz erhoben,
Und betend flehen wir von dort Gedeihen,
Und Schutz und Abwehr jeglicher Gefährde.

O Lieb' und Licht und Geist, o komm von oben,
Um segnend uns'rer Hände Werk zu weihen,
Auf daß dies Haus Dein rechter Tempel werde!

Am 12. Juli 1856 schrieb Lepsius mit eigener Hand die folgenden Sprüche in ein neues Tagebuch seiner Gattin ein:

Gottes Gnad' und Frieden
Sei diesem Haus beschieden.

Ohn' Gottes Gunst
Ist unser Bau'n umsunst.

Diese Sprüchlein über'm Haus
Führ' Du im Büchlein nur weiter aus!

Der zweite Spruch war, in gothischer Schrift und von Arabesken umgeben, über dem breiten Erkerfenster des Zimmers der Gattin auf der Straßenseite des Gebäudes, der erste über der Hausthür in den Stein gemeißelt worden. Die Palme über der Thoreinfahrt sollte an den Palmsonntag erinnern, an dem das Lepsius'schen Paar sich verlobt hatte. Der Wunsch, welchen der erste dieser Sprüche enthält, hat sich erfüllt, denn das Haus in der Bendlerstraße ist in der

That unter Gottes sichtlicher Gunst ein Tempel des Friedens gewesen. Treue Liebe, inniges Familienleben, unerschütterliche Gottesfurcht, — nicht weniger des Mannes als der Frau — ernste, rastlose Arbeit, heitere Übung von Musik und Gesang sowie frohe Gastlichkeit ist in ihm heimisch geblieben, bis das wachsende Berlin Anforderungen an den weiten Raum des schönen Gartens stellte, und Lepsius sich gezwungen sah, es zu verkaufen.

Der Vater war vor der Vollendung des Hauses gestorben; doch die Mutter hatte er noch einladen können, bei ihm „in Berlin auf dem Lande“ zu wohnen; bald wurde ihm indessen die schöne Aussicht „nach dem Kanal und Schöneberg“ verbaut. Das Haus war im Stil der englischen Gothik, den er in Großbritannien lieb gewonnen hatte und wie wenige kannte (S. 157), hergestellt worden. Zu seiner Freude wirkte die ansprechende Form desselben mit dem flachen Spitzbogen über den Fenstern und Thüren und dem Altan mit der gothischen Sandsteinbrüstung so aufmunternd, daß, wie er der Mutter schrieb, „der Nachbar auch gothisch baute, und zwar zwei Häuser auf einmal.“ „Zum dritten, an der Ecke“, fährt er fort, „soll ich ihm mit Geld helfen, dann will der andere Eckmann auch gothisch bauen. Das gibt ein ganzes gothisches Quartier!“

Aber wie ist es so ganz anders gekommen! Das stattliche Gebäude, welches noch späten Enkeln ein Heim sein

sollte, ist von der Erde verschwunden, und von der Bendlerstraßen-Gothik sind nur noch wenige Spuren übrig geblieben. Wo sich in den ersten Jahren nach dem Einzug in das neue Haus Gelegenheit bot, die Schönheit des gewählten Baustiles hervorzuheben, ward sie benutzt. Wenn es z. B. bei feierlichen Veranlassungen zu „illuminiren“ galt, so erleuchtete man seine Front und besonders den großen Balcon mit Lämpchen, welche der Bogenarchitektur nachgingen.

Der schöne Garten machte Lepsius besondere Freude. Nachdem er am Schreibtisch seinen Thee genossen, ging er im Winter wie im Sommer, mochte das Wetter gut oder schlecht sein, etwas in denselben, und er besaß für ihn das „speciellste Interesse und die genaueste Kenntnis“. Liebe Gäste und Freunde des Hauses hatten die Bäume, die ihn bald beschatteten, in feierlicher Weise gepflanzt, zur Erinnerung an die guten Stunden, welche sie unter dem Lepsius'schen Dache genossen und als sichtbares Symbol und Zeichen der jedes Jahr neu grünenden und blühenden Freundschaft. Auch Alexander von Humboldt, Bunsen, die Grimm's, Ehrenberg, E. Curtius u. A. m. hatten ihren Baum gepflanzt, und an jedem stand auf einem Täfelchen der Name dessen, von dem er in die Erde gesenkt worden war. Auch ausländische Freunde, welche nicht nach Berlin kommen und das Pflanzen selbst besorgen konnten, sandten ein Bäumlein. Der mehrfach genannte Director des ägypti-

schen Museums zu Leyden (S. 147 u. 289), schickte z. B. eine Varietät der Betula, welche ein Baumzüchter in Warmond nach ihm Betula Lemansiana genannt hatte. Als die Bäume der ersten Sendung nicht gekommen waren, schickte er andere, und diese gediehen und erinnerten die Familie Lepsius lange an die holländischen Freunde. Der Garten war ein lebendiger, schattiger Freundschaftstempel, und wie schöne Feste sind darin gefeiert worden!

Dieselbe Sinnigkeit, welche diese Baumpflanzung in's Leben gerufen und den Grundstein unter die Wohnstube der Hausfrau gelegt hatte, zeichnete auch die Aufführungen und Darstellungen aus, welche in den schönen, weiten Räumen des Hauses oft am Geburtstage des Familienhauptes kurz vor Weihnachten veranstaltet wurden. Die Ideen gingen gewöhnlich von der Frau Elisabeth selbst aus. So führte man einmal ein Märchen auf, welches von lebenden Bildern unterbrochen wurde, deren Darstellung die Kinder und kleine Freunde derselben unternahmen. Der Gegenstand war das Standardalphabet (S. 124) des Vaters, welches als Fräulein Alphabeta Standarda personificirt und in seinen Entwickelungsstadien vorgeführt wurde. Alles war so glücklich wie munter erfunden, ward im besten Märchenstil vorgetragen und dabei mit vielen lustigen und satirischen Anspielungen gewürzt. Einmal wurden lebende Bilder nach antiken Figuren und den Flax-

mann'schen Bildern gestellt, dann wieder traten die Bäume des Gartens auf. Schon früher war auch das Schatzhaus des Rhampsinit nach Platen einmal aufgeführt worden. Ähnliche Darstellungen, welche immer eigenartig, sinnvoll und bis in's Einzelne vortrefflich durchgeführt waren, erfreuten die Gäste, die Kinder, welche gewöhnlich mitzuspielen hatten, und besonders die Wirthe selbst. Auch wenn ein Ball gegeben wurde, fehlte es nicht an besonders hübsch ausgedachten Cotillon-Touren, zu denen der treue Hausfreund und Poet Abeken die Verse dichtete.

Am 14. Juli 1857 ward der dritte Knabe geboren und erhielt bei seiner Taufe am 2. August den Namen Reinhold nach dem unvergessenen Bruder, welcher in den Armen des Taufvaters 29 Jahre alt zu Rom verstorben war.

Im September desselben Jahres hatte das Lepsius'sche Paar die besondere Freude, Bunsen zum ersten Male im eigenen Hause begrüßen zu dürfen. Er war von Friedrich Wilhelm IV. eingeladen worden, an der in Berlin tagenden Versammlung der »evangelical alliance« theilzunehmen. Wohl hatte der König ihn als Staatsmann fallen lassen, aber der Einladungsbrief, den er ihm nach Heidelberg, wo der frühere Gesandte nun wohnte, geschickt hatte, war so herzlich und dringend, als habe jener dem „Entlassenen" die alte Freundschaft bewahrt. Bunsen

müsse kommen, schrieb der König, erstens um der Sache selbst, zweitens um seines (Bunsen's) Ruhmes willen, und drittens dem König zu Gefallen! Voll Begeisterung sprach dieser über die „Alliance“. Zuletzt fügte er sehr herzlich hinzu, Bunsen dürfe es einem alten, treuen Freunde nicht abschlagen, daß er für seine Hin- und Rückreise und für seine Wohnung im Schlosse als Gastfreund Sorge trage. Bei Bunsen's Ankunft umarmte ihn der König vor dem ganzen Hofe, aber er hat ihn später nur noch einmal zu sich entboten und gesprochen. Die Camarilla haßte den freidenkenden Mann, und der König war schon gewöhnt, sich ihr zu fügen.

Lepsius' Freude, den verehrten Gönner und väterlichen Freund bei sich zu empfangen und im eigenen Hause umherzuführen, war dagegen unbeschränkt und so groß wie herzlich. „Bunsen“, schreibt Frau Elisabeth, „war den Sonntag (13. September 57) so liebenswürdig und prächtig wie je. Bei Tisch brachte er unsere Gesundheit mit einem kleinen speech aus, worin er zuerst aussprach, wie er sich freue, einmal wieder in Berlin zu sein, das er geglaubt habe, nie wieder betreten zu können, und wohin er nun auf so ehrenvolle Weise gerufen worden sei, daß er freudig habe kommen können. Einer der Lichtpunkte seines hiesigen Aufenthaltes sei aber, daß er uns so schön und trefflich eingerichtet finde. Er sprach nun in der innigsten und herz-

lichsten Weise aus, wie er sich unseres Familienglückes freue, das Gott fernerhin segnen wolle, daß: Dein Weib wie ein fruchtbarer Weinstock sei, Deine Kinder wie Ölzweige um Deinen Tisch. Er erinnerte auch daran, daß seine Freundschaft mit Lepsius nun schon über 20 Jahre bestehe, daß er ihn liebe wie einen Sohn; ja auch mich (Frau Elisabeth) schloß der theure Mann in seinen Liebeskreis: „Ich liebe Euch wie meine Kinder."

„Wie warm und tief bewegt wurden wir durch seine Rede, von der ich hier nur Weniges so unvollkommen wiedergegeben habe. Wenn es möglich wäre, würde ich Bunsen immer noch lieber gewinnen. Wo findet man wohl sonst bei einem gleich bedeutenden Manne solche Wärme und Herzlichkeit der Gesinnung, solche innige und treue Freundschaft?"

Jede freie Stunde brachte Bunsen im Lepsius'schen Hause zu, und dasselbe ward in dieser Zeit zum Schauplatz eines großen Festes, welches zu Ehren des verehrten und geliebten Gastes veranstaltet war und zu dem auch einige hervorragende Mitglieder der Alliance geladen wurden. Wie angenehm es dem gelehrten Staatsmanne sein mußte, hier Ehrenberg und Gerhard, J. Grimm, den er noch nicht kannte und mit dem er sich lange unterhielt, Pertz, Peters, Pinder, Geffken, Schelling, Stüler, Olfers, seinen früheren Gesandtschaftsprediger Abeken, den Ge-

neralsuperintendenten Hoffmann, den württemberger Geistlichen Dr. Barth und viele andere Häupter der Wissenschaft und der evangelischen Kirche beisammen zu finden, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Für Lepsius war es eine besondere Freude, in diesen Tagen jenen Lobstein, durch den er in Bunsen's Namen zuerst zum Studium der Aegyptologie aufgefordert worden, und welcher seitdem französischer Gesandter in Schweden geworden war, wiederzusehen.

Die Alliance, zu der sich Mitglieder aus allen Welttheilen zusammengefunden hatten, tagte in Berlin, hielt Sitzungen und lieh vielen Rednern das Ohr, aber die großen Resultate, welche man sich von diesem Congreß versprochen hatte, blieben aus oder verliefen im Sande; ja kurz vor seinem Abschluß wurde ihm durch den streng orthodoxen Pastor Krummacher aus Westphalen, den Vetter des Berliner Predigers, der Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt. Dieser Zelot sprach in der vorletzten Versammlung öffentlich und zwar im Ton des Anklägers sein Bedauern aus, daß der berühmte französische Kanzelredner Merle d'Aubigné auf dem Eisenbahnperron einen Mann umarmt und geküßt habe, dessen Rationalismus und Romanismus der Versammlung ein Gräuel sein müsse; der also Verfehmte aber war kein geringerer als Bunsen. Leider blieb dieser lächerliche Anfall nicht unbeachtet, sondern rief ein höchst unerquickliches Für und Wider hervor.

Nach diesen bewegten Tagen ging das Leben im Lepsius'schen Hause den gewohnten Gang. Die Lieblingsspiele des Gatten, Boccia im Garten und Schach im Zimmer, füllten die Mußestunden angenehm aus, zu den alten Gästen kamen neue, wie der Begründer des „rauhen Hauses" in Hamburg (Wichern), dessen Bestrebungen Frau Elisabeth mit Begeisterung erfüllten, der Dichter von Putlitz und der prächtige Erdmann aus Halle, der ihnen manches Mahl mit seinem liebenswürdigen Humor würzte. Auch Humboldt erschien bisweilen und erzählte viel über den traurigen Zustand des Königs. Einmal hatte er ernste wissenschaftliche Fragen, und zwar mit vollem Eingehen von Seiten des Monarchen, mit diesem behandelt, und als dann die Rede auf Potsdam kam, wo er gerade weilte, konnte sich der Unglückliche nicht mehr besinnen, was das für ein Ort sei. Als Lepsius in dieser Zeit (1858) das fertige Königsbuch dem Prinzen von Preußen (unserem Kaiser) überreichte, zeigte sich dieser voller Interesse, und der Verfasser sagte nach dieser Audienz, es sei ihm besonders das ruhige, klare, wohlwollende Wesen des Prinzen gegenüber dem geistreich lebhaften, unruhigen des Königs aufgefallen.

1857 war Mommsen nach Berlin berufen worden und verkehrte freundschaftlich mit den Lepsius; in wissenschaftlichen und besonders chronologischen Fragen gab es

aber manchen Streit zwischen diesen beiden großen Gelehrten.

Um seiner Gesundheit willen arbeitete Lepsius viel im Garten, und was das Grundstück an Gemüse, Früchten, Eiern und Milch (man hielt Hühner und eine eigene Kuh) eintrug, ward Hathor-Kohl, Hathor-Äpfel u. s. w. genannt. Hermann Grimm hatte den eigenen Producten der Freunde diesen Namen gegeben und dabei an die große Göttin gedacht, die in Dendera „die Spenderin aller Güter des Lebens" genannt wird und als weibliches Prinzip auch in der Natur die Gaben gebiert, die dem Menschen Unterhalt und Genuß gewähren.

1858 kamen auch die Brüder Schlagintweit von ihrer erfolgreichen Reise durch Asien nach Berlin und würden die von ihnen gesammelten Gegenstände gern dorthin verkauft haben, aber dagegen trat mancherlei ein, und sie hatten in der preußischen Residenz überhaupt kein Glück. Es war ihnen gelungen, so erzählt Frau Lepsius, einen weißen Esel vom Himalaya gesund und munter nach Berlin zu schaffen. Als er ankam, hatte sein Transport 2000 Thaler gekostet. Nun galt es, ihn vom Bahnhof aus in den zoologischen Garten zu schaffen; aber in der Potsdamer Straße ward er störrig und wollte seinen Führern nicht mehr folgen. Da legten sie ihm einen Strick um den Hals, um ihn gewaltsam vorwärts zu ziehen, und dabei

erstickte und starb eines unerwarteten Todes der weiße Esel vom Himalaya zu Berlin in der Potsdamer Straße. —

Während des Spätsommers 1858 hielt sich die Familie wieder in Ilsenburg am Harze auf, und im December desselben Jahres schenkte Frau Elisabeth ihrem Gatten den vierten und letzten Knaben. Er empfing den Namen Richard Ernst Johannes, und unter den Pathen befanden sich des Hausherrn treuer Studiengenosse A. Kreiß (S. 46), damals Pfarrer in Straßburg, sowie E. Curtius, „unser herrlicher, idealer Freund". Nach der Taufe schrieb Frau Elisabeth: „Möchte sein Name Johannes mich stets daran erinnern, daß es meine große, heilige Aufgabe ist, ihn heranzubilden zu einem rechten Johannes, zu einem Solchen, der den Herrn recht lieb hat, der nachfolgt seinen Fußtapfen." Dieser Johannes ist nunmehr, nachdem er als Philosoph und Ästhetiker vielversprechende Erstlingsarbeiten geschaffen, Geistlicher geworden.

Im April 1859 reiste Lepsius zur Säcularfeier der Akademie nach München und lernte dort den trefflichen Thiersch, J. v. Liebig, Riehl, E. Geibel und andere Gelehrte und Künstler kennen. Mit seinem alten Freunde, dem berühmten Architekten v. Klenze, war er viel zusammen, auch suchte er Kaulbach in seiner Werkstätte auf. Im Sommer 1859 erfrischte sich Lepsius mit seinem Freunde Wiese durch einen Ausflug nach Rügen und im Spätherbst

mit seiner Gattin und dem ältesten Töchterchen durch eine Reise nach der sächsischen Schweiz und Dresden, wo sie auch Schnorr von Karolsfeld kennen lernten. „Ich“, schrieb Frau Elisabeth, „blickte mit einer Art von Andacht zu dem ältlichen und hageren, aber feinen und geistig belebten Gesicht des Mannes empor, in dessen Compositionen sich ein so tief und ernst christlicher Sinn ausspricht.“ Wir erfahren hier auch, daß das berühmte Souchay'sche Schlößchen bei Loschwitz a. d. Elbe eine in's Große geführte Nachbildung des Lepsius'schen Hauses ist, welches dem Besitzer und seinem Baumeister Arnold in Berlin, wohin sie, um Häuserschau zu halten, gereist waren, ganz besonders gefallen hatte.

Alexander v. Humboldt's Heimgang (6. Mai 1859) hatte Lepsius und seine Gattin tief bekümmert; aber es warteten ihrer in den folgenden Monaten noch andere schwerer zu tragende Todesfälle. Bald nach ihrer Heimkehr starb Jonas, der treue, großherzige Seelsorger des Hauses, und sein Scheiden erfüllte das Lepsius'sche Paar mit großer Trauer. Der Freimuth und die Unerschrockenheit, mit der er in Tagen der tiefsten Verfinsterung des kirchlichen Lebens in Preußen die Freiheit der religiösen Überzeugung vertheidigt und bethätigt hat, wird sein Andenken noch lange unter denen lebendig erhalten, die ihn, eine wahrhaft vornehme, tiefe und unendlich liebenswürdige Persönlichkeit, gekannt

haben. Aber es war der Familie noch ein anderer schmerzlicher Verlust beschieden, denn am 28. November 1860 starb Bunsen, der Mann, dem Lepsius am meisten verdankte, und an dem er mit der Liebe eines Sohnes gehangen hatte. Am 3. Januar 1861 verschied dann Friedrich Wilhelm IV., und die pietätsvollen Worte, mit denen die Frau viele Blätter ihres Tagebuches über denselben füllt, sind als Nachklang der Empfindungen anzusehen, welche der Gatte diesem Könige weihte, dessen Schwächen er nicht übersehen konnte, dessen große Eigenschaften er aber gern hervorhob, um sie dankbar zu rühmen.

Zu den alten Freunden des Hauses trat Droysen, der 1859 nach Berlin berufen worden war; aber als treuster und liebster Genosse behauptete neben den Pinders und Partheys, neben Erbkam, den Grimms, Trendelenburgs, Brandis, Olshausens, v. Sybel, Beselers, Geffken, Duncker, dem späteren Unterstaatssekretair v. Tiele, Georg v. Bunsen, den Wilmowskis, dem Grafen Usedom, dem geistlichen Palästinareisenden Strauß, neben Wichern, Meyer von Rinteln, der liebenswürdigen Mrs. Curtis, die auch uns nahe gestanden hat, dem Verleger Hertz, dem Grafen Schlieffen, Weidenbach, den Homeyers, den Balans und Salpius, den Wieses, dem Peters' und Drake'schen Paare, dem Reisenden Robinson, den Weiß u. s. w., „Onkel Abeken“ immer noch den obersten Platz, und wenn diesem tüchtigen Manne

in Folge des interessanten Busch'schen Buches „Graf Bismarck und seine Leute“ und den in demselben über Abeken vorkommenden Stellen etwas Komisches anhaftet, so lehrt das Tagebuch der Frau Elisabeth, daß er ein tiefes, treues Gemüth besaß, daß sein rascher Geist jeden Vorfall des Lebens poetisch aufzufassen und zu verwerthen verstand, daß er ein guter, zu jedem Dienste bereiter Rathgeber und dazu ein unermüdlicher Arbeiter war; ja er, der Gesprächige, welcher sich auf jedem Gebiete des Wissens so heimisch gemacht hatte, daß ihn Lepsius zu den kenntnisreichsten Männern seiner Zeit zählte, verstand es auch, wo es die Pflicht erheischte, wie wenige zu schweigen. Wurde er nach politischen Dingen (wie die Wiedereinführung der Verfassung von 1831 in Hessen, deren Bearbeitung ihm oblag) gefragt, so war seine einzige Antwort: „Ich habe heute die Zeitung noch nicht gelesen.“ Nicht minder treu als den Lepsius war er den Bunsens ergeben gewesen, und wer da weiß, mit wie standhaftem Muth er neben der Gattin des Gesandten in Rom während der schlimmsten Cholerazeit ausgehalten hat, und welche Opfer er, wo es Noth that, für Freunde zu bringen geneigt war, der wird seine kleinen Schwächen gern übersehen. Wem Fürst Bismarck wie ihm vertraut hat, der ist kein geringer Mann gewesen. Was an ihm zum Lächeln reizte, war höchstens seine kurze Gestalt, sein bisweilen über das Maß

hinaus lebendiges Wesen und jene Sentimentalität, welche auch Frau Bunsen nicht immer genehm war. Diese bedeutende Frau schätzte ihn dennoch sehr hoch, aber gelegentlich bat sie ihn doch, ihr weniger von seinen Gefühlen und mehr von Thatsachen zu schreiben. Jedenfalls hatte diese Sentimentalität nichts Gemachtes, sondern quoll aus einem tiefen, vielleicht nur zu weichen und eindrucksfähigen Gemüthe. — Der liebste Logirbesuch war, solange er in Göttingen lehrte, E. Curtius, und seine Wiederberufung nach Berlin gereichte dem Lepsius'schen Hause zur größten Freude. Auch wenn Max Müller aus Oxford kam, ward er mit offenen Armen empfangen, und wie lieb Lepsius ihn hatte, geht nicht nur aus dem Journal seiner Gattin, sondern auch aus seinen Briefen an Bunsen hervor. Unter den jüngeren Freunden hatte es Georg v. Bunsen am besten verstanden, die Herzen der Familie zu gewinnen.

Frau Elisabeth leitete die Erziehung der Kinder im Einzelnen mit der höchsten Sorgfalt und Liebe und ermüdete sich dabei oft bis zur Erschöpfung; der Vater gab die Methode an, nach der er die Ausbildung der Knaben behandelt zu sehen wünschte. Nur bei ernsteren Fragen trat er mit ein und gab den Ausschlag. Als der Frau um Ostern 1862 von den Schwestern des Hausarztes Hofmeyer, zwei Damen, die eins der ersten Töchterinstitute Berlins leiteten, von einem 12jährigen Waisenkinde von

englischer Herkunft und aus guter Familie erzählt wurde, welches mittellos und allein in der Welt dastehe, zeigte sich Frau Lepsius sogleich bereit, es aufzunehmen und als siebentes ihren eigenen sechs Kindern beizugesellen. Der Gatte gab ihr schnell nach, und sie hatten diese freundliche That nie zu bereuen, denn Ellen wuchs zu ihrer Freude zu einer lieblichen Jungfrau heran. Sie ist in jeder Hinsicht wie die eigenen Töchter des Hauses gehalten worden und, wie diese, längst einem Gatten gefolgt.

Auch nach der Thronbesteigung des Königs Wilhelm folgte Lepsius der Politik mit Aufmerksamkeit und versäumte keine Pflicht des Staatsbürgers. 1862 ward er zum Wahlmann der ersten Wählerklasse seines Bezirkes gewählt, und zwar von den Conservativen, obgleich er keineswegs die Bestrebungen derselben billigte. Seine Ansichten schlossen sich an diejenigen der Partei, welche man damals „Alt-Liberale“ nannte. Sein Freund Meyer von Rinteln stand dem Hofe sehr nahe und war voll von Hofanekdoten. Nachdem er einmal erzählt hatte, der Kurfürst von Hessen sei, während er seinen Kammerdiener geprügelt, ausgerutscht, und habe sich dabei so ernstlich verletzt, daß er das Bett hüten müsse, improvisirte Hermann Grimm das folgende Räthsel:

„Wäre das Ganze je wahrhaft sein Zweites gewesen,
Hätt' es nicht nöthig gehabt, sich zum Ersten in's Bette zu legen.“

Die Königin Augusta, berichtete Meyer, habe richtig gerathen „Kurfürst".

Meyer war übrigens auch ein gut begabter Poet, und einmal las er bei Lepsius in Gegenwart des Generals v. Willisen, welcher die preußische Execution in Hessen zu leiten hatte, seine Tragödie „Deutsche Jugend" vor, deren Tendenz dahin ging, daß Deutschland nur unter der preußischen Kaiserkrone zur Ruhe, zum Frieden, zu neuer Größe gelangen könne. — Frau Elisabeth hatte den gleichen Gedanken schon weit früher ihrem Tagebuche anvertraut, und Willisen stimmte ihm lebhaft bei.

Reiselustig wie der Gatte, war auch die Gattin; nur während der ersten Hälfte des Sommers hielt ihn sein Lehramt, sie die Freude an dem eigenen schönen Garten und die Erziehung der Kinder zurück. Im Hochsommer litt es beide nicht mehr in Berlin, und sie pflegte gewöhnlich schon im Juli mit den Kindern, welche Ferien hatten, aufzubrechen. Auch im Herbst 1863 kam es zu einer größeren Reise, die sie — diesmal mit ihrer ältesten Tochter Anna und Onkel Abeken — über Köln und den Rhein in die Schweiz führte. Kurz vor dem Beginn der Collegia des Hausherrn kehrten sie nach Berlin zurück, wo dann das reiche gesellige Leben von neuem begann. Fühlte Frau Elisabeth, die manches körperliche Leid, besonders „Gesichtsschmerzen" zu ertragen und eine fast übergroße Fülle

von häuslichen, pädagogischen, geselligen und Wohlthätigkeitspflichten auf sich genommen hatte, sich gar zu erholungsbedürftig, so zog sie sich auf einige wenige Tage nach Sacrow, einem in Potsdams Nähe an der Havel reizend gelegenen netten Dörfchen zurück, und wenn sie heimkehrte, pflegte sie neu gekräftigt die Anstrengungen, welche ihrer warteten, wieder auf sich zu nehmen.

Nach Jonas' Tode ward der alternde Snethlage und dann der männlich kräftige Hofprediger Kögel der Seelsorger des Hauses. Dieser ersetzte ihr, trotz seiner strengeren Richtung, durchaus den tiefbeklagten dahingegangenen Freund. Nach einer Predigt desselben schrieb sie (1865) in das Tagebuch: „So predigen zu können wie Kögel! Ich denke mir das die höchste irdische Glückseligkeit. Für uns, welcher Segen!"

Am 28. Februar 1866 trat Lepsius allein mit dem treuen Zeichner Weidenbach seine zweite Reise nach Aegypten an, über die (S. 237) das Nähere mitgetheilt worden ist. Während er unterwegs war, verlobte und vermählte sich „Onkel Abeken" mit Fräulein Helene von Olfers, einer Tochter des Museumdirectors. Die Furcht, daß der Hausfreund nun ein anderer werden würde, erwies sich als unbegründet; denn auch als Ehemann bewahrte er den Lepsius' die alte Treue.

Früher, als er erwartet worden war, kehrte der Haus-

herr heim. Er hatte die Reise nach Oberägypten aus mancherlei Gründen, besonders wegen des zu tiefen Standes des Nils aufgegeben. In Berlin empfing ihn Waffengeklirr. Der Krieg von Deutschen gegen Deutsche erschien unvermeidlich, und wenn Lepsius' Scharfblick und die Mittheilungen Abeken's, der mit glühender Bewunderung zu seinem Chef aufsah, auch gesorgt hatten, daß man Bismarck in der Bendlerstraße Großes zutraute, so liebte man ihn dort damals so wenig wie in anderen constitutionellen Kreisen des Landes. Auch am Hofe besaß er weit mehr bittere Gegner und Hasser als Freunde, und ein der Königin nahestehender Herr war es, der, als Bismarck kurz vor dem Kriege am Fuße litt, die bezeichnenden Bonmots wiederholte: „Der Fuß thut ihm weh; denn er ist zu weit gegangen“ und „der Pferdefuß kommt heraus“.

Aber wohl niemals hat die Gesinnung eines Volkes gegen einen großen Mann einen so schnellen, allgemeinen und durchgreifenden Umschwung erfahren, als die gegen Bismarck in den kurzen Monden des Krieges von 1866, an dem sich auch Frau Lepsius mit dem ihr eigenen feurigen Eifer im Lazarethverein und lieber und emsiger noch im Elisabeth-Lazareth unter dem Beistand ihrer Töchter hülfreich erwies. Das Tagebuch verfolgt die Friedenspräliminarien mit bangem Interesse und enthält die folgende

Anekdote, vielleicht aus Abeken's Munde: Benedetti fing bei den Friedensverhandlungen leise an, von kleinen Grenzerweiterungen Frankreichs zu sprechen, weil Preußen ja nun so gut arrondirt sei. Da habe Bismarck gerufen: „Geben Sie mir das schriftlich! Ich lege morgen der Kammer eine Kreditforderung von 60 Millionen für Kriegskosten vor; da kann ich mit diesem Papier in der Hand gleich das Doppelte verlangen.“

Wie manches grollende Wort war vor dem Kriege auch in der Bendlerstraße gegen Bismarck laut geworden, als sich aber am 22. Juli 1866 dort eine Gesellschaft von Gelehrten vereinte, kam man bald auf Politik zu sprechen, und jeder gab der Bewunderung, welche Bismarck's Größe ihm einflößte, Ausdruck. Auch Frau Lepsius pries den Mann, welchen sie früher nicht eben mild beurtheilt hatte (S. 289). Man kam überein, daß man des großen Staatsmannes Bedeutung und Handlungsweise nun erst recht zu verstehen vermöge, und daß er gewiß schon als Bundestagsgesandter die Gedanken gefaßt habe, welche nun so wunderbar zur Ausführung gekommen seien. Wichern meinte nur, er hätte seine großen Absichten doch ein wenig heller sollen durchleuchten lassen, dann würde er verstanden und weniger gehaßt worden sein; da erhob sich Lepsius und entgegnete auf diese Phrase des gewandten Mannes vom „rauhen Hause“, das sei eben Bismarck's

große staatsmännische Eigenschaft, daß er durch Jahre zu schweigen und seine Ziele still zu verfolgen verstehe. — Wenige Tage vorher hatte der große Kanzler auf dem Siegesfeste bei Kroll den schönen Toast auf „die Berliner Kinder“ ausgebracht, die zwar den Mund etwas vorweg, aber Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hätten.

Die Begeisterung schlug hohe Wogen in dieser Zeit. Jedes Preußenherz pochte voll und schnell für seinen König, Lepsius hatte stets sein schlichtes wahres Wesen und seinen geraden, nie zu beirrenden Verstand hoch gepriesen, und wie erfreute ihn nun das Wort dieses Monarchen: „Ich habe Sie selbst vorgeschlagen“, als er am Ordensfeste 1867 den rothen Adlerorden zweiter Klasse empfing.

Im Juli 1867 legte Hofprediger Snethlage, der dem Hause ein treuer Freund gewesen war, sein Amt nieder, und das Tagebuch enthält darüber die folgende rührende Geschichte: „Eines Tages kommt ein Mann aus Snethlage's Gemeinde zu ihm, gibt ihm die Versicherungen seiner Treue und Verehrung und sagt dann: „Aber heute hab' ich eine Bitte an Sie: Predigen Sie nicht mehr; es will nicht mehr gehen!“ Darauf habe der Hofprediger ein Weilchen geschwiegen und dann gesagt: „Sie haben Recht, es geht auch nicht mehr, und ich gebe das Predigen auf.“

Im September desselben Jahres reiste Lepsius mit

seinen Töchtern nach Paris und London, und im Herbst 1869 zum letzten Mal und zwar zunächst zur Feier der Eröffnung des Sueskanals nach Aegypten.

Als 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach, flehte der älteste Sohn Richard, welcher damals als Primaner dicht vor dem Abiturientenexamen stand, die Eltern an, mit in's Feld ziehen zu dürfen, und beide ertheilten ihm mit warmer Vaterlandsliebe sogleich die Erlaubnis; aber er ward als noch nicht kräftig genug zurückgestellt, und er hat dann nach bestandener Prüfung nur ein Mal im Auftrage des Felddiaconats, dem er sich zur Verfügung gestellt hatte, den Kriegsschauplatz besucht, während sich seine Mutter mit rastlosem Eifer und dem ihr eigenen praktischen Sinne für die Verwundeten thätig erwies. Sich sehen zu lassen war ihr zuwider, etwas Rechtes für die Lazarethe zu leisten ihr einziges Ziel, das sie auch mit Hülfe ihrer Töchter und anderer von ihr aufgerufener Kräfte erreichte. Ein großer Theil der Wäsche und des Leinenzeuges, dessen man in den Berliner Hospitälern bedurfte, ist von ihr, zu der man sich mit Gaben drängte, zusammengebracht und unter ihrer Leitung, meistentheils für das Hauptdepot, genäht und zugerichtet worden. Sie konnte dabei so vielen Armen lohnende Arbeit geben, daß sie in das Tagebuch schrieb: „Das ist das einzige Gute am Kriege, daß man für ihn so viele bedürftige Frauen beschäftigen kann.“ Sie hat dabei

freilich vergessen, daß es eben der Krieg ist, welcher so viele Frauen in Noth stürzt.

Lepsius war stets zu geben und zu rathen bereit und erfreute sich der schönen Erfolge seiner Gattin und Töchter. Mit fieberhafter Spannung wurden die Nachrichten vom Kriegsschauplatze erwartet, begeistert feierte man die Erfolge der siegreichen Truppen. Für Nachrichten aus erster Hand sorgten die hochstehenden Freunde des Hauses, zu denen sich auch der Chef der Posten, Dr. Stephan, gesellt hatte. Dem Gatten wie der Gattin gleich angenehm war auch der Pastor Frommel, ein Geistlicher, dessen Predigten Lepsius, der kein regelmäßiger Kirchgänger war, zusagten, weil er „nicht dogmatisch, sondern in und aus dem vollen Leben predigte." Dies sind Lepsius' eigene Worte, und wie als Geistlichen, so wußte er Frommel auch als klugen, wohlunterrichteten und heiteren Gesellschafter zu schätzen.

In den folgenden Jahren floß das Leben ruhiger dahin. Die Knaben absolvirten nach und nach die Schulen und schritten tüchtig vorwärts in ihrem Beruf, aus den Mädchen wurden Hausfrauen und Mütter, der Garten hörte auf, der Schauplatz fröhlicher Kinderspiele zu sein, das große Haus, welches von manchem seiner jungen Bewohner verlassen werden mußte, wurde für die Zurückbleibenden zu weit; aber die alte Geselligkeit kam nicht in's Stocken, und in seinen Arbeitsräumen blieb der Vater mit ungeschwächter Kraft

thätig. War eine größere Anzahl von Freunden in den Lepsius'schen Salons vereint, so gehörte zu denselben gewöhnlich auch der Gesandte der amerikanischen Republik: erst der greise Historiker Bancroft, dann der edle und vielgewandte Dichter Bayard Taylor, welcher den Faust mit Glück in's Englische übertragen hatte, und endlich auch der gelehrte und großmüthige Förderer der Wissenschaft in der neuen Welt, Andrew White.

Wie in früherer Zeit widmete Lepsius auch jetzt noch manchen Abend, wenn er nicht vorzog, Schach zu spielen — oft zu Vieren, und lieber noch zu Dreien mit einem Strohmann — den „Herrenkränzchen“ oder geselligen Vereinen gelehrter Freunde, an denen er gebend und empfangend gern theilnahm.

Der alten oder kleinen „Griechheit“ hatte Lepsius schon in den ersten Jahren seiner Ehe und bevor er noch das eigene Haus gebaut hatte, angehört. Ihre Mitglieder waren: Lepsius, E. Curtius, Gerhard, Abeken, Brandis, Wiese und andere eng verbundene Freunde gewesen. Dieser Verein hatte nicht nur zum Zweck, griechische Klassiker zu lesen und sich so in stetem Zusammenhang mit ihnen und der althellenischen Welt zu erhalten; es wollten in dieser „Griechheit“ vielmehr nach Gesinnung und Bildung gleichartige Freunde heiter, zwanglos und frei von jeder Pedanterie angenehme und anregende Abende mit einander ver-

leben. Nach der Lektüre und der ihr folgenden Besprechung fanden auch zwei auserlesene Freunde (der Diplomat v. Schlözer und der Zoologe Peters) als sogenannte „Freßgevattern“ Zutritt, und mit ihnen ging man zu Tische. Die Hausfrau desjenigen Mitgliedes, bei dem diese Gesellschaft tagte, präsidirte bei Tafel, und oft blieben die Freunde bis spät beim frohen Mahl, bei heiterem Gläserklang und auserlesenen Gesprächen beisammen.

Mit Abeken's später Heirath 1866 nahm diese von allen Mitgliedern geliebte kleine „Griechheit“ ein Ende; aber sie feierte einige Jahre später die Auferstehung. Statt des harmlosen, heiteren Tones und des idealen humanistischen Sinnes ihrer Vorgängerin machte sich in der neuen Gesellschaft der mehr kritische und schneidige Geist der heutigen Berliner Gelehrtenwelt geltend. Mitglieder der verschiedenen Facultäten: Mommsen, der Philosoph Zeller, der Mathematiker Kronecker, H. Grimm, Wattenbach, der Jurist Bruns, der Archäolog Schöne, v. Sybel, Waitz, Wattenbach nahmen an derselben Theil, und mit ihnen als Repräsentanten der älteren Griechheit E. Curtius und Lepsius. Auch der englische Botschafter Lord Russel, der griechische Gesandte Rangabé und Georg v. Bunsen waren Mitglieder derselben.

Die Mittwochs- oder literarische Gesellschaft hatten Bethmann-Hollweg und Dorner, auch ein Freund des Lepsius-

schen Hauses, gegründet, und zwar in der Absicht, die soweit auseinander wohnende Berliner Gelehrtenwelt mit einander bekannt zu machen und den Forschern auf den verschiedensten Gebieten des Wissens Gelegenheit zu geben, durch Gespräch und Mittheilung einander geistig zu bereichern.

Ein jedes Mitglied war gehalten, wenn die Reihe an ihn kam, einen Vortrag aus dem Gebiet seiner Specialwissenschaft zu halten. Ein anderes Mitglied hatte für die Bewirthung zu sorgen, und so kam auch dieses „Kränzchen" bald in diesem, bald in jenem Hause zusammen. Von den älteren Vereinsgenossen sind viele gestorben; die überlebenden werden sich gern der genußreichen Abende erinnern, an denen Lepsius so gern Theil nahm.

Es gehörten zu diesem Kränzchen Bethmann-Hollweg (als Präsident), Dorner, der Botaniker Braun, E. Curtius, der Historiker Duncker, die Juristen Beseler und Bruns, der Germanist Müllenhoff, der greise und rüstige Theolog Twesten, der Archäolog Friedrichs, und auch mehrere Jahre lang Wichern und der Historiker und amerikanische Gesandte Bancroft. Von den jüngeren Mitgliedern nennen wir den Geologen und Geographen v. Richthofen, welcher mit großartigen wissenschaftlichen Erfolgen aus China heimgekehrt war, und den Astronomen Förster. Nachdem Herrmann sich als Präsident des Oberkirchenrathes

in Berlin heimisch gemacht hatte, führte ihn Dorner sofort in die Mittwochsgesellschaft ein; auch der Baumeister Adler fand Zutritt in diesen auserlesenen Kreis, welcher Lepsius nicht weniger anzog als die Griechheit, welche am Freitag zusammenkam.

In den Montagsklub ging er kaum ein Mal jährlich, aber er war doch Mitglied dieser sehr alten Gesellschaft, der schon Nicolai angehört hatte. Sie bestand aus hohen Beamten und wenigen Gelehrten. Wenn Lepsius mit einem der ersteren etwas persönlich zu besprechen wünschte, so versuchte er es gern, ihn dort zu finden und festzuhalten.

Die archäologische und geographische Gesellschaft besuchte er bisweilen aus wissenschaftlichem Interesse.

Wenn man hört, daß Lepsius, welcher auch ziemlich häufig zu den Theeabenden im kaiserlichen Schlosse befohlen wurde, auch noch als Oberbibliothekar keineswegs zu den säumigsten Mitgliedern namentlich der Griechheit und der Mittwochsgesellschaft gehörte, und sich die Last der amtlichen und geselligen Pflichten vergegenwärtigt, denen er außerdem nachzukommen hatte, ließe es sich schwer begreifen, wie er in den letzten Lustren seines arbeitsvollen Lebens so viele und tiefgehende Forschungen zu Ende führen konnte, wenn wir nicht seine eigene Versicherung besäßen, daß ihn nichts so sehr erfrischt habe, wie der lebendige Verkehr mit hervorragenden Männern. Die Stunden,

welche die „Vereine" am Abend gekostet hatten, brachte der neu aufgemunterte und angeregte Geist bei rüstiger Morgenarbeit bald wieder ein.

Nach und nach waren die Kinder alle dem elterlichen Neste entflogen, ein Theil des schönen Gartens mußte preisgegeben werden, als die Hildebrand'sche Privatstraße angelegt wurde, um die Thiergartenstraße mit dem stattlichen Canal zu verbinden, welchen wir noch als bescheidenen Schafgraben gekannt haben, auf dem wie Schimmel der grüne „Entenlaich" schwamm, und an dessen sandigen Ufern nur einzelne Bäumchen Schatten spendeten. Die Ansprüche des wachsenden Berlin machten sich auch für Lepsius geltend, und so entschloß sich der rüstige, immer noch neuen Unternehmungen geneigte Greis, das alte liebe Haus zu verkaufen. Es war in Folge seines hoch gesteigerten Werthes für so wenige Bewohner zu theuer geworden, zumal Lepsius gerade in jener Zeit schwere materielle Verluste erlitten hatte; aber lassen wollten weder er noch seine Gattin das liebe, alte Heim, und so versetzten sie es, nachdem sie ein passendes Grundstück im äußersten Westen Berlins an der Grenze von Charlottenburg gefunden hatten, in die Kleiststraße. Da ist es wieder auferstanden, und wer das alte Haus gekannt hat und das neue sucht und findet, dem wird es, wie uns seiner Zeit, dünken, daß ihn ein Zauber befange, denn da steht das alte Lepsiusheim

vor ihm, ganz so wie es in der Bendlerstraße gewesen. Auch das Innere hat keine Veränderung erfahren, und in der That gleicht das neue Haus nicht nur dem alten, sondern es ist es in gewissem Sinne selbst, denn Lepsius hat das Material, aus dem er seine erste eigene Wohnstätte errichtet, nicht mit veräußert, und nachdem der neue Besitzer das Gelehrtenheim in der Bendlerstraße abgerissen, um ein großes Miethshaus an seine Stelle zu setzen, Quader für Quader, Thür für Thür, Fenster für Fenster in die Kleiststraße geschafft, und es dadurch thatsächlich erreicht, an neuer Stätte im alten Hause zu wohnen. Leider ist das Glück, welches ihm so lange treu geblieben war, ihm nicht in das neue Heim gefolgt. Er hat dort geliebte Mitglieder seiner Familie schweren Leiden anheimfallen sehen, und nachdem er die neue Wohnstätte kurze Zeit genossen, ist er selbst der tückischen Krankheit anheimgefallen, die uns den verehrten Altmeister und den Seinen den theuren Vater entriß.

Das alte Haus hatte dagegen voll und ganz die Bestimmung erfüllt, welche der Bauherr ihm bei der Grundsteinlegung am 5. August 1854 in einer schönen Rede zugewiesen. Der Kinder und der Gattin gedenkend, hatte er damals gesagt: „Dies Haus ist zunächst nicht für uns, sondern für unsere Kinder bestimmt. Ohne sie würden wir nimmer daran gedacht haben, ein Haus zu bauen. Ihnen soll es

aber ein Vaterhaus werden, mit dem ihre Jugend verwächst; ihnen soll dadurch so viel frische Himmelsluft und grüne Natur zu Theil werden, als sich in einer großen Stadt erreichen läßt. Sie werden mit ihrer kindlichen Phantasie jedes Räumchen bevölkern; an jeden Baum und Busch werden sich ihre Erinnerungen für's ganze Leben knüpfen."

So ist es geschehen; auch hat die Gattin in dem alten, damals neuen Hause stets diejenige Stellung eingenommen, welche er ihr in derselben Rede anwies. „Nebst den Kindern", hatte er gesagt, „ist es aber die Frau, die Hausfrau, der das Haus gehört. Der Mann darf wohl manchmal drin schelten und schalten, aber die Frau soll drin walten. Der Mann will drin leben, aber die Frau soll drin weben, drin ordnen und schaffen. Ihr Herz, ihr Auge und Mund ist der wahre Sitz des Hausfriedens, dieses herrlichen Kleinodes eines gesegneten Hauses. Sie ist die Hausehre, wie es vor Alters hieß, d. h. auf ihr ruht die Ehre des Hauses, und ihr gebührt die Ehre im Hause. „Der Frauen Weisheit bauet ihr Haus", heißt es in den Sprüchen. Das ist einmal hier recht zur Wahrheit geworden, denn wie oft ist der ganze Plan schon durch das Sieb ihrer Weisheit gegangen und immer feiner daraus hervorgetreten. Daher ist es auch billig, daß wir den Grundstein gerade hier legen, unter der zukünftigen Stube der Hausfrau, als Eckstein der Hausehre und des Hausfriedens".

Die Kinder und Freunde zog es in das neue Haus wie in das alte, und es hatte Lepsius zur besonderen Freude gereicht, seinem Sohne Reinhold, welcher indessen zu einem viel versprechenden Portraitmaler herangewachsen war, im Anschluß an die Wohnung der Familie ein eigenes Atelier zu bauen. Die Töchter zweier Freunde sah er am Abend seines Lebens von seinen beiden ältesten Söhnen als Gattinnen heimführen.

Enkel auf Enkel erwuchsen dem alternden Paare, für die Gattin galt es bald hier, bald dort zu sorgen und zu pflegen; im letzten Lustrum auch den Gatten, dessen kräftiger Körper von ernstlichen Leiden verschont geblieben war, bis ihm ein leichter Schlaganfall, dessen wir schon oben gedachten, die Hand lähmte. Als wir den verehrten Lehrer und theueren Freund zum letzten Male aufsuchten — es war im November 1883 — fanden wir ihn und seine Gattin trotz manchen grausamen Schicksalsschlages, der sie betroffen, frisch und heiter. Seine Briefe, welche nach dem Schlaganfall mit zitternder Hand geschrieben waren, hatten schon lange wieder beinahe dieselben festen Federzüge gezeigt, wie in früheren Jahren, und daß seinem Geist die alte Spannkraft und Tiefe verblieben war, das lehrten die aus seinen letzten Jahren stammenden Schriften. Aber bald nach unserer Abschiedsbegegnung hatte ein Magenleiden seine kräftige Gesundheit zu untergraben begonnen, und

zu gleicher Zeit ward sein Dasein durch die schwere Erkrankung seiner geliebten Gattin getrübt.

Um Ostern des vergangenen Jahres (1884) fühlte er die Vorboten des drohenden Endes und ging ihm mit jener Klarheit des Geistes, welche ihn stets ausgezeichnet hatte, entgegen. Als er sich damals, ohne eigentlich krank zu sein, schwach zu fühlen begann, sprach er oft von seinem nahenden Tode. Um Pfingsten mußte er sich legen, und nun faßte er den Hingang fest in's Auge und bereitete sich ruhig auf denselben vor. Er ließ seine Kinder kommen, besprach mit ihnen klar und besonnen, was in seinen und ihren äußeren Angelegenheiten zu ordnen blieb, und stellte auch ein neues Testament auf, weil die Änderung des schon vorhandenen durch das Leiden seiner treuen Lebensgefährtin, welches jede Hoffnung auf Wiederherstellung ausschloß, nothwendig geworden war. — Darnach ging es etwas besser. Die Aerzte glaubten, daß sich das vorhandene Magengeschwür durch die ungewöhnliche Kraft und Gesundheit des übrigen Körpers ausheilen werde; er aber wollte ihre Hoffnung nicht theilen, obwohl er die Kinder wieder abreisen hieß.

Bald darauf stellten die Aerzte fest, daß aus dem Magengeschwür ein unheilbarer Magenkrebs geworden sei. Dennoch ließ er nicht von der Arbeit ab und widmete seiner Wissenschaft die letzten Kräfte.

Ein polemischer Artikel gegen einen Heidelberger Collegen war schon in den Druck gegeben und abgesetzt worden, um in der nächsten Nummer der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde veröffentlicht zu werden; als er aber, bevor dies geschehen, die Vorboten des Todes fühlte, zog er diese Streitschrift zurück und ließ sie umbrechen, weil er nicht „mit einem Mißklang" seine wissenschaftliche Laufbahn abschließen wolle.

Dann hat er noch im Bette die letzten Bogen seiner „Längenmaße der Alten" selbst corrigirt, und zwar mit derselben Genauigkeit, ja Peinlichkeit, welche ihm bei dergleichen Arbeiten in gesunden Tagen eigen gewesen. Er bestimmte auch noch, an welche Personen dies Buch gesandt werden solle. Als echter deutscher Gelehrter ist Lepsius mitten im Schaffen gestorben. Erst in den letzten drei Tagen verließ ihn zeitweise die Klarheit des Denkens, und zwar in Folge der Erschöpfung des Körpers, welcher fünf Wochen lang nur ganz wenig Nahrung aufgenommen hatte. Sein Ende war schmerzlos, und die brechenden Augen sahen auf seine Kinder, denen es vergönnt war, sein Sterbebett zu umstehen. Noch ganz zuletzt versuchte er zu seinem ältesten Sohne zu sprechen; doch konnten die Geschwister nur noch den Namen „Richard" verstehen.

Am 10. Juli, Morgens um 9 Uhr, that Lepsius den letzten Athemzug. Acht Tage vorher hatte er mit all seinen

Kindern bei dem treuen Seelsorger des Hauses, Oberhofprediger Kögel, das heilige Abendmahl genommen, mit voller Theilnahme und vollem Bewußtsein. Die Worte, welche der genannte treffliche Geistliche am Sarge des Dahingegangenen sprach, waren das Muster einer Gedächtnisrede und bewiesen, daß es Kögel gegeben war, die großen Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche diesen Verstorbenen geschmückt hatten, voll zu erkennen.

Richard Lepsius als Mensch.

Der Leser dieses Lebensbildes wird, wenn er an unserer Hand dem Entwickelungsgange und dem späteren Leben R. Lepsius' gefolgt ist, der Meinung sein, daß er in ihm eine Persönlichkeit kennen gelernt habe, deren hochachtbare und ruhige Gemüthsart keiner näheren Beleuchtung bedarf. Er wird seinen Charakter für einen durchaus einfachen und darum wenig interessanten halten, denn obgleich er dem Leben unseres Helden von der Schule bis auf den Gipfel des Ruhmes, von der Kindheit bis in ein hohes Greisenalter Schritt für Schritt nachgegangen ist, hat er doch keine irgendwie bemerkenswerthe Wandelung in demselben bemerkt. Kein großes und schweres Lebensschicksal hat der Leser bis kurz vor seinem Ende in das Dasein unseres Freundes einschneiden sehen, und wo wir ihm Hindernisse zeigten, welche sich Lepsius in den Weg stellten, konnte er bald wahrnehmen, wie sich dieselben wie von selbst glätteten, um leichten Fußes überstiegen zu werden. Das Glück schien diesem Manne gegenüber die Natur gewechselt und den Wankelmuth in Beständigkeit, die Treulosigkeit in Treue umgewandelt zu haben, und ein durchaus glückliches Leben

iſt wie der Sommer am Nordpol, in dem es keine Nacht gibt: immer hell, ohne Grauen oder Schrecken; aber wenn auch ungewöhnlich, ſo doch eintönig, und darum, je weiter die Tage vorſ reiten, deſto ärmer an Reiz.

Dieſer Mann, welcher die Schule und die Univerſität mit der I verlaſſen, hat als junger Gelehrter in Paris, Rom und London, als umſichtiger Führer einer großen, mit ſeltenen Erfolgen gekrönten Expedition, als berühmter Meiſter und Leiter einer aufſtrebenden Wiſſenſchaft, als Univerſitätslehrer, Muſeumsdirector und Oberbibliothekar mit immer gleich lebendigem Eifer und gewiſſenhaftem Ernſt ſeine Schuldigkeit gethan und klug und beſonnen die angeborenen reichen Gaben und die Fülle der ihm bewilligten Lebensjahre ausgenutzt. Jede in ſeinem Stande erreichbare Ehre iſt ihm zugefallen, große Unternehmungen hat er klug, thatkräftig und einſichtig zu Ende geführt, von Jugend an hat ihm ſein bevorzugtes äußeres und inneres Weſen Geltung und Bedeutung verſchafft, und wo es zu leiten galt, hat er weiſe, gerecht, energiſch und umſichtig geboten.

Im ſechs und dreißigſten Lebensjahre hatte er eine ausgezeichnete Gefährtin gefunden, die ihn mit der ganzen Glut eines feurigen jungen Herzens liebte und nicht aufgehört hat, mit freudigem Stolz ſeine Überlegenheit anzuerkennen und ſeine großen Eigenſchaften zu ehren. Im

eigenen Hause ließ er die Frau frei walten und blieb doch immer unbeschränkter Gebieter desselben. Vier in jeder Hinsicht wohlgerathene Söhne verhießen, seinen berühmten Namen in Ehren zu erhalten, und seine lieben Töchter hatten ihn mit freundlichen Enkeln beschenkt. Als er die Augen schloß, durfte er sich sagen, daß seine Werke und mit ihnen sein Ruhm so lange fortleben würde wie die Wissenschaft, der er so große Dienste geleistet. Seiner Vaterstadt Naumburg hat er die Gesammtheit seiner Arbeiten verehrt, damit in der Bibliotheca Lepsiana auf heimischem Boden aufbewahrt werde, was er geleistet.

Wahrlich, dies Lebensbild zeigt bei vielem Licht wenige Schatten, und derjenige, welchen es darstellt, hat in seinen Mannesjahren keinen seiner Züge verändert. Dennoch ist er nicht von Kind an der leidenschaftslose, besonnene Meister seiner selbst gewesen, welcher jede schnelle Regung zurückzuschieben wußte, um ihr nicht früher zu folgen oder nicht zu folgen, als bis sein prüfender Geist über ihren Werth oder Unwerth entschieden; nein es muß auch für ihn eine Zeit gegeben haben, in welcher der Wahrhaftige nicht hätte versichern können, wie es in seinem sechzigsten Jahre seiner Gattin gegenüber geschehen ist, daß er nie etwas zu bereuen habe, weil er immer nur thue, was er für recht halte.

Diese leidenschaftslose Besonnenheit, die vornehme Zurückhaltung, mit der er die weicheren Seiten seiner Natur

zu verbergen wußte, die gemessene Würde, mit der er Fremden begegnete, die kühle besonnene Ruhe, welche es ihm gestattete, sich in jeder Lage des Lebens über die Dinge zu stellen und eigene wie fremde Angelegenheiten zu lenken, und dazu die imposante Würde seiner Gestalt, der scharfe, ebenmäßige Schnitt seiner schönen Züge, sowie der natürliche Anstand seiner Bewegungen, der bestimmte Ton seiner Redeweise und besonders wohl auch die ernste, durch nichts zu begütigende Strenge, mit der er allem Unwahren und jeder Ungerechtigkeit, die sich ihm in den Weg stellte, entgegengetreten ist, haben viele veranlaßt, ihn für einen von Haus aus kühlen Verstandesmenschen, bei dem der reich entwickelte, sorgsam geschärfte Geist das Gemüth tief in den Schatten stelle, zu halten. Es ward ihm auch nicht vergessen, wie energisch er, wo er zu gebieten hatte, alles Ordnungswidrige in sein Gegentheil zu verwandeln bestrebt war, und daß er, der unabhängige Mann, als man sein wohlerworbenes Recht auf das Directorium des Museums*) zu schmälern versucht hatte, unbedenklich mit der Erklärung hervorgetreten war, sein Lehramt niederzulegen und Berlin

*) Nachdem Lepsius die ägyptische Sammlung im neuen Museum zu dem gemacht hatte, was sie ist, hatte es Humboldt, welcher aufstrebenden Talenten stets am wärmsten geneigt war, versucht, den jungen, hochbegabten H. Brugsch, welcher damals im schärfsten Gegensatze zu Lepsius stand, in das Directorium des Museums einzuschieben.

zu verlassen, wenn ihm das ungewährt bleiben werde, worauf er den begründetsten Anspruch hatte.

Trotz alledem sind Diejenigen, welche seiner Seele die Wärme absprechen wollen, doch wohl im Unrecht; ja wir dürfen dies zuversichtlich behaupten, obgleich selbst seiner Gattin die Eigenschaften des Geistes ihres Gemahles viel deutlicher in's Auge gefallen waren, als die seines Gemüthes.

Hören wir das Urtheil, welches sie über ihn fällte, nicht in den ersten zehn Jahren der Ehe, in denen sie ganz von Liebe erfüllt, jeden Tag etwas Neues an ihm zu bewundern fand, sondern nachdem sie beinahe ein viertel Jahrhundert die Freuden und Leiden des Daseins mit ihm getheilt und es schon bitter empfunden hatte, daß es ihr nicht gelingen wollte, ihn zu jener Auffassung eines streng christlichen, bußfertigen Lebens hinüberzuleiten, zu dem sie selbst schon seit Jahren gelangt war.

Nachdem sie es am Weihnachtsabend 1869 wieder versucht hatte, ihn für den Zauber des frommen Wunderglaubens, der sie erfüllte, zu gewinnen und ihn zu der Quelle zu führen, „aus der ihr allein Kraft und Freudigkeit sprudelte", war ihr die Antwort ertheilt worden, sie solle nichts Unmögliches verlangen und sich an das halten, was er Gutes habe, wie er sich ja gern an dem Vielen, was Treffliches an ihr sei, genügen lasse, schrieb sie:

„Wahrheit und Gerechtigkeit sind Familientugenden der Lepsiaden. Sie haben überhaupt glücklich angelegte, ebene Naturen, einen noblen Sinn, der das Gemeine verachtet, viel Ehrgefühl, und Richard noch dazu eine Neigung zu vermitteln und auszugleichen, die ihn so vielfach beliebt macht; der Verstand und viel klare Nüchternheit sind vorherrschend bei allen Geschwistern. Richard hat sich in mannigfaltigen Lebensverhältnissen Selbstbeherrschung und Maßhalten erworben; dazu kommt seine Klugheit, sein Wissen. Eitel ist er nicht; kurz ein homme comme il faut. Er thut in jedem Augenblick, was er für Recht hält, und hat darum nie etwas zu bereuen (so sagte er mir selbst ein Mal)". Sie nennt sodann seinen Charakter einen wohlgeordneten und ebenmäßigen mit vorwiegender Verstandesrichtung und ruft, wir wiederholen es, nach einer vier und zwanzigjährigen Ehe und in gereizter Stimmung: „Ja wenn es irgend bestimmte Fehler wären, die ich an Richard zu tragen hätte; — aber Fehler sind es nicht, hat er nicht, sondern es ist die Gemeinschaft des Glaubens, die ich vermisse."

Gewiß findet sich in dieser Charakteristik manches Wort der warmen Anerkennung, und seine Wahrhaftigkeit ist in der That eine solche gewesen, daß jedes Urtheil, jede Meinungsäußerung, welche wir ihn öffentlich oder in den Schreiben an Bekannte aussprechen hören, genau dem-

jenigen entspricht, was seine für ihn allein bestimmten Aufzeichnungen und die vertrauten Briefe an die Seinen enthalten; aber die eigene Gattin sieht in ihm zunächst nur den wohlgesinnten, fehler- und makellosen Verstandesmenschen und vergißt, daß es doch wohl auch für ihn eine Zeit gegeben hat, in welcher er gegen dieselben Regungen und Triebe zu streiten hatte, welche wenigen Menschen fremd bleiben und über deren Bekämpfung er in jüngeren Jahren einen schönen, ihr keineswegs fremden Brief geschrieben hatte.

„Ich kenne", schreibt er in diesem Dokument, das uns den Schlüssel zum Verständnis seiner inneren und äußeren Eigenthümlichkeiten liefert, „ich kenne die Leidenschaftlichkeit an mir als einen alten Fehler, und ich meine ihn auch an Dir bemerkt zu haben. Leidenschaftlichkeit ist oft schön und reizend, ahmt oft im Kleinen nach, was im Großen zu den herrlichsten Früchten menschlicher Begeisterung und edler Aufopferung gehört, aber sie geht nicht tief, ist im Schaffen nicht nachhaltig, reibt in untergeordneten Zwecken auf, hindert an stiller, gesegneter Entfaltung der zarteren, kostbareren Keime von Anmuth, Hingebung, heiterem Frieden, unbefangener Aufgeschlossenheit für das Gute an allen Dingen und Menschen, die in jedem wohlgeschaffenen Gemüthe schlummern. Leidenschaftlichkeit zeigt sich in jeder raschen, die

Anmuth überholenden Bewegung, im schnellen Urtheil, das so leicht zum Vorurtheil wird, im Wechsel der Stimmung, auf die das Blut nie Einfluß haben sollte, in der Neigung zu Vorwürfen, so gegen sich als gegen Andere, in Beurtheilungslust seiner selbst und Anderer, daher mich Tagebücher, die ich bisweilen gehalten habe, auf meinem falschen Wege nur gefördert haben.... Das beste, auf die Länge gewiß nie fehlschlagende Heilmittel gegen die Leidenschaftlichkeit ist der durch religiöse Überzeugung und Glauben gestärkte Wille, jede unangenehme, störende, leidenschaftliche Aufregung als eine unrechte, unser unwürdige gegen uns selbst anzuerkennen, und ohne Schmerz und Märtyrerthum einfach zu beseitigen; dann aber auch viel Achtsamkeit auf äußere Formen und feine vornehme Sitte, welche Leidenschaftslosigkeit und zarte, innerliche Aufmerksamkeit schon als äußeres Kleid verlangt, ein aufrichtiges Bestreben, das Unmögliche zu erreichen, und Allen, außer den Schlechten, zugleich zu gefallen. Es ist beneidenswerth, unter Höflingen und in der Studentenkneipe zu gefallen, ohne Höfling und ohne roh zu sein. Ich sage mir, wie Du siehst, alle diese und viele ähnliche Dinge selbst, aber handle freilich noch immer wenig darnach."

Diese schöne Mahnung eines streng wahrhaftigen Mannes enthält das Bekenntnis, daß die Leidenschaftlich-

keit ein alter Fehler an ihm sei, und zugleich die strenge Verurtheilung und den Aufruf zum Kampfe gegen dieselbe. Die Mittel, welche er hier als wirksam angibt, hat er an sich selbst versucht und ist, wer weiß unter wie schwerem Ringen, zu jener Herrschaft über die raschen Triebe einer lebendigen Natur, zu jenem Innehalten der äußeren Form und zu jener Übung feiner und vornehmer Sitte gelangt, welche ihn schon auszeichnete, als er nach Rom kam und Frau v. Bunsen's Wohlgefallen durch dieselbe erweckte. (S. 118.) Was ihn zum Siege geführt hatte, das war gewiß der redliche, feste Wille und die starke Manneskraft gewesen, aber sie nicht allein, denn aus seiner Mahnung klingt uns Luther's: „Mit uns'rer Macht ist nichts gethan, . . es streit für uns der rechte Mann" entgegen. Sein festes Gottvertrauen, sein schlichtes, aber echtes, von jeder Deutelei, Selbstpeinigung und Überspanntheit freies Christenthum hatten ihm beigestanden in jenem schweren Kampfe.

Im Anfang seiner zwanziger Jahre hat ihm schon das Lebensideal vor Augen geschwebt, dem er bis an's Ende erst ringend und streitend und endlich wohl ohne sonderliche Mühe und wie von selbst, unterstützt von der Energie seiner harmonisch angelegten Natur, gefolgt ist.

In Paris, bei Gelegenheit der Enthüllung der Vendômesäule (S. 73) schrieb er: „Was macht einen größeren

Eindruck, als die Macht des Geistes, die sich in einer ruhigen Haltung und einem beherrschenden Ausdruck den zügellosen Leidenschaften desselben menschlichen Geistes gegenüber ausspricht!" Diese „ruhige Haltung" zu gewinnen, volle Herrschaft über die zügellosen Leidenschaften zu erwerben, ist das Ziel seiner gesammten Arbeit an sich selbst gewesen. Nein, der Charakter eines Lepsius ist nicht als etwas Fertiges zur Welt gekommen, ist nicht wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus entsprungen; er ist erobert worden durch schwere, lange und mannigfaltige Kämpfe.

Bei diesem Feldzuge gegen einen Widersacher, der, so oft man ihn auch tödtet, zu immer neuem Leben erwacht, hatte er sich gewöhnt, die Leidenschaftlichkeit als Feind, als Ruhestörer, als Krankheit der gesunden, nur in ruhiger Selbstbestimmung in seinen Augen wahrhaft großen Menschennatur zu betrachten. So erklärt sich auch ein Wort, welches der damals Neunundzwanzigjährige an Bunsen richtete, und das wohl jedem Uneingeweihten parador und verblüffend vorkommen muß. Während seines Aufenthaltes in England 1839 hatte ein liebenswürdiges Mädchen sein Herz gewonnen, aber seine äußere Lage erlaubte ihm nicht, um sie anzuhalten. Dies Alles bekannte er seinem theilnehmenden Gönner auf dessen Anfrage und fügte hinzu: „Ich halte jede Leidenschaft für einen Mangel an Liebe, und warum soll ich mich im Voraus für zu schwach

erklären, wahre Liebe rein zu bewahren und nicht zur Leidenschaft erkalten zu lassen."

Alles Asketische war der gesunden, frischem Lebensgenuß geneigten Natur dieses Mannes fremd; aber es hatte sich für ihn in den Worten „Leidenschaft" und „Leidenschaftlichkeit" Alles verkörpert, was sich über die Schranken eines ordnungs- und gesetzmäßigen Lebens hinaushebt und den Reiter, der das Roß zu bändigen und nach seinem Willen zu lenken bestrebt ist, zwingt, dem Thiere dahin zu folgen, wohin es ihn trägt. Er hat es verstanden, das Roß zum Gehorsam zu zwingen. Gerade in England scheint er bei dem Streben, die Herrschaft über sich selbst zu erstreiten, warmes Herzblut vergossen zu haben. Dort, wo er Freundschaft, Liebe und die reichste Anregung fand, sehen wir ihn oft unzufrieden mit sich selbst, hören wir ihn über „Verzagtheit und jede Art von Unfreiheit" klagen (S. 120), und unter „Unfreiheit" versteht er hier doch zunächst die mangelnde Herrschaft über die mächtigen Triebe seiner Natur, die er zu bewältigen trachtet. Hier bekennt er Bunsen (S. 152), er erfahre täglich, daß er noch nicht aus der Periode des Erzogenwerdens herausgetreten sei.

Seine lebhafte Gattin sah ihn staunend als ausgereiften Mann mit voller und souveräner Gewalt über sich selbst herrschen, sein und ihr Lebensschiff lenken, und manchmal drängte es sie, dem, was sie bei diesem

Anblick empfand, Ausdruck zu geben. „Richard“, sagt sie, „immer eben, ich immer bergauf und bergab.“ Einmal vergleicht sie in anderer Weise sich selbst mit dem Gatten und sagt: „Es ist wohl wahr, daß es besser ist und leichter durch's Leben führt, so leidenschaftslos zu sein. Man hofft nicht zu viel, man fürchtet nicht so sehr, man betrübt sich nicht so schwer, man hat nicht so viel zu kämpfen. Aber ich bin doch nun einmal so, und im Grunde möcht' ich doch auch nicht so eben sein; hat man mehr Kampf, so hat man doch auch mehr Gluth und innere Freude.“

Aber so durchaus eben darf die Natur des Mannes doch nicht genannt werden, der sich so voll und ganz, wie sie früher selbst bekennt (S. 291), Allem, was er vornahm, der festlichen Freude, wie den ernstesten Dingen hinzugeben verstand, in dessen Wesen sich von Pedanterie auch nicht die leiseste Spur zeigte, und der als Gesellschafter ebenso beliebt wie als Gelehrter geschätzt war.

Die gute Lebensform, welche er als Mittel, die zügellosen Triebe zu zähmen, empfiehlt, hat ihn ausgezeichnet bis an's Ende, und weil er, ohne die Schranken der feinsten Sitte je zu überschreiten, in jeden, auch den schärfsten Meinungsaustausch eintreten und von Herzen vergnügt sein konnte, ist es ihm in der That zu Theil geworden, am Kaiserhofe ein gleich willkommener Gast zu sein wie bei frohem Becherklang in munterem Freundeskreise. Er hat

mit seinen Kindern zu tändeln und sich in ihre jungen Seelen hineinzuversetzen verstanden, und wer hätte je besser Treue erzeigt und Freundschaft gehalten, als er, dessen Studiengenossen die Freunde seines Alters geblieben sind, dessen Reisegefährten, über die er als Führer geboten, mit Liebe an ihm gehangen haben, bis zu ihrem und seinem Tode, mit dem ebenbürtige Collegen, die ihm im wissenschaftlichen und Familienverkehr nahe gekommen waren, Jahrzehnte lang fest und in Liebe verbunden geblieben sind? — Von der Schule an war er der Freundschaft bedürftig, und schon als Jüngling in Paris gab er seinen Gedanken über Freundschaft Ausdruck und schrieb: „Ein Kreis von 4 Freunden verhält sich zu einem von 3 gerade so wie ein vierbeiniger Tisch zu einem dreibeinigen. Ebenso bilden 2 Freunde erst eine Linie, 3 eine Fläche". Die Wahl seiner Freunde fiel ausschließlich auf geistig bedeutende Männer, aber das „Geistreiche" im modernen und besonders im Berliner Sinne war ihm zuwider. Mannhaft wußte er auch für das Interesse Derer einzustehen, welche er für tüchtig erkannt, und deren Leistungen er in Anspruch genommen hatte. Nachdem der Zeichner Weidenbach ihm in Aegypten und bei der Herstellung des großen Denkmälerwerkes und der Ausschmückung des Museums in Berlin unschätzbare Dienste geleistet, wünschte er dem nunmehr Beschäftigungslosen eine feste Stellung am Museum zu verschaffen, und

zwar mit gutem Rechte, denn dieses Mannes beste Jahre waren bei lauter Arbeiten vergangen, deren Herstellung der Staat befohlen und die er für denselben auf's Beste und ohne Rücksicht auf gewinnbringendere Stellungen, die ihm angeboten worden waren, ausgeführt hatte. Der Minister v. Raumer wies indessen das Gesuch für den wohlverdienten Künstler kühl und mit dem Bemerken zurück, Weidenbach möge sich andere Beschäftigungen suchen. Darauf erwiderte Lepsius dem streng kirchlich, aber wenig menschlich gesinnten Vorgesetzten, dessen Wirksamkeit längst als unheilvoll anerkannt worden ist: „So denken Sie wie Talleyrand, der einem Bittsteller auf dessen Klage: „Mais il faut pourtant que je vive" entgegnete: „Je n'en vois pas la nécessité" — und wußte über Raumer hinweg seinem Schützling die gewünschte Stellung, welcher Weidenbach auch bis an's Ende auf's Beste vorgestanden hat, zu verschaffen.

Wie ist es denkbar, daß es dem Manne an Gemüth gefehlt habe, mit dem hervorragende und tief gemüthsvolle Männer, wie Bunsen, die Grimms, Carl Ritter, Ernst Curtius, Max Müller u. A. m., ein ganzes Menschenalter auf's Wärmste verbunden waren, wer darf es wagen, den Mann der Herzlosigkeit zu zeihen, welcher so wie er die Herzen der besten Männer und Frauen zu gewinnen verstand! Am 17. October 1838 schreibt Frau v. Bunsen aus

Llanover an Abeken: „Lepsius hat den ersten Platz im Herzen meiner Mutter (einer wahrhaft verehrungswürdigen, tieferfahrenen Greisin) gewonnen und wurde von jedem in verschiedenem Maße gepriesen und bewundert", und von wie vielen außerhalb Berlins wohnenden Freunden und Angehörigen hören wir, daß es für sie ein Fest war, wenn dieser große und bei aller persönlichen Würde heitere und theilnehmende Mann sie besuchte. Seine rechte Mutter war früh gestorben (1819), der Vater aber hatte sich mit der jüngeren Schwester derselben vermählt und in ihr für sich eine würdige Gefährtin, für seine Kinder eine Pflegerin und Erzieherin gefunden, wie sie treuer, liebevoller und umsichtiger nicht gedacht werden konnte. Nach dem Tode des Landrathes kam auf den Wittwentheil so viel, daß Frau Julie's Zukunft gesichert erschien; ihr Stiefsohn Richard, unser Lepsius, erklärte sich jedoch mit freudiger Zustimmung seiner edlen Gattin sogleich bereit, zu ihren Gunsten auf das ihm zukommende nicht unerhebliche Erbtheil zu verzichten. Die alte Dame nahm diese Gabe nicht an; von ihren Stiefsöhnen scheint ihr aber Richard immer der liebste gewesen zu sein. Brauch' ich an die väterliche Liebe und Treue zu erinnern, welche er der angenommenen Tochter widmete, die er mit den eigenen sechs Kindern auferzog?

Vor uns liegt ein schön gebundenes Heft in groß Quart. Es enthält auf 48 geschriebenen Seiten eine vor-

treffliche Schilderung von Theben. Diese ist betitelt: „Ein Rundbild von Theben, eingesandt als Gruß aus der Ferne an meine lieben Eltern zu ihrer silbernen Hochzeit. April 1845“*). Das Ganze hat das Ansehen eines Festwunsches, wie ihn Kinder den Eltern darbringen, und ist mit liebevoller Sorgfalt kalligraphisch schön geschrieben. Dennoch war der Verfasser und Schreiber kein geringerer als der vier und dreißig Jahre alte berühmte Führer einer großen Expedition. Der Schluß dieser Festschrift lautet:

„Wir schließen am heutigen Tage mit der Woche zugleich unsern Aufenthalt und unsere Arbeiten in den Memnonien des alten Theben ab, die uns 14 Wochen lang reichlich beschäftigt haben. Morgen denke ich noch zum Abschied von unserem thebanischen Kapitol ein kleines Fest zu veranstalten, das ich unter der Hand vorbereitet habe, und zwar auf der Höhe unseres Hügels, wo das Bild aufgenommen wurde. Ich werde ein neues Zelt dort aufschlagen und mit grünen Reisern schmücken lassen, und zugleich als Vorfeier zu Euerem Ehrenfeste meinen Reisegefährten, die ja an Allem, was mich nahe betrifft und bewegt, und so auch an Euch stets freundlichen Antheil zu nehmen pflegen, diese Blätter mittheilen, um in unmittelbarem Genuß und Angesichts dieses schönen und merkwürdigen

*) Die Silberhochzeitsbraut war natürlich nicht die rechte, sondern die Stiefmutter (zugleich Tante) unseres Lepsius. (S. 346.)

Rundbildes, ihnen und mir selbst noch ein Mal vor unserem Aufbruche die Hauptpunkte zu vergegenwärtigen. Wir werden Euer und des großen Familienkreises, der Euch hoffentlich in ungetrübter Heiterkeit, aus Süd und Nord zusammengeströmt, umgeben wird, gedenken, am lebhaftesten aber ich selbst, der ich diesen Gruß vom Nile Euch beiden noch nicht persönlich überbringen kann, dem ich aber doch in wenigen Monaten um so ungeduldiger zu folgen hoffe."

Diese Worte hat ein warmherziger Mann geschrieben, und er schließt an dieselben die folgenden bezeichnenden Verse:

Denn ob der Wissenschaft ein hohes Ziel gesteckt
Und treuen Strebens werth,
Ob sie den dunkeln Geist aus seinen Fesseln weckt,
Und ihn die Freiheit lehrt:

Doch bleibt sie nur ein kaltes und erborgtes Licht,
In Mondenschein verkehrt,
Wenn ihr des warmen Herzens Lebenshauch gebricht,
Wenn sie der Lieb' entbehrt.

Ein wie schönes und inniges Verhältnis ihn mit dem Vater verband, wie eifrig er stets bestrebt blieb, ihm Alles zuzuführen, was ihn erfreuen oder interessiren konnte, ist oben mehrfach hervorgehoben und mit Beispielen belegt worden. Was er dem Leiter seiner Jugend und Kindheit

verdankte — und dies war nichts Kleines — hat er niemals vergessen. Väterliche Geschenke sind vor Allem die strenge Wahrheits- und Ordnungsliebe, welche ihn auszeichneten. Diese erleichterte nicht nur, sondern ermöglichte sogar allein manche seiner schwierigsten Arbeiten. Hand in Hand mit ihr ging die peinliche Genauigkeit, mit der er beim Schaffen verfuhr. Was nicht völlig vollendet und bis auf's Letzte durchgeführt war, hat er nie aus der Hand gegeben, und daher kommt es, daß z. B. der im Vorwort angekündigte zweite und dritte Band seiner Chronologie unveröffentlicht geblieben ist. Gewaltige Vorarbeiten für dieselben blieben erhalten, aber da diese nicht zum völligen Abschluß gelangt waren, hat er sie nur in einzelnen Monographieen, welche er für vollendet halten durfte, in den Druck gegeben. Wenn wir — mit Ausnahme des Decretes von Kanopus und eines Theils des siebzehnten Kapitels des Todtenbuches — keine fortlaufende Übersetzung hieroglyphischer Texte von ihm besitzen, so ist dieser Umstand gleichfalls aus seiner Scheu zu erklären, Lückenhaftes, nicht völlig Abgeschlossenes und Abgerundetes aus der Hand und in den Druck zu geben. Was er aus dem Altägyptischen in's Deutsche übertrug, legt das gültigste Zeugnis für seine Meisterschaft auch auf diesem Gebiete ab, aber der kritische Philolog hat es nie über sich gebracht, auch nur eine halb verstandene Zeile als verstanden auszugeben.

Das erwähnte Stück seiner Todtenbuchübersetzung, der eine kritische Vergleichung der zu Gebote stehenden Texte zu Grunde liegt, bekundet ein weit tieferes Können als die vollständige Todtenbuchübersetzung, an die sich ein jüngerer Aegyptolog jüngst vorzeitig gewagt hat.

Lepsius ein Genie zu nennen, würde verkehrt sein; es fehlte ihm dazu die mächtige Phantasie, jene beflügelte Schöpfungskraft, welche Dinge leistet, die sich über das Begriffsvermögen der nur Verständigen hinausheben, die Weltfremdheit und die Glut des Temperamentes eines solchen. Aber er war ein Talent ersten Ranges von wunderbarer Intensität des Geistes, der seltensten Erkenntnis-, Willens- und Arbeitskraft, und dazu nicht nur, wie seine Gattin ihn nannte, ein „homme comme il faut", d. h. ein Mann, der sich in der Gesellschaft sehen lassen kann, sondern auch das Musterbild eines Gelehrten und, was mehr sagen will, eines Mannes. Dazu gehört freilich auch ein warmes Gemüth, und wir bleiben bei unserer Ansicht stehen, daß er ein solches besessen.

In seinem Pariser Tagebuche, welches nur für ihn allein bestimmt war, erzählt er von dem Einsturz einer Tribüne bei Gelegenheit eines Volksfestes. Ein ihm sonst fremder Knabe kam dabei zu Schaden; er nahm ihn in seinen Wagen und schrieb dann: „Ich hielt ihn nachher lange auf meinen Armen, damit er doch auch wenigstens noch

etwas von der Enthüllung der Statue sehen konnte". Am 25. Juli 1834 schrieb er in dasselbe Journal: „Eine unangenehme, völlig aus der Luft gegriffene Verleumdung wird mich vielleicht um das ägyptische Projekt bringen" und gleich darauf: „Sammle feurige Kohlen auf das Haupt Deiner Feinde".

Das ist, was wir „gutmüthig" nennen, das ist christlich im rechten Sinne des Wortes. Er war der unbeschränkte Verwalter des Vermögens und hat seine Gattin, deren halbes Leben der Armenpflege und dergleichen gewidmet war, nie im Wohlthun beschränkt; ja er gab Summen bis an 500 Thaler willig hin, wo es eine bedürftige Familie zu retten galt. — Wie er mich, da mir ein langwieriges Leiden das Ausgehen verbot, als Lehrer besuchte und mir so einen Theil seiner kostbaren Zeit opferte, hat er einen unbemittelten Schüler, der ihm persönlich durchaus nicht nahe gekommen und ihm keineswegs, wie ich, von einem Grimm empfohlen worden war, sobald er von seiner schweren Erkrankung erfuhr, im Hospital aufgesucht und ihm dort die freundlichste Unterstützung geliehen. Und wie viel Ähnliches, das nicht zu meiner Kenntnis gelangte, ließe sich wohl von ihm berichten!

Wenn den Buchstabengläubigen sein Christenthum auch nicht genehm war, so ist sein Wandel dennoch ein echt christlicher gewesen. Er hat sich jederzeit zu Gott und Christus

offen bekannt, hat, wenn er das Bedürfnis dazu fühlte, das heilige Abendmahl genossen, die Segnungen, welche das Christenthum in die Welt gebracht hat, an sich selbst empfunden, sie aus der Geschichte erkannt und seine Kinder ohne Widerspruch von seiner frommen Gattin erziehen lassen. Ihr, Trumpp und Anderen gegenüber bezeichnete er als höchste Aufgabe des Menschen, „Gott zu lieben über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst." Die neuen Errungenschaften der Naturwissenschaft haben seinen Glauben an Gott nicht zu erschüttern vermocht, obgleich er, nachdem sich zwei seiner Söhne ihnen gewidmet hatten, denselben mit Interesse gefolgt war. Wenn Zweifel sich in ihm erhoben, so hat er dem eigenen scharfen Denken die Aufgabe gestellt, sie zu zerstreuen, und unter seinen Papieren fand sich ein interessantes Schriftstück, in dem er die beiden Hauptsätze eines rednerischen Meisterwerkes du Bois-Reymond's*), welche ihn innerlich beunruhigt hatten, zu widerlegen versucht.

Mit Lepsius ist ein ganzer Mann, ein edler, vornehmer und — sehen wir von seinen letzten Lebensjahren

*) Über die Grenzen des Naturerkennens. Das Resultat, zu welchem Lepsius gelangt, ist, daß die wirklichen Grenzen des Naturerkennens zusammenfallen mit den Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens überhaupt. Jenseits der Schranken desselben findet er, wie aus anderen Äußerungen hervorgeht, Raum für seinen lebendigen Gott.

ab — glücklicher Mensch, ist einer der größesten, ernstesten und an Erfolgen reichsten Gelehrten seiner Zeit, dessen Namen und Werke die Jahrhunderte überdauern werden, zu Grabe gegangen, und die bescheidenen und pietätsvollen Worte, welche G. Maspero, der würdige Nachfolger Mariette's in der Überwachung aller Denkmäler und Ausgrabungen in Aegypten, der größte unter den lebenden französischen Aegyptologen, an uns richtete, nachdem er die Nachricht vom Hingang unseres Altmeisters empfangen, mögen dies Lebensbild beschließen:

„Lepsius“, sagt er, „était un des derniers survivants de notre âge héroique, et il avait été pendant longtemps notre maître à tous. Je ne demande qu'une chose pour mon compte: c'est que plus tard au moment où l'on en sera venu à dire pour moi ce que je dis pour lui, on puisse affirmer que j'ai fait pour la science la moitié de ce qu'il a fait pour elle“.

Beilage I.

Der Göttinger Aufstand.

Göttingen, den 8.—9. December (1830), Nachts um 2.

Endlich schickte ich jenen Brief ab, worin ich vom Munkeln der Revolution schrieb; um 12 Uhr Mittags mit dem Glockenschlag brach sie hier aus. Großes Geschrei auf den Straßen: „Revolution! Revolution!" verkündete sie uns; wir stürzten nach dem Markte, der sich schon ganz mit Bürgern und Studenten gefüllt hatte; sie stürmten das Rathhaus und besetzten es; es war gerade Jahrmarkt; im Nu waren alle Buden abgebrochen, die Waaren in aller Eile eingepackt, ich eilte zu meinem Freunde Kreiß, dem Franzosen, dessen Fenster gerade auf den Markt und das Rathhaus hinausgingen; eine merkwürdige Scene: alles drüber und drunter, hier und da blinkten Säbel und Büchsen, die Treppen, die nach dem Säulengange vor dem Rathhause führten, waren mit Wachen besetzt; schwarze Männer mit großen grün, blau und rothen Bändern machten sich im Säulengange wichtig und thaten sehr eilig; hier trug noch einer eine Stange mit einem großen Stück Segeltuch fort, man riß sie ihm weg und wollte sie als Fahne gebrauchen, viel Spaß, viel Gelächter dabei. Eine Menge Umstände, die man bei jedem Schritte sehen und hören konnte, kann ich hier nicht erwähnen. Jetzt erschienen immer mehr Gewehre, Säbel, Schläger, Stoßrappiere, Flinten, Büchsen, Pistolen, Stöcke; Alles bewaffnete sich und stürmte aufs Rathhaus, um

sich blindlings zu unterschreiben auf die Listen, die die Hauptrevolutionäre, besonders ein Dr. v. Rauschenblatt, der mit Professor Hugo viel öffentlichen Streit gehabt hatte, und dem es untersagt worden war zu lesen, Bürgern und Studenten vorlegten. Niemand wußte, was er wollte und wozu der Spectakel. Der Polizeidirector Westphal legte gleich sein Amt nieder, um Thätlichkeiten zu vermeiden. Die Bürger wollten eigentlich, soviel ich hören konnte, ein besseres Halten, auch Besserung der Constitution; der Magistrat sollte öffentliche Rechnung von den Einnahmen ablegen, was sie seit mehreren Jahren vernachlässigt hatten; die hohen Abgaben sollten vermindert, die Accise abgeschafft werden. Das sagten die, welche überhaupt etwas sagten. v. Rauschenblatt und seine Adjutanten waren mit den Bürgern schon lange verschworen und suchten die Studenten dafür zu gewinnen; er hielt feurige Revolutionsreden auf dem Rathhause; „Herrschen des Liberalismus", „Verderben dem Servilismus im Lande" und dergleichen allgemeine, ins Ohr fallende Redensarten kehrten immer wieder, und man sah deutlich, daß dieser excentrische Mensch gar keine klare und vernünftige Ansicht der Dinge hatte oder egoistische Zwecke bei seiner Aufwiegelung verfolgte. Allmählich wurde Niemand mehr zu den Unterschriften gelassen als Bewaffnete; alle Schwertfegerladen waren ausverkauft, niemand mehr ohne irgend ein Instrument; ich mußte oft über diesen Firlefanz und Wahnsinn lachen, wenn ich mich nicht ärgerte, denn ich glaubte noch nicht, daß irgend etwas erreicht werden würde.

Jetzt marschierte man in Reih und Glied heraus zum Stadtcommandanten v. Poten, um zu verlangen, daß das Militär, was auf heute Abend angesagt war, nicht hereingelassen werden dürfte, und eine Nationalgarde sich bilde. Es wurde zugestanden. Die Bürger blieben auf dem Rathhause, die Studenten zogen nach einem anderen Platze, wo sie Rauschenblatt in Haufen theilte und ihnen die Senioren der Verbindungen zu Anführern gab. Es hieß allgemein, Professor Langenbeck werde sich an die Spitze stellen. Noch immer wußten die Wenigsten, wie, wo und warum. Wirklich zogen sämmtliche Studenten vor Langenbeck's

Haus; mit fürchterlichem Geschrei und Schwertergeklirr ließ man ihn leben; er zeigte sich am Fenster und bat sie, sich sämmtlich zu unterschreiben. Unterdessen waren schon lange die Thore besetzt und verschlossen, die Soldaten wurden abgelöst und verhielten sich ruhig. Als sich schon 300 unterschrieben hatten, und ich desgleichen, da als einziger Zweck darüber stand, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, kam v. Rauschenblatt mit einem Theile seines Anhanges herein und versicherte Allen, es sei nicht mehr nöthig sich hier zu unterschreiben; man wolle die Leute nur irre führen, wolle sie wieder zum Dienst des Servilismus brauchen, Hofräthe brauchten sie nicht an ihrer Spitze; jeder, der sich hier unterschriebe, werde seiner vorigen Unterschrift auf dem Rathhause untreu und verlasse die eigentliche Sache und dergleichen; auch solle man nicht um 7 Uhr nach dem Rohns gehen, einem Gasthause und Versammlungssaal, wohin uns Alle der Hofrath Langenbeck beschieden hatte. Jetzt war es bereits dunkel; alle Straßen waren voll Tumult. Auf dem Markte war noch immer Kopf an Kopf. Auf dem Rathhause standen die Musikanten und spielten die Marseillaise, dann wieder einmal God save the King, dann wieder Lützow's Jagdlied„ die Barcarole, Studentenlieder; immer jauchzte der Haufen und schrie und tobte. Ich ging einmal über die Gallerie vor dem Rathhause, natürlich immer mit dem Schläger, sonst kam man nirgends durch; da stand Rauschenblatt oben und brachte der Freiheit und Gleichheit ein vivat nach dem anderen. Es war bald um 7 Uhr; als ich an dem Demagogen vorbeiging, fragte ich ihn: wo naus? weil man von einem anderen Versammlungsorte der Revolutionärs gehört hatte. „Nur nicht nach dem Rohns", sagte er eilig, „wir wollen jetzt in der Stadt herumziehen." Jetzt mußte auch bald die Musik voran; der ganze Haufe hinterdrein. Wo man vorbeikam, schrie man: „Lichter heraus!" Auf dem Markt war schon lange illuminirt. Unterdessen schneite es immer gewaltig; mehrmals waren Soldaten vor den Thoren gewesen, aber weil sie verschlossen waren, und Poten selbst sie anders beschied, waren sie wieder abgezogen. Da schlug es 7, und ich — wie immer ein guter Bürger — eilte mit

meinen Bekannten nach dem Rohns. Es waren erst wenig hier; die Musik hatte die meisten nach der anderen Seite gezogen; doch füllte es sich immer mehr, aber ich hörte schon jetzt, wie sich die verschiedenen Parteien bildeten, denn daß uns die Revolutionsmänner stören würden, ließ sich denken. Jetzt kam Langenbeck, forderte uns auf, wie in Leipzig eine Nationalgarde zu bilden und Ruhe und Ordnung zu erhalten. Da traten ein paar tüchtige Schreier gegen ihn auf, wollten nichts davon wissen: Wir schließen uns an die Bürger an, wir sind hier Staatsbürger, wollen jetzt nicht allein akademische sein u. dergl. — Langenbeck wurde unbestimmt in seinen Ausdrücken, er wollte gar nichts von politischer Einmischung wissen, man solle die Bürger gewähren lassen, ihnen nicht wehren, sie nicht fördern, aber er hatte nicht Geistesgegenwart genug, seine Ansicht bestimmt und kräftig zu geben. Da drängte sich Rauschenblatt durch den Haufen, und Langenbeck wurde sehr verlegen. Sie kamen in heftigen Wortwechsel, es erhob sich ein fürchterliches Geschrei hin und her, wir ließen Langenbeck, jene jenen leben; immer Säbel und Schläger in der Luft, daß der ganze Saal klirrte; ein Augenblick Reflexion gewährte ein herrliches Gemälde. Ich will Euch nicht Angst machen, wie weit ich mit vorn war und meine Meinung äußerte, aber zu beachten ist, daß bis jetzt noch gar keine Gefahr war, da ja gar kein Gegenstand mehr in der ganzen Stadt war, gegen den die Aufrührer sich hätten wenden können, also noch gar keine blutige Störung der Ruhe zu fürchten war. Einige Schüsse, die fielen, sollten blos Angst machen und galten niemandem. Langenbeck stieg nun auf den Tisch, hielt sich aber nicht lange auf der Tribüne und ging weg; er hätte seine Sache allerdings besser machen können. Rauschenblatt sprach nun viel nachdrücklicher und zusammenhängender, wenigstens für die Ohren; dabei schwenkte er seine Pistolen, sprach von Verräthern und ging dann auch weg. Noch immer war nun ein großer Theil drin. Langenbeck hatte man nicht hinausgehen sehen, er wurde laut gerufen, es waren meist Langenbeckianer drin; die wenigen Revolutionäre unterbrachen nur selten die passenden und kräftigen Worte des Repetenten Göschen, der jetzt

den Tisch bestiegen hatte und in Langenbeck's Geiste fortfuhr zu reden und zu Entschlüssen einzuladen, um Ruhe und Ordnung zunächst in dieser Nacht zu erhalten. Unterdessen hatten sich die Senioren der Corps bereits vereinigt, hatten eine Hauptwache besetzt und schickten dann Wachen und Patrouillen aus. Im Allgemeinen schien die Stimmung der Studenten gemäßigter zu werden und unsere Partei gegen die früher viel zahlreichere der Revolutionäre zu wachsen. Dann gingen wir einmal zu Göschens, d. h. noch einige Bekannte außer mir, und aßen hier zu Abend; dann gingen wir wieder zu Langenbeck, der unterdessen mit dem Repetenten auf der Hauptwache gewesen war, um ihn noch einmal, wie bestimmt war, nach dem Rohns abzuholen; es unterblieb aber, und wir bildeten nun eine Wache in Langenbeck's Auditorium neben seinem Hause, besetzten sein Haus mit zwölf Mann und patrouillirten abwechselnd mit in der Stadt. Wer da? Patrouille oder Posten oder Nachtwächter oder dies und das schallte es immer durch die Straßen; ein betrunkener Bürger wurde nach Hause escortirt, wir visitirten Wachen und Thore, kurz bis 2 Uhr war ich immer auf den Beinen und schreibe Euch dies sogleich, wünsche nun aber nichts mehr,, als daß Ihr keine Sorge um mich haben mögt, denn es fehlt mir wirklich bei so etwas an Vorsicht nicht; auch hat das Ganze bis jetzt gar keinen gefährlichen Charakter angenommen, eben weil das Object fehlt; morgen oder vielmehr heute früh um 9 sollen wir wieder auf dem Rohns sein.

Sonntag Mittag um 1.

Langenbeck's Wache ist ganz vorbei. Die Corps schließen sich unter den Senioren und Rauschenblatt an die Bürger an. Heute Morgen um 9 hatte er auf dem Rohns noch eine große Partei; er beschied Abgesandte der Corps in sein Haus; hier waren mehrere Professoren versammelt; die Senioren, welche hinkamen, es waren aber wenige, schienen gemäßigt. Darauf

ging Langenbeck noch einmal aufs Rathhaus, wo die Deputirten der Stadt und andere Bürger und Studenten, die jetzt irgend eine Rolle spielten, im Senatszimmer versammelt waren. Wir besetzten die Thür; Rauschenblatt, Dr. Schuster, Eyting und andere Revolutionäre waren auch drin; er wollte sich mit ihnen verständigen, blieb sehr lange drin, es war sehr heftiger Streit, aber er kam unverrichteter Sache wieder heraus, und er sagte selbst, daß er sich nun zurückziehen müsse; seine Partei habe sich also aufgelöst. Ich werde mich wie meine meisten Freunde außer Gravenhorst vor der Hand überhaupt an niemanden, auch noch nicht an die Corps anschließen. — Zugleich ist in ganz Hannover die vereinbarte Revolution ausgebrochen. Wird es hier noch ernstlicher, so verlasse ich vielleicht die Stadt, doch ist bis jetzt noch gar keine Gefahr; wie wohl die ganze Revolution friedlich ablaufen wird. Ich schreibe Euch bald wieder; bis dahin

Euer Richard.

Unter den Briefen an den Vater findet sich der vom General von dem Busche unterzeichnete Schein, welcher Lepsius weiter in Göttingen zu bleiben gestattete. Für manchen Studirenden sollte dieser Sturm im Glas Wasser recht unangenehme Folgen haben; denn ein Rescript des Königs vom 11. Januar 1831 gebot allen in Göttingen studirenden hannoverschen Unterthanen die Stadt sogleich zu verlassen. Den dennoch Zurückbleibenden wurde jedes Anrecht auf eine Anstellung im öffentlichen Dienste des Königreiches abgesprochen. Auch die Ausländer unter den Studenten wurden ausgewiesen und konnten nur in Folge besonderer Fürsprache Erlaubniß zu längerem Verbleiben erhalten. Die Vorlesungen wurden „vorerst“ bis Ostern geschlossen.

Beilage II.

Lepsius' Bericht über die Anfänge seiner ägyptologischen Studien an die Berliner Königliche Akademie der Wissenschaften.

Als ich vor anderthalb Jahren zuerst anfing, das ägyptische Alterthum auf dem Wege zu studiren, der hauptsächlich seit Champollion's wichtigen Entdeckungen über die phonetischen Hieroglyphen der heutigen Wissenschaft geöffnet und auch bald mit Entschiedenheit von ihr betreten wurde, geschah es mit den allgemein verbreiteten Zweifeln an der Begründetheit dieser jungen, von einem französischen Gelehrten fast allein gegründeten und umfaßten Lehre. Je mehr ich durch meine vorangegangenen, besonders sprachvergleichenden Studien gewöhnt war, den organischen Zusammenhang in der Wissenschaft zu suchen und nur eine innere Begründung dafür gelten zu lassen, um so weniger wollte mich anfangs das rein empirische, wenig geordnete und mehr behauptende als beweisende Verfahren Champollion's ansprechen. Ich begann mit dem Précis hiéroglyphique als der umfassendsten Darstellung der neuen Entdeckung und fand auf jeder Seite Behauptungen, die mir unerweislich, Beweise, die mir unvollständig schienen. Ich behielt mir selbst über die Lesung der Namen Ptolemäus und Berenice noch einzelne Zweifel vor, die zu lösen seien, um eine vernünftige Kritik zu befriedigen; namentlich erschien mir bei den phonetischen Hieroglyphen die Substitution der

Vokale zu willkürlich, die Vermengung der phonetischen mit den figurativen und symbolischen Hieroglyphen, um ein und dasselbe Wort vollständig zu bezeichnen, als ganz unerträglich. Ich hatte bei früheren paläographischen Untersuchungen über occidentalische und orientalische Schriften immer die strengste Ökonomie verbunden mit einer noch viel zu wenig beachteten Genauigkeit und oft überraschenden Bedeutsamkeit in der ursprünglichen Bezeichnung der Laute gefunden, und hier sollte ich mich an einen Überfluß, ich möchte sagen Verschwendung der Bezeichnungsmittel gewöhnen, die doch ihren Zweck nur unvollkommen erreichten und daher um so willkürlicher gewählt und chaotisch gehäuft erschienen.

Ich ließ mich indessen nicht vom Weiterdringen abschrecken, weil ich zu gleicher Zeit wohl sah, daß allerdings Manches seine unbestreitbare Richtigkeit habe, und ich Zusammenhang und einzelne Bestätigungen des Systems zu entdecken glaubte, die dem Entdecker selbst entgangen waren. Ich fing daher an zu glauben, daß es an der Methode liege und es nur darauf ankäme, das Sichere vom Unsicheren zu scheiden, um über die wirkliche Lage der Dinge und den wahren Umfang des bis jetzt auf diesem Felde Gewonnenen ins Klare zu kommen. Hierbei hatten mir Andere, die theils gegen, theils für Champollion aufgetreten waren, vorgearbeitet. Ich suchte mich zugleich durch eine möglichst vollständige Übersicht der zahlreichen Litteratur, die besonders seit der französischen Expedition das alte und neue Aegypten in allen Richtungen zu untersuchen, zu beschreiben und zu benutzen begonnen hat, so frei wie möglich von einseitiger Beurtheilung und Auffassung der Hieroglyphik und überhaupt der ägyptischen Wissenschaft, so weit sie auf einheimischen Quellen beruht, zu halten.

Eine Frage, die vor allen Dingen zu lösen war, betraf die koptische Sprache, über deren Identität oder wenigstens direkte Abstammung von der altägyptischen mich auch die rein historische Untersuchung in den Recherches sur la langue et la littérature de l'Égypte von Etienne Quatremère noch nicht zufrieden-

stellen konnte. Bei näherer Bekanntschaft mit der Sprache und ihrer Applikation auf die hieroglyphischen und demotischen Denkmäler muß indessen bald jeder Zweifel schwinden, daß es nicht der einzige und wirklich zum Ziele führende Schlüssel für die alte Sprache der Aegypter sei. Seitdem habe ich mir vor allem das Studium der koptischen Sprache angelegen sein lassen, wozu ich mich auch noch besonders durch meine vorangegangenen linguistischen Studien aufgefordert fühlte. Von einem aus den reichsten Quellen und mit umfassender Kenntnis von Amadeo Peyron bearbeiteten koptischen Lexikon sind vor einigen Tagen die letzten Bogen in Paris angekommen, und ich habe von Anfang an meine Arbeiten über die koptische Sprache zu dem Endzweck angelegt, eine der heutigen Sprachwissenschaft gemäße und hauptsächlich auf Erleichterung des hieroglyphischen Studiums berechnete Grammatik der koptischen Sprache zu bearbeiten.

Um Ihnen, hochzuverehrender Herr General-Secretair, einen Überblick über den bisherigen Gang meiner Studien auf dem in Rede stehenden Felde zu verschaffen, habe ich noch zwei Umstände zu berühren, die mich besonders dabei begünstigten. Der eine ist mein Aufenthalt in Paris, als dem bei weitem geeignetsten Orte, sich den ersten Zutritt zum ägyptischen Alterthum zu verschaffen. Von französischer Seite wurde die erste ausgedehnte Basis für diese Wissenschaft durch die Description de l'Égypte gelegt: ein französischer Gelehrter verschaffte zuerst den Zugang zu den einheimischen Monumenten Aegyptens und bildete durch sein bewunderungswürdiges Talent, welches für die Entzifferung der ägyptischen Monumente geschaffen schien, eine Reihe Jahre hindurch den Mittelpunkt für die ägyptischen Studien. Daß es daher an den vollständigsten litterarischen und an monumentalen Hülfsmitteln hier nicht fehlen kann, brauche ich nicht zu sagen. Worauf ich aber noch größeres Gewicht lege, ist, daß noch immer eine bedeutende Anzahl von Männern in Paris versammelt sind, die an den Entdeckungen ihres Landsmanns den lebhaftesten und unmittelbarsten Antheil nehmen, über alle Theile und Einzelheiten den vollständigsten, meist durch eigene Anschauung geleiteten Auf-

schluß zu geben im Stande sind und durch ihre Unterhaltung mir oft belehrender als alle Bücher wurden. Von wie großem Werth die mündliche Berichtigung so mancher unvermeidlichen Irrthümer in der Beurtheilung von Personen, Gegenständen und Factis, die in einer so jungen Wissenschaft von viel größerer Bedeutung sind, als in längst begründeten, habe ich hierbei oft erfahren. — Einen zweiten günstigen Umstand nenne ich die frühe Bekanntschaft mit einem jungen kenntnisreichen und talentvollen Manne François Salvolini, der sich seit 10 Jahren unter der persönlichen Leitung von Champollion ausschließlich für die Hieroglyphik ausgebildet, von den wichtigsten Zeichnungen und schriftlichen Arbeiten seines Lehrers, die zum Theil noch immer dem Publikum unzugänglich sind, Copie genommen und mir mit der größten Liberalität seine bedeutenden Sammlungen geöffnet und zum freisten Gebrauch mitgetheilt hat. Er arbeitet unter den Auspicien der Sardinischen Regierung an einem umfassenden Werke über die Inschrift von Rosette, wovon er mir Proben mitgetheilt und mündlich jede Einzelheit erläutert hat. So wurde ich auf die kürzeste und vollständigste Weise mit dem wahren Gehalte und der bis jetzt erreichten Ausbildung des Champollion'schen Systems bekannt; meine früheren hauptsächlichen Anstöße wurden mir zwar nicht vollständig aus dem Wege geräumt, doch glaubte ich bald in dem, was noch übrig blieb, nur eine Unvollkommenheit, nicht aber eine Widerlegung des Systems zu sehen und wurde namentlich gewahr, daß manche Schwierigkeit beseitigt werden könnte, wenn erst ein anderer linguistischer Standpunkt als der bisherige aufgestellt worden sei.

Zugleich schien es mir von der größten Wichtigkeit, über das Verhältnis der ägyptischen Sprache zu den übrigen gebildeten Sprachen der alten Welt zu einer klaren Ansicht zu kommen, und zu meiner großen Genugthuung habe ich jetzt die Überzeugung gewonnen, daß der ägyptische Sprachstamm keineswegs dem Semitischen und Indogermanischen so fern steht, wie bisher nach oberflächlicher Prüfung fast allgemein angenommen wurde. Ich glaube diesen vergleichenden Gesichtspunkt auch in allen folgenden

Untersuchungen über das ägyptische Alterthum nicht aus dem Auge verlieren zu dürfen, da das hohe Interesse, welches die Geschichte der ägyptischen Civilisation als einer der ältesten, von denen wir überhaupt eine geschichtliche Kunde haben, darbietet, ohne Zweifel noch sehr erhöht wird, wenn wir sie auch in ihrem ursprünglichen Zusammenhang mit den übrigen Civilisationen kennen lernen. Auch das ägyptische Volk in den Kreis der großen Völkergruppe zu ziehen, deren älteste Geschichte in der neueren Zeit durch die Sprachvergleichung ein ganz anderes Ansehen gewonnen hat, scheint mir eine würdige und ersprießliche Aufgabe. Ich denke meiner koptischen Grammatik einen besonderen Abschnitt über die Verwandtschaft des Aegyptischen mit den Semitischen und Indogermanischen Sprachstämmen vorauszuschicken. Zwei Abhandlungen, in denen ich die sprachliche Verwandtschaft dieser drei Stämme auf zwei einzelnen, in der koptischen Grammatik keinen Platz findenden Punkten nachzuweisen versucht habe, ersuche ich Sie, hochzuverehrender Herr General-Secretair, ganz gehorsamst, der hochlöblichen Akademie zu geneigtester Ansicht vorzulegen. Die erste betrifft die Zahlwörter, die zweite die Ordnung der Alphabete bei den verschiedenen Völkern.

Indem ich so meinen Aufenthalt zu Paris hauptsächlich dazu benutzt habe, einen allgemeinen Überblick über die ägyptische Wissenschaft zu gewinnen, und dadurch zugleich in den Stand gesetzt wurde, je nach den Bedürfnissen, die mir die dringendsten schienen, und den eigenen Kräften, die ich durch die vorausgegangenen Studien am meisten in mir entwickelt zu haben glaubte, eine bestimmte Richtung für die Folgezeit einzuschlagen: kommt es jetzt besonders darauf an, mir eine möglichst vollständige eigene Ansicht, treue Kopien der zahlreichen in den verschiedenen französischen Museen und besonders in Italien zerstreuten ägyptischen Monumente zu verschaffen. Eine Reise nach Italien zu diesem Zweck zu unternehmen, muß mir um so wünschenswerther sein, da ein correspondirendes Mitglied der Akademie, dessen Namen stets unter den ausgezeichnetesten Beförderern der ägyptischen Wissenschaften neben Champollion genannt werden wird, H. P. Ro-

sellini in Pisa sich mit der edelsten Uneigennützigkeit erboten hat, mir seine reichen aus Aegypten zurückgebrachten Schätze zu öffnen und unter seiner eigenen unschätzbaren Leitung meiner Benutzung anheimzustellen.

Da ich diese Reise aus eigenen Mitteln nicht hätte unternehmen können, so habe ich es jetzt allein dem Beschlusse der hochlöblichen Akademie zu verdanken, wenn ich dem Ziel, welches mir für meine wissenschaftliche Laufbahn vorschwebt, auf geradem Wege entgegengehen kann. Ich habe die mir dadurch zu Theil gewordene besondere Aufmunterung um so tiefer anzuerkennen, als ich bis jetzt von meiner Seite noch keine Art von Bürgschaft der hochlöblichen Akademie vor Augen legen konnte. Um so gewissenhafter werde ich die bewilligte Unterstützung benutzen, der hochlöblichen Akademie von Zeit zu Zeit Rechenschaft von ihrer Anwendung ablegen und mich des geschenkten Vertrauens durch den angestrengtesten Eifer für die Weiterförderung dieser höchst ergiebigen und in unserem Vaterlande so wenig angebauten Wissenschaft als würdig zu beweisen suchen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und Verehrung

Richard Lepsius.

Beilage III.

Auszug aus dem an das Ministerium erstatteten Bericht über die Erwerbungen und Resultate der von R. Lepsius geführten Expedition nach Aegypten.

Berlin, den 12. März 1846.

Die von Seiner Majestät unserm allergnädigsten und erlauchten König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 befohlene und meiner Leitung anvertraute antiquarische Expedition nach Aegypten, Nubien und der Halbinsel des Sinaï ist beendigt.

Meine von Zeit zu Zeit Ew. Excellenz übersandten Berichte werden Sie überzeugt haben, daß sie im Ganzen durchaus nach den vor der Abreise Ew. Excellenz vorgelegten, von der Königlichen Akademie der Wissenschaften begutachteten und von Seiner Majestät allerhuldreichst genehmigten Vorschlägen ausgeführt worden ist, auch die von Anfang an jährlich bewilligten Geldsummen nicht nur nicht überschritten, sondern auch die bedeutenden Ausgrabungen, Transporte und Ankäufe, für welche kein besonderer Anschlag gemacht worden war, inbegriffen worden sind. Nur hat sich die Reise von 2 Jahren auf 3½ ausgedehnt, indem meine Begleiter erst am Ende vorigen Jahres, ich selbst erst am 27. Januar dieses Jahres hierher zurückkehren konnte, ein Fall, welcher überdies in dem Gutachten der Königlichen Akademie bereits vorausgesehen worden war.

Die Expedition ist jedenfalls eine sehr glückliche und durch die Vorsehung ganz besonders begünstigte zu nennen, wenn ich

auch nur zunächst von der äußeren Erhaltung ihrer Mitglieder spreche, welche sämmtlich, acht an Zahl, so wie drei andere, die sich freiwillig angeschlossen hatten, wohlbehalten auf europäischem Boden wieder angekommen sind. Nur der Maler Frey konnte entschieden das Klima nicht vertragen, und mußte sich deshalb schon von Unterägypten aus wieder nach Europa zurückbegeben, wo er aber seitdem wieder hergestellt worden ist. Dagegen verlor die Gesellschaft des Professor Ehrenberg, trotz der größten Sorgfalt, aber freilich unter viel schwierigeren Umständen, deren Erfahrungen uns durch seinen Rath zu gute kamen, neun Mitglieder. Noch schlimmer erging es der englischen unter Clapperton; und auch die französisch-toscanische verlor in Folge der Reise außer vielen anderen Mitgliedern, beide Chefs. Da wir nicht, wie die erwähnten Expeditionen, einen Arzt bei uns hatten, so mußten wir die unmittelbare Aufmerksamkeit auf uns selbst verdoppeln, und ich schreibe das günstige Resultat, nächst höherer Bewahrung, hauptsächlich der ausgezeichneten Haltung, gegenseitigen Förderung und strengen Ordnungsliebe sämmtlicher Mitglieder, bis auf einen, den Gypsformer Franke, den ich wegen ungebührlicher Störungen dieser Ordnung entlassen mußte, zu. Diese Einigkeit und gute Disposition der Theilnehmer hat mir auch die Direction sehr wesentlich erleichtert, und ich kann nicht umhin, dies noch ganz besonders von unserem Architekten Herrn Erbkam zu rühmen, der mir jeder Zeit als ein treuer und hülfreicher Freund zur Seite gestanden hat.

Was nun die wissenschaftlichen Resultate der Expedition betrifft, so muß ich zuerst bemerken, daß nicht leicht eine andere von vorn herein unter so günstigen Umständen angetreten wurde, als die unsrige. Hierzu rechne ich hauptsächlich die Bestimmtheit der Aufgaben, die uns vorgezeichnet waren, und die wir daher mit voller Planmäßigkeit verfolgen konnten, während die zunächst damit vergleichbare von Champollion eine Entdeckungsreise war, welche nothwendig an denselben Mängeln leiden mußte, die wir mit Leichtigkeit vermeiden konnten. Die Vortheile, die er als Gründer der Wissenschaft und durch seine unübertreffliche Befähigung für

monumentale Forschungen hatte, wurde für uns mehr als aufgewogen durch die festere und weitere Begründung der Wissenschaft, deren letzte Resultate jetzt in Bunsen's ausgezeichnetem Geschichtswerke vorliegen, und die größere vorläufige Kenntnis der interessanten Localitäten, die wir zu untersuchen hatten. Wir konnten von Beginn der Reise an nach Vollständigkeit in den weit gesteckten Grenzen streben, ohne doch an neuen höchst wichtigen und unerwarteten Entdeckungen Mangel zu leiden. Champollion hatte uns namentlich die Erforschung der ältesten ägyptischen Geschichte, der die Weltgeschichte fast um anderthalb Jahrtausende erweiternden Epoche des ersten Pharaonenreiches von circa 3000 bis 1700 v. Chr. so gut wie ganz unergründet zurückgelassen und war nur bis zur zweiten Katarakte im Nilthale hinaufgegangen, jenseits welcher noch eine große Anzahl gänzlich unerforschter altägyptischer Denkmäler aller Art vorhanden sind und wo das ganze äthiopische Alterthum, welches vom ägyptischen nicht getrennt werden kann, seinen Aufschluß finden mußte, und wenn ich mich nicht täusche, durch uns gefunden hat.

Für Chronologie und Geschichte sind daher auch unsere Resultate bei weitem die bedeutendsten. Die Pyramidenfelder von Memphis, deren Wichtigkeit von Champollion noch nicht erkannt, und die daher auch kaum von ihm berührt wurden, haben uns ein Bild der ägyptischen Civilisation jener Urzeiten gegeben und in 400 großen Zeichnungen bildlich vor Augen gelegt, welches für alle Zukunft als der erste Abschnitt der erforschbaren Menschengeschichte gelten und mit dem höchsten Interesse betrachtet werden muß. Jene frühesten Dynastieen der ägyptischen Herrscher bieten uns jetzt mehr als eine unfruchtbare Reihe leerer, verschollener und zweifelhafter Namen; sie sind nicht nur jedem begründeten Zweifel enthoben, und in ihre kritisch festgestellte Ordnung und Zeitepochen eingereiht worden, sondern haben durch die Anschauung des unter ihnen blühenden, staatlichen, civilen und künstlerischen Volkslebens eine geistige und oft sehr individuelle geschichtliche Realität erhalten.

Dies ist das größte Ergebniß unserer Reise, welches unserer

Expedition und ihrem königlichen erlauchten Urheber ein großes bleibendes Verdienst in der Wissenschaft für immer sichern wird. Ich übergehe hier die Nachweisung im Einzelnen, die nur von den nach- und weiterforschenden Mitarbeitern auf diesem Felde gewürdigt werden dürfte, und führe nur noch an, daß wir auch in Mittelägypten bis nach Theben hin acht verschiedene Gräberstätten aus dem alten Reiche theils zum ersten Male aufgefunden, theils als in jene Zeit gehörig zuerst erkannt und ausgebeutet haben, an denen die französisch-toscanische Expedition ohne Arg vorübergegangen war. Daß auch die große Blüthezeit des neuen Reiches, die vorzugsweise thebanische Prachtzeit, so wie alle folgenden Dynastieen eine große Anzahl mehr oder weniger wesentlicher Ergänzungen, Berichtigung und Füllung erhalten haben, konnte nicht fehlen. Selbst die in der Helligkeit griechischer Geschichtsschreibung scheinbar völlig bekannten Ptolemäer sind durch ihre ägyptischen Darstellungen und Inschriften in ein neues Licht getreten und sogar durch einige von den Griechen kaum erwähnte, bisher zweifelhafte Personen ergänzt worden. Endlich sind auch die römischen Kaiser in größerer, fast lückenloser Vollständigkeit uns auf den ägyptischen Monumenten in ihren Eigenschaften als ägyptische Herrscher erschienen, und hinter Caracalla, welcher bisher als der letzte hieroglyphisch geschriebene bekannt war, noch durch zwei neue spätere Kaiser bis zum Decius herabgeführt worden, wodurch die ganze ägyptische Monumentalgeschichte auch an ihrem anderen Ende um eine Reihe Jahre verlängert worden ist.

Auch die ägyptische Philologie hat schon während der Reise nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Das Lexikon ist durch die Kenntnis einiger hundert Zeichen oder Gruppen vermehrt und die Grammatik vielfach berichtigt worden, außerdem aber für diese Zwecke, namentlich durch die zahlreichen Papierabdrücke der wichtigsten Inschriften ein so reiches Material gewonnen, daß durch die allmählige Ausbeutung desselben eine wesentlich höhere Stufe in der ägyptischen Philologie erreicht werden zu müssen scheint. Namentlich erhält die Geschichte der ägyptischen Sprache, welche jetzt durch das nachgewiesene hohe

Alter der frühsten Schriftdenkmäler einen Zeitraum von gegen fünftehalb Jahrtausenden umfaßt, eine ganz neue Bedeutung für die allgemeine Geschichte der menschlichen Sprache und Schrift. Im einzelnen war eine der bedeutendsten Entdeckungen auf diesem Felde zwei in Philä aufgefundene bilingue Dekrete (nämlich in hieroglyphischer und demotischer Schrift), von denen eins das Dekret der Inschrift von Rosette wiederholt und durch seine Vergleichung mit demselben bedeutende Resultate verspricht. Die Nachricht davon schien den Franzosen so wichtig, daß sie die besondere Sendung eines namhaften Gelehrten Ampère, nebst einem Zeichner ausdrücklich zur Copirung dieses einen Monuments beschlossen, deren Zweck mir erst nachher durch die jetzt eben erfolgende Publication und philologische Ausbeutung jener Inschrift bekannt geworden ist.

Die ägyptische Mythologie entbehrte bis jetzt nach meiner Überzeugung, trotz zahlreicher Schriften über dieselbe, jeder festern Grundlage, und ich hatte fast die Hoffnung aufgegeben, daß unsere Expedition einen wesentlichen Fortschritt für dieselbe begründen würde, als ich auf der Rückreise in den thebanischen Tempeln eine Reihe Monumente auffand, die so viel unerwartetes Licht auf das innere Wesen und die historischen Phasen derselben geworfen haben, daß ich die Überzeugung gewonnen habe, auf dieser neuen Grundlage wird sich zum ersten Male die ägyptische Mythologie nach ihrem wahren Gehalte und ihrer geschichtlichen Entwickelung darstellen lassen.

Die Kunstgeschichte ist von dem jetzigen Standpunkte der Aegyptologie noch gar nicht bearbeitet worden. Sie bildete nothwendig ein Hauptaugenmerk unserer Expedition und mußte am unmittelbarsten durch die fortgeschrittene chronologische Denkmälerkenntnis gewinnen. Wir haben zum ersten Male alle Theile derselben im altägyptischen Reiche vor dem Einfalle der „Chyksos" verfolgen und sie demnach wie die ägyptische Geschichte im allgemeinen um circa 13 Jahrhunderte nach oben und um einige Jahrzehnte nach unten erweitern können. Die Kunstgeschichte mußten wir ferner fast allein im Auge haben, bei der Auswahl

unserer Monumentensammlung, auf die ich unten zurückkommen werde. Unter den einzelnen Zweigen der ägyptischen Kunst war die von Champollion und Rosellini gänzlich vernachlässigte Architektur durch die geschickten und fleißigen Arbeiten unsers Architekten Erbkam vorzüglich gut vertreten, wie es der wichtigen Stelle gerade dieses Zweiges geziemte, in welchem das den Aegyptern vor allen Völkern verliehene Kunstelement der Großartigkeit sich am höchsten entfalten konnte und entfaltet hat. Die Auffassung der Skulptur und Malerei fiel den andern uns begleitenden Zeichnern zu, welche bald mit sehr anerkennenswerthem Geschicke den eigenthümlich ägyptischen Styl wiederzugeben lernten, welcher bei aller die Kindheit der Kunst charakterisirenden Gebundenheit doch ein unverkennbares, schön ausgebildetes ideales Element enthält. Der griechische Genius würde der Kunst nie einen so entschiedenen Charakter blühender Freiheit haben verleihen können, wenn er sie nicht als ein so streng, keusch und sorgsam erzogenes Kind von den Aegyptern überkommen hätte. Worin diese Erziehung der Kunst, welche kein asiatisches Urvolk mit den Aegyptern theilt, bestand, nachzuweisen, ist die Hauptaufgabe der ägyptischen Kunstgeschichte. Ich führe noch als eine der wichtigsten Einzelheiten, die hierher gehören, an, daß wir drei verschiedene Kanones der Proportionen des menschlichen Körpers in zahlreichen Beispielen an unvollendeten Monumenten gefunden haben, einen für das alte Pharaonenreich, einen andern für das neue Reich seit der 18. Dynastie, einen dritten, der mit gänzlicher Veränderung des Eintheilungsprinzipes erst kurz vor der Zeit der Ptolemäer in allgemeine Aufnahme kam und es unter den römischen Kaisern bis zu Ende blieb. Diese Entdeckungen sind auch für die Beurtheilung des griechischen Kanon von entschiedener Wichtigkeit.

Nächst der Kunstgeschichte nahm aber auch die ägyptische Archäologie im weitesten Sinne einen großen Theil unserer Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch, ein Feld, welches bei dem unerschöpflichen, das ganze übrige Alterthum zusammen, weit übertreffenden Reichthume an einzelnen erhaltenen Monumenten des

gemeinen Lebens, so wie an Darstellungen aus demselben in allen Richtungen, schon vor uns, namentlich von Wilkinson und Rosellini mit Glück und Fleiß bearbeitet worden ist, und deshalb zunächst vielmehr einer strengeren Richtung und Erhebung des Standpunktes bedarf, als einer weiteren Anhäufung von Einzelnheiten, die sich gleichwohl von allen Seiten noch immer neu aufdrängen und auch von uns als Material in Menge gesammelt worden sind.

Endlich verlangt auch die Geographie und Chorographie, deren Erweiterung vorzugsweise von Reisenden erwartet werden muß, ihre besondere Verfolgung. Im Faium haben wir neben dem von Linant entdeckten, jetzt trocken liegenden Möris-See das Labyrinth zum ersten Male gründlich untersucht und durch Auffindung des Namens des Gründers an seine historische Stelle setzen können. Unsere Verzeichnung der Städte-Ruinen und der Monumente des Alterthums im Nillande bis nach Senaar wird vollständiger und genauer als irgend eine frühere werden, auch in so selten bereisten Dependenzen der pharaonischen Herrschaft, (wie) den äthiopischen Ländern, den östlichen Gebirgen zwischen Nil und rothem Meere und den Kolonieen im Kupferlande Mafkat (der Halbinsel des Sinai). Nur die Oasen der westlichen Wüste haben wir leider unerforscht lassen müssen. Für die neuere Geographie, welche der alten stets vergleichend zur Seite stehen muß, habe ich besonders viel Sorgfalt auf die sichere Gewinnung der arabischen Namen verwendet, um der unerträglichen Verwirrung der Bezeichnungen, wenigstens auf dem von uns bereisten Gebiete, nach Kräften entgegenzuarbeiten. Für einzelne Theile der östlichen Gebirge Aegyptens und des arabischen Kupferlandes habe ich genaue geographische Karten unterwegs angefertigt und für die Grenzländer von Mohammed Ali's Herrschaft gegen Abyssinien hin nicht unwichtige geographische Nachrichten von ausgezeichnet bewanderten Leuten jener Gegenden gesammelt und graphisch verzeichnet. Auf der Halbinsel des Sinai habe ich nicht nur die altägyptischen Kupferminen, deren Ausbeutung nach den erhaltenen Felsenbildern und Inschriften von Wadi-Magara bis

zur Zeit des Cheops, gegen 3000 v. Chr. zurückgeht, zum ersten Male genauer untersucht, sondern auch den Zug der Israeliten zum Sinaï verfolgt, wobei ich die Überzeugung gewonnen, und sie auch in einem vorläufigen Berichte an Se. Majestät zu begründen gesucht habe, daß die verhältnismäßig spät entstandene Tradition mit Unrecht den von den Mönchen Gebel Mûsa genannten Berg für den Sinai der Bibel ausgegeben hat und daß der Berg Gottes Horeb oder Sinai vielmehr dem heutigen Serbâl entspricht, welcher einige Tagereisen nördlich vom Gebel Mûsa liegt. Die Geschichte der physischen Beschaffenheit des Nilthales hat einen merkwürdigen Beitrag durch die Entdeckung des Nilmessers von Semneh im nubischen Kataraktenlande erhalten, aus welchem hervorgeht, daß vor circa 4000 Jahren, unter der Regierung des Amenemha-Möris der Nil in jener Gegend in mittleren Jahren 22 Fuß höher stieg als jetzt, während er in Aegypten um diese Zeit wenigstens 10 bis 15 Fuß niedriger stand, so daß der Nil in den zwischenliegenden Katarakten an 35 Fuß tiefer fiel als jetzt. Diese allmählige Ausgleichung des Flußbodens ist für die Geschichte der Cultur des Thales und der ganzen Bevölkerung von dem entscheidendsten Einflusse gewesen, weil namentlich die Ufer des nubischen Stromgebietes durch die bedeutende Senkung des Wassers der natürlichen Überschwemmung unzugänglich und dadurch trocken gelegt und unfruchtbar wurde.

Außer dem Gewinn für die altägyptische Sprache hat unsere Reise auch für die allgemeine Linguistik einige nicht unbedeutende Erwerbungen gemacht. Ich habe in den obern Nilländern drei afrikanische Sprachen für dieselbe gewonnen, deren Grammatik und Lexikon ich in hinreichender Vollständigkeit aus dem Munde der Eingebornen erfragt und aufgezeichnet habe, um ein deutliches Bild derselben vor Augen legen zu können. Es sind: 1. die in Darfur und den angrenzenden Ländern gesprochene Conǵâra-Sprache, eine innerafrikanische Negersprache; 2. die Nuba-Sprache, welche in einem Theile des nubischen Nilthales und in den südwestlichen Nachbarländern in zwei Dialekten gesprochen wird und gleichfalls urafrikanischen Ursprungs zu sein

scheint. Diese Sprache ist nie geschrieben worden, und ich habe zum ersten Male ein ansehnliches Stück nubischer schriftlicher Litteratur gesammelt, indem ich einen nubischen Schêch, welcher der arabischen Sprache und Schrift völlig mächtig war, die Lokman'schen Fabeln, das Evangelium Marci und ein Stück von 1001 Nacht aus dem Arabischen ins Nubische übersetzen und ferner gegen 20 theils gereimte, theils nur rhythmische nubische Lieder niederschreiben und ins Arabische übersetzen ließ, wobei er eine wunderbar richtige Auffassungsgabe für sprachliche Verhältnisse an den Tag legte. 3. die Beg'a-Sprache des zwischen dem rothen Meere und dem nubischen Nile weit verbreiteten Volkes der Bischari, welche sich als ein höchst wichtiger Zweig der urasiatischen kaukasischen Sprachfamilie darstellt, und dadurch noch weit mehr unsere Aufmerksamkeit verdient, daß sie sich geschichtlich als die jetzige Form der altäthiopischen Sprache von Meroë nachweisen zu lassen scheint. Zugleich habe ich auch in jenen Ländern eine größere Anzahl altäthiopischer Inschriften, auch in den Pyramiden von Meroë, gefunden, welche in einer bisher noch ganz unbekannten alphabetischen Schrift, später auch in einer der griechischen nachgebildeten aufgezeichnet wurden, und sich wahrscheinlich mit Hülfe der Bega-Sprache entziffern lassen werden. — Endlich haben wir auch eine möglichst vollständige Sammlung vieler Hundert griechischer Inschriften in Papierabdrücken gemacht, welche für die jetzt noch von mehreren Seiten fleißig bearbeitete griechisch-ägyptische Alterthumskunde von hohem Werthe ist, so wie eine andere der zahlreichen sogenannten Sinaitischen Inschriften, welche von einer christlichen Bevölkerung der Halbinsel des Sinai in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dort in die Felsen eingegraben wurden und noch nicht völlig entziffert sind.

Nur beiläufig haben wir zuweilen auch auf naturwissenschaftliche Gegenstände unser Augenmerk richten können. Doch habe ich nicht versäumt, von allen merkwürdigen Lokalitäten Stein- und Erdproben, namentlich während abgelegener Gebirgsreisen, zu sammeln. Eine Zusammenstellung und chemische Ver-

gleichung der an verschiedenen Orten und in verschiedenen Verhältnissen aufgenommenen Nilschlamm-Proben werden vielleicht von Interesse sein. Wir haben die vor kurzem von den Beduinen aufgefundenen und nun von Selim Pascha bearbeiteten alten Alabasterbrüche von El Bosra, Siut gegenüber, besucht, in welcher wir noch eine Felseninschrift aus dem Anfange der 18. Dynastie fanden, desgleichen die seit den ältesten Zeiten benutzten Brüche von Granit und breccia verde bei Hammamât und die in römischer Zeit berühmten Porphyr- und Granitbrüche am Gebel Duchân (Mons Claudianus, Mons Porphyrites) in den östlichen Gebirgen Aegyptens (S. 191) besucht und Steinproben mitgebracht. Die kostbarsten Blöcke von breccia verde von jeder Größe liegen unmittelbar an einer der schönsten und bequemsten Wüstenstraßen, zwei Tagereisen vom Nil, und würden sich vortrefflich eignen zur Fortschaffung und Ausführung. Am interessantesten für unsere antiquarischen Zwecke war die Gelegenheit, die jetzige Thier- und Pflanzenwelt in den südlichsten Gegenden Nubiens kennen zu lernen, welche auffallend den monumentalen Darstellungen auf den ältesten ägyptischen Denkmälern gleicht und fast nur durch die Annahme eines allgemeinen Zurückweichens des höheren Naturlebens im Nilthale von Norden nach Süden erklärt werden zu können scheint.

Index
der
Schriften von Richard Lepsius.

I. De tabulis Eugubinis. Diss. philologica. Berolini 1833. 8.

II. L'ami au vainqueur, oenochoé (οἰνοχοή) à inscriptions. Annales de l'Institut de corr. arch. 1833. V. p. 357—363.

III. Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen. Berl. 1834. 8.

IV. Über die πρῶτα στοιχεῖα in der Stelle bei Clemens Alexandrinus über die Schrift der Aegypter. Aus d. N.-Rhein. Museum für Philologie 1835. Vol. IV. p. 142—148. 8.

V. Über die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, indischen, altägyptischen und äthiopischen Alphabete. Berlin. Abhdlg. d. Akademie 1835.

VI. Über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der koptischen, semitischen und indogermanischen Sprache. Berlin. Abhdlg. d. Akademie 1836. Die Abhandlungen V und VI zusammen sind noch im selben Jahre (1836) im Dümmler'schen Verlag zu Berlin als Buch erschienen. 8.

VIa. Recension über Guarini's valore della cifra SEXS in un marmo di Pompeji. Bulletino dell'inst. di corresp. archeol. N. VII. 6. 1836 p. 126—128.

VII. Sarcofago etrusco. Bull. dell' inst. di corresp. archeol. Roma. Nr. IX e X. 1836. S. 147—49.

VIII. Sur la valeur de la lettre ⨯ dans l'alphabet étrusque. Annali dell'inst. archeol. 1837. Roma Vol. VIII. p. 164—170.

IX. Recension von Arneth's synopsis numerorum. Bull. dell'inst. archeol. Roma. 1837. p. 111—112.

X. Notizie compendiate. ibid. 1837. p. 121—127. Nr. VII e VIII.

XI. Monuments de Nahr el-Kelb près Beirout. ibid. 1837. p. 134—135.

XII. Observations sur un vase de fabrication Étrusque avec deux alphabets Grecs et sur une inscription de la ville Pélasgique d'Agylla. Avec 1 planche. Rome 1837. 8. Aus den Annali dell'inst. archeol. Roma. Vol. VIII. p. 186—203.

XIII. Lettre à Mr. le Professeur H. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique. Avec 2 planches. Rome 1837. 8. Aus den Annali dell'inst. archeol. Roma. 1837. Vol. IX. Archeologica egiziana. Primo articulo preliminario sull'alfabeto geroglifico. 1837. I. p. 5—100.

XIV. Statue di Todi. Bull. dell'inst. etc. 1837. Nr. III. p. 25—28.

XV. Notice sur deux statues Égyptiennes représentant l'une la mère du roi Ramsès-Sésostris, l'autre le roi Amasis. Avec 1 planche. Rome 1838.*) 8. Aus den Annali dell' inst. arch. Roma, 1837. Vol. IX. p.167—176.

XVI. Notice sur les bas-reliefs Égyptiens et Persans de Beirout en Syrie. Avec 1 planche. Rome 1838. 8. Annali dell' inst. arch. 1838. Vol. X. p. 12 bis 19.

*) Die 1838 auf dem Titel ist verdruckt für 1837.

XVII. Über die beiden ägyptischen Colossalstatuen der Sammlung Drovetti im Museum zu Berlin. Berl. Mon.-Ber. 1838. 8.

XVIII. Dieselbe Abhandlung französisch im Bulletino dell' inst. arch. 1838. p. 37—46 unter dem Titel Deux statues colossales égyptiennes de la collection Drovetti, qui se trouvent actuellement au musée royal de Berlin.

XIX. Sur l'ordre des colonnes-piliers en Égypte et ses rapports avec le second ordre égyptien et la colonne grecque. Avec 2 pl. Rome 1838. 8. Aus den Annali dell'inst. archeol. Roma. 1837. Vol. II. p. 65 ff.

XX. Monuments de Beirout. Annali dell' inst. arch. Roma 1838. p. 12—19.

XXa. Analise des inscriptions hiéroglyphiques (zu No. XV). Annali dell' inst. archeol. Roma 1838. Vol. X. p. 103.

XXI. Lettre sur les inscriptions de la grande pyramide de Gîzeh — in: Sam. Birch, Eclairciss. sur le cercueil du Roi Mycérinus. Berlin 1839. 4.

XXII. On the Obelisk of Philae — aus: The literary gazette. London 1839. No. 1163.

XXIII. Bassorilievo egizio presso di Smirna 1840. Lettera al Dottore E. Braun. Bull. dell' inst. archeol. Roma. 1840. p. 33—39.

XXIV. Über das Basrelief, den Ramses-Sesostris darstellend. Berl. Mon.-Ber. 1840. 8.

XXV. Bericht an die Akademie d. Wissensch. zu Berlin über den Erfolg seiner ägyptischen Studien. Berl. Mon.-Ber. 1840. 8.

XXVI. Marchi et Tessieri. L'aes grave del museo Kircheriano. Recension i. d. Annali dell' inst. arch. Roma 1841. p. 99—115.

XXVII. Über die ausgedehnte Anwendung des Spitzbogens

in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert. Als Einleitung zu der deutschen Übersetzung von Henry Gally Knight's Entwickelung der Architektur unter den Normannen. Lpzg. 1841. gr. 8.

XXVIII. Inscriptiones Umbricae et Oscae quotquot adhuc repertae sunt omnes. Ad ectypa monumentorum a se confecta edidit. Commentationes. Lps. 1841. 8. Tabulae ibid. eod. gr. Fol.

XXIX. Über die Tyrrhenischen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des Italischen Münzsystems von Etrurien aus. Lpzg. 1842. 8.

XXX. Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Alterthums, theils zum ersten Male, theils nach den Denkmälern berichtigt, herausgegeben und erläutert. 23 Tafeln. Lpzg. 1842. gr. Fol.

XXXI. Das Todtenbuch der Aegypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin mit einem Vorwort zum ersten Male herausgegeben. (79 Tafeln.) Lpzg. 1842. 4.

XXXII. Über den Bau der Pyramiden. Berl. Mon.-Ber. 1843. 8.

XXXIII. Über die Entdeckung des Labyrinths in Aegypten. Berl. Mon.-Ber. 1843. 8.

XXXIV. Über einen alten Nilmesser bei Semne in Nubien. Berl. Mon.-Ber. 1844. 8.

XXXV. Über Sprachen, Denkmäler, Inschriften und Civilisation der Äthiopier des Alterthums und jetzt. Berl. Mon.-Ber. 1844. 8.

XXXVI. Lettera sul suo viaggio in Egitto. Bull. dell' inst. archeol. Roma. 1845. p. 40—44. Brief aus Philae v. 15. Sept. 1844.

XXXVII. On the Nile Alluvium of Nubia. Extract of a letter from Dr. Richard Lepsius, Chief of the Prussian Scientific Commission in Egypt, to Dr. L. G. Morton, relative to the Language of the

Bishareens of Nubia, and the Alluvial Deposits of the Nile. With an Analysis of those Deposits by Prof. W. R. Johnson — in: The Proceedings of the Academy of National Sciences of Philadelphia. Jan. 21. 1845. 8.

XXXVIII. Reise von Theben nach der Halbinsel des Sinai vom 4. März bis 14. April 1845. Mit Tafeln. Berl. 1845. 8. Nicht im Buchhandel.

XXXIX. Englische Übersetzung v. XXXVIII. von Cottrell. Lond. 1846.

XL. Generalkarte der Halbinsel des Sinai. 1845.

XLI. Specialkarte der Kloster- und Stadtruinen von Farân. 1845.

XLII. Über das Felsenrelief zu Karabél. Archäologische Zeitung IV. 1846. S. 271—280.

XLIIa. Über einige syntaktische Punkte der hieroglyphischen Sprache. Berl. Mon.-Ber. 1846.

XLIII. Voyage dans la Presqu'île du Sinai etc., Lu à la société de Géographie, séances du 21 avril et du 21 Mai. Extrait du Bulletin de la soc. de géogr. Juin 1847. Paris. 8.

XLIV. Mittheilung über die Republication des durch den Stein von Rosette bekannten Priesterdekrets. Berl. Mon.-Ber. 1847. 8.

XLIVa. Über die in Philae aufgefundene Republication des Dekretes von Rosette und die ägyptischen Forschungen des H. de Saulcy. Ztschr. d. Deutsch. Morgenländ. Gesellschaft. Leipzig 1847. B. I. S. 264—320.

XLIVb. Lettre de M. le Dr. R. Lepsius à M. Letronne sur le décret bilingue de Philes dans son rapport avec le décret de Rosette et sur l'opinion de M. de Saulcy. Revue archéologique. 15 Avr. 1847. Année IV.

XLV. Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien (nach den Zeichnungen der von Sr. Maj. gesendeten Expedi-

tion .... herausgegeben und erläutert). 6 Abtheil. (894 Blatt.) Berlin 1849—59. fol. max.

XLVI. Die Chronologie der Aegypter. Einleitung und Theil I: Kritik der Quellen. Berlin, London, Paris 1849. 4.

XLVII. Über den ersten ägyptischen Götterkreis und seine geschichtlich-mythologische Entstehung. Mit 4 Tafeln. Berlin. Abhdlg. d. Akad. 1851. 4. Als Buch bei W. Hertz, Berl. 1851.

XLVIII. Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, geschrieben 1842—1845. Mit 2 Tafeln und 1 Karte. Berl. 1852. 8.

XLIX. Über die 12. ägyptische Königsdynastie. Mit 3 Tafeln. Berl. Akad. Abhdlg. 1852. 4. Berl. Mon.-Ber. 5. Jan. 1852.

L. Über einige Ergebnisse der ägyptischen Denkmäler für die Kenntnis der Ptolemäergeschichte. Berl. Akad. Abhdlg. 1852. 4.

LI. Bemerkungen zu dem Reiseberichte von Brugsch mit Bezug auf das Verhältnis der neu gefundenen Apisdaten zu einer 25 jährigen Apisperiode. Berl. Mon.-Ber. 1853. 8.

LIa. Über den Apiskreis. Ztschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. 1853. Bd. VII. S. 417—436.

LII. Über den chronologischen Werth einiger astronomischen Angaben auf ägyptischen Denkmälern. Berl. Mon.-Ber. 1854. 8.

LIII. Folgerungen aus Mariette's Mittheilungen für die Chronologie der 26. manethonischen Dynastie und die Eroberung Ägyptens durch Cambyses. Berl. Mon.-Ber. 1854. 8.

LIV. Über eine hieroglyphische Inschrift am Tempel von Edfu (Apollinopolis Magna). Mit 6 Tafeln. Berl. Ak. Abhdlg. 1854. 4. Bei Dümmler in Berl. 1855.

LIVa. Die ägyptischen Felsentafeln vom Nahr el-Kelb in Syrien. Berl. Mon.-Ber. Juni 1854. 8.

LIVb. Der Artikel „Aegypten" in Herzog's Real-Encyklopädie für Theologie und Kirche (1854). Bd. 1. S. 166—178.

LV. Königliche Museen. Abtheilung der Aegyptischen Alterthümer. Die Wandgemälde. 37 Tafeln nebst Erklärung von R. Lepsius. Berl. 1855. 2. Aufl. 1870. Fol. 3. Aufl. 1882. Quer-4.

LVI. Beschreibung der Wandgemälde in der ägyptischen Abtheilung. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berl. 1855. 4. Aufl. 1879. 8. (Nr. LV. ohne Abbildungen.)

LVII. Königliche Museen. Verzeichnis der ägyptischen Alterthümer und Gipsabgüsse von R. Lepsius. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berl. 1871. 4. Aufl. 1879. 5. Aufl. 1882. 8.

LVIII. Über eine hieroglyphische Inschr. am Tempel von Edfu (Apollinopolis Magna), in welcher der Besitz des Tempels an Ländereien (13209 1/16 Schoinia) unter der Regierung Ptolemaeus XI. Alexander I. verzeichnet ist. Berl. Mon.-Ber. 15. März 1855. 8.

LVIIIa. Über den Namen der Jonier auf den ägyptischen Denkmälern. Berl. Mon.-Ber. Juli 1855. 8.

LIX. Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Übertragung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in europäische Buchstaben. Berl. 1855. 8. S. a. den Bericht über das allgemeine linguistische Alphabet. Berl. Mon.-Ber. 15. Febr. u. 20. Dec. 1855. (Typenguß und fortschreitende Verbreitung des linguistischen Alphabets.)

LX. Über die 22. ägytische Königsdynastie nebst einigen Bemerkungen zu der 26. und andern Dynastieen des neuen Reichs. Mit 2 Tafeln. Berl. Ak. Abhdlg. 1856. 4. Dazu LXIa.

LXa. Nr. LX in englischer Übersetzung von Bell.

LXI. Über die Götter der vier Elemente bei den Aegyptern. Berl. Ak. Abhdlg. 1856. 4. Als Buch bei Dümmler, Berl. 1856.

LXIa. Über die XXII. Königs-Dynastie der Aegypter. Mit Bemerkungen über die XXI., XXIII. u. XXVI. Dynastie. Berl. Mon.-Ber. Juni 1856. 8. (LX.)

LXII. Über einen falschen Palimpsest. Berl. Mon.-Ber. 1856. 8.

LXIII. Über den falschen Uranios des Simonides. Allgemeine Augsburger Zeitung vom 11. Febr. 1856. Nr. 42. Vossische Zeitung vom 8. Febr. 1856. Deutsche allg. Zeitung vom 10. Febr. 1856.

LXIIIa. Entgegnung auf die Winne'sche Abhandlung über die chinesische Sprache. Berl. 20. Mai 1856.

LXIV. Über die manethonische Bestimmung des Umfangs der ägyptischen Geschichte. Berl. Ak. Abhdlg. 1857. 4. (Dazu Berl. Mon.-Ber. Aug. 1857.)

LXIVa. Über die 26. ägyptische Königsdynastie und die Eroberung Aegyptens durch Kambyses. Berl. Mon.-Ber. 1857. 8.

LXV. Über mehrere chronologische Punkte, die mit der Einführung des julianischen und alexandrinischen Kalenders zusammenhängen. Berl. Mon.-Ber. 11. Nov. 1858. 8.

LXVa. Brief an Dr. Bell in reply to the strictures contained in H. von Gumpach's papers on the reign of Menes. Transactions of the roy. soc. etc. 1858.

LXVI. Königsbuch der alten Aegypter. Abthlg. I. 169. S. Text und 23 synoptische Tafeln der ägyptischen Dynastieen. Abthl. II: 73 hieroglyphische Tafeln mit 987 Königsschildern. Berl. 1858. kl. Folio.

LXVIa. Über einige Punkte der Herodotischen Chronologie. Angekündigt i. d. Berl. Mon.-Ber. 1858. 8. Nicht zur Veröffentlichung gelangter Vortrag.

LXVII. Über einige Berührungspunkte der ägyptischen, griechischen und römischen Chronologie. Berl. Ak. Abhdlg. 1859. 4. (Dazu: Berl. Mon.-Ber. Aug. 1858. 8.)

LXVII a. Mittheilungen 1. über Einführung des Alexandrinischen Kalenders unter Augustus, 2. über Wiederherstellung des zur Zeit der Ptolemäer aufgestellten Dionysischen Kalenders, 3. Wiederherstellung des Eudoxischen Kalenders u. s. w. 4. Wiederherstellung der Parapegmen der Aegypter, des Demokrit u. s. w. 5. Über die Jahres- und Tagesbestimmung der Eroberung Trojas u. s. w. Berl. Mon.-Ber. 10. Febr. 1859.

LXVII b. Anzeige der Übergabe der 15 letzten Lieferungen des ägyptischen Denkmälerwerkes, welches die Akademie von Sr. Maj. dem Könige zum Geschenk erhalten hatte. Berl. Mon.-Ber. 3. Nov. 1859.

LXVIII. Über die Umschrift und Lautverhältnisse einiger hinterasiatischer Sprachen, namentlich des Chinesischen und des Tibetischen. Berl. Mon.-Ber. 16. Febr. und 5. März 1860. 8. Ak. Abhdg. 1860. 4.

LXIX. Inǵīl Jesū mesīhni-lin, Margosin fäisīn nagittā. The gospel according to St. Mark translated into the Nubian language. 1860. 8.

LXX. Über die arabischen Sprachlaute und deren Umschrift nebst einigen Erläuterungen über den harten i-Vokal in der tartarischen, slavischen und der rumänischen Sprache. Berl. Mon.-Ber. 2. Mai 1861. 8. Ak. Abhdlg. 1861. 4.

LXXI. Das ursprüngliche Zendalphabet. Mit 3 Tafeln. Berl. Mon.-Ber. 31. März 1862. 8. Berl. Abhdlg. 1862. 4.

LXXI a. ist, als nicht veröffentlicht, fortgefallen.

LXXII. Litterae gutturales und Litterae faucales. Zeitschr. für vergleichende Sprachforschung von Kuhn. 1862. XI. p. 442 ff.

LXXIII. Über das Lautsystem der persischen Keilschrift. Berl. Mon.-Ber. 3. Apr. 1862. 8. Berl. Akad. Abhdlg. 1862. 4.

LXXIV. Standard alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to an uniform orthography in European letters. Second edition. London and Berlin 1863. 8. Die erste Ausgabe ist wohl das 1855 auf Deutsch erschienene Werk: „Das allgemeine linguistische Alphabet". S. Nr. LIX *).

LXXV. Über den Umfang und die Verschiedenheit der menschlichen Sprachlaute. Berl. Mon.-Ber. 1863. 8.

LXXVI. Mittheilung über eine von H. Dümichen zu Abydos neuentdeckte Königsliste. Berl. Mon.-Ber. 27. Oct. 1864. 8.

LXXVII. Die Sethostafel von Abydos. Zeitschr. für ägyptische Sprache und Alterthumskunde. 1864. S. 81.

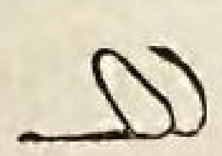
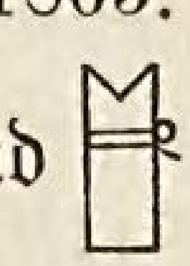
LXXVIII. Texte des Todtenbuches a. d. alten Reiche. Zeitschr. f. äg. Spr. u. A. 1864. S. 83.

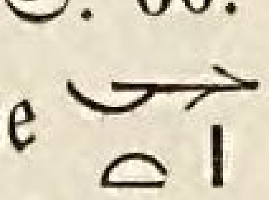
LXXIX. Die altägyptische Elle und ihre Eintheilung. Mit 4 Tafeln. Berl. Ak. Abhdlg. 1865. 4. Als Buch bei Dümmler, Berl. 1865. 4.

LXXX. Über „rechts" und „links" im Hieroglyphischen. Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1865. S. 12.

LXXXI. Nachtrag dazu. ibid. 1865. S. 22.

LXXXII. Über die mit den Nomenlisten verbundenen geographischen Nomenreihen. ibid. 1865. S. 38.

LXXXIII. Über die Zeichen ,  und  in den topographischen Listen. ibid. 1865. S. 60.

LXXXIV. Über die hieroglyphische Gruppe  als Orgyia von 4 Ellen oder 6 Fuß. ibid. 1865. S. 101.

---

*) Eine frühere englische Ausgabe des Standard alphabet als die von 1863 ist nicht zu ermitteln und wird auch nicht in Low's „English Catalogue of books" erwähnt.

LXXXV. Die Regel in den hieroglyphischen Bruchbezeichnungen. ibid. 1865. S. 101.

LXXXVI. Al Fondatore dell'Instituto archeologico in Roma Odoardo Gerhard nel cinquantesimo anno della sua laurea dottorale. (Einleitung der Nuove memorie dell'inst. archeol.) Berl. 1865. Festschrift im Namen des Instituts und der Centraldirection desselben (Abeken, Lepsius, Mommsen, Haupt, Duc de Luynes, Welcker, Kircher, Meineke u. de Witte) von Lepsius verfaßt.

LXXXVII. Das bilingue Dekret von Kanopus in der Originalgröße mit Übersetzung beider Texte. Thl. I mit 8 Tafeln. Berl. 1866. fol.

LXXXVIII. Reisebericht aus Aegypten. Berl. Mon.-Ber. 17. Mai 1866. 8.

LXXXIX. Entdeckung eines bilinguen Dekretes. Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1866. S. 29.

XC. Das Dekret von Kanopus. Erklärung. ibid. 1866. S. 49.

XCI. Über die Umschrift des Hieroglyphischen. ibid. 1866. S. 73.

XCII. Über den Obelisk in der Münchener Glyptothek. ibid. 1866. S. 95.

XCIII. Zusatz über denselben. ibid. 1867. S. 20.

XCIV. Recension über „G. F. Unger, Chronologie des Manetho." Literarisches Centralblatt von Zarncke. 1867. S. 1121.

XCV. Älteste Texte des Todtenbuchs nach Sarkophagen des altägyptischen Reichs im Berliner Museum. Berl. 1867. Fol.

XCVI. Zu dem Artikel des Herrn Baillet (de la transcription des hiéroglyphes). Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1867. S. 70.

XCVII. Über den chronologischen Werth der assyrischen Eponymen und einige Berührungspunkte mit der ägyptischen Chronologie. Berl. Ak. Abhdlg. 1868. 4.

XCVIII. Über die Anwendung des lateinischen Universal-Alphabets auf den chinesischen Dialekt von Canton und über die Berufung auswärtiger Gelehrter an eine in Peking zu gründende kaiserliche Lehranstalt. Berl. Mon.-Ber. 5. März 1868. 8.

CXIX. Das Sothisdatum im Dekret von Kanopus. Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1868. S. 36.

C. Über eine zu Pompeji gefundene hieroglyphische Inschrift. ibid. 1868. S. 85.

CI. Nachtrag zu dem Artikel von Brugsch: Über die vier Elemente. ibid. 1868. S. 127.

CII. Grundplan des Grabes König Ramses' IV. in einem Turiner Papyrus. Mit 1 Tafel. Berl. Ak. Abhdlg. 1869. 4.

CIII. Die Kalenderreform im Dekret von Kanopus. Zeitschr. f. äg. Spr. u. A. 1869. S. 77.

CIV. Der letzte Kaiser in den hieroglyphischen Inschriften. ibid. 1870. S. 25.

CV. Über die Annahme eines sogenannten prähistorischen Steinalters in Aegypten. ibid. 1870. S. 89 u. 113.

CVI. Über die Papyrusinschrift mit dem doppelten Kalender. ibid. 1870. S. 167.

CVII. Die Metalle in den ägyptischen Inschriften. Mit 2 Tafeln. Berl. Ak. Abhdlg. 1871. 4.

CVIII. Über einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwickelung. Berl. Ak. Abhdlg. 1871. 4.

CVIII a. Über die äthiopischen Sprachen und Völker zwischen Aegypten, Abyssinien und den Ländern der Negervölker. Berl. Ak. Abhdlg. 1872. 4.

CIX. Des Sesostris Herakles Körperlänge. Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1871. S. 52.

CX. Der Bogen in der Hieroglyphik. ibid. 1872. S. 79.

CXI. Kupfer und Eisen. ibid. 1872. S. 113.
CXII. Ausstellung von Portraits verstorbener Gelehrter und Künstler Berlins. Catalog. 1873. 8. Diese Ausstellung war zum Besten des Ankaufs eines Wohnhauses für Studirende v. 21—30. März 1873 geöffnet.
CXIII. Kgl. Bibliothek. Die Ausstellung aller auf den Krieg von 1870—1871 bezüglichen Schriften u. Bilder. 1873. 8. Im Mittelsaale der kgl. Bibliothek. v. 9. Oct. bis 2. Nov. 1873 zugänglich.
CXIV. Vicomte E. de Rougé. Zeitschr. f. äg. Spr. u. A. 1873. S. 23.
CXV. Hieroglyphische Inschriften in den Oasen von Xârigeh und Dâχileh. ibid. 1874 S. 73.
CXVI. Trinuthis und die ägyptischen Oasen. ibid. 1874. S. 80.
CXVII. Die Inschrift des nubischen Königs Silko. Berl. Mon.-Ber. 5. Apr. 1875. 8.
CXVII a. Die griechische Inschrift des nubischen Königs Silko. Hermes 1875. Bd. X. S. 129—144.
CXVIII. Liste der hieroglyphischen Typen des Herrn F. Theinhardt. Berlin 1875. kl. Fol. Auch als Beilage zu der Zeitschr. f. äg. Spr. u. A. 1875.
CXIX. Vom internationalen Orientalisten-Congreß in London. Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1875. S. 1.
CXX. Über den Kalender des Papyrus Ebers und die Geschichtlichkeit der ältesten Nachrichten. ibid. 1875. S. 145.
CXXI. Recension über die von G. Ebers besorgte Publication des Papyrus Ebers. Literarisches Centralblatt v. Zarncke. 1875. S. 1582 ff.
CXXII. Aufforderung (zu Mittheilungen von Seiten derjenigen kleineren Museen oder Privatsammlungen, welche sich im Besitz von Todtenpapyrus befinden, über dieselben). Zeitschr. f. äg. Spr. u. A. 1876. S. 48.

CXXIII. Les métaux dans les inscriptions égyptiennes. Traduit par W. Berend. Avec des additions de l'auteur. Avec 2 planches. Paris 1877. 4.

CXXIV. Die babylonisch-assyrischen Längenmaße nach der Tafel von Senkereh. Mit 1 Tafel. Berl. Ak. Abhdlg. 1877. 4.

CXXV. Das Stadium und die Gradmessung des Eratosthenes auf Grundlage der ägyptischen Maße. Zeitschr. f. äg. Spr. u. A. 1877. S. 3.

CXXVI. Über die widderköpfigen Götter Ammon u. Chnumis, in Beziehung auf die Ammonsoase und die gehörnten Köpfe auf griechischen Münzen. ibid. 1877. S. 8.

CXXVII. Die babylonisch-assyrische Längenmaß-Tafel von Senkereh. ibid. 1877. S. 49.

CXXVIII. Eine ägyptisch-aramäische Stele. ibid. 1877. S. 127.

CXXIX. Weitere Erörterungen über das babylonisch-assyrische Längenmaßsystem. Berl. Mon.-Ber. 6. Dec. 1877 und 4. Febr. 1878. 8.

CXXIX a. Über die Sprachgruppen der afrikanischen Völker. Berl. Ak. Abhdlg. 1879. 4.

CXXX. Nubische Grammatik mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas. Berl. 1880. 8.

CXXXI. Über die Wiedereröffnung zweier ägyptischer Pyramiden nach Mittheilungen von Prof. Brugsch. Berl. Sitzungs-Ber. 1881. 8.

CXXXII. Bericht über den Fortgang der von E. Naville unternommenen Herausgabe des Thebanischen Todtenbuchs. Berl. Sitzungs-Ber. 1881. 8.

CXXXIII. Bemerkung (zu den neu geöffneten Pyramiden von Saqqara). Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1881. S. 15.

CXXXIV. Die XXI. Manethonische Dynastie. Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1882. S. 103 u. 151.

CXXXV. Eine Sphinx. ibid. 1882. S. 117.

CXXXVI. „Die ägyptischen Längenmaße" von Dörpfeld beleuchtet von R. Lepsius. Aus den Mittheilungen des archäologischen Instituts zu Athen. 1883. VIII. S. 227—245. 8.
(Dörpfeld's Abhandlung, gegen welche diese Streitschrift sich richtet, ibid. S. 36 ff.)

CXXXVII. Die Längenmaße der Alten. Berl. Sitzungs-Ber. 1883. 8.

CXXXVIII. Über die Lage von Pithom (Succoth) u. Raëmses (Heroonpolis). Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1883. S. 41.

CXXXIX. Über die Maße im Felsengrabe Ramses' IV. Ztschr. f. äg. Spr. u. A. 1884. S. 1.

CXL. Über die 6 palmige große Elle von 7 kleinen Palmen-Länge, in dem „Mathematischen Handbuche" von Eisenlohr. ibid. 1884. S. 6.

CXLI. Die Längenmaße der Alten. Berlin. W. Hertz. 1884.

CXLII. Der Artikel „Aegypten" in Brockhaus' Conversations-Lexicon.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Ebers, Georg,

Richard Lepsius ein Lebensbild

Leipzig 1885